Zwischen Jura und Alpen.

Zwischen Jura und Alpen.

Zwischen

Jura und Alpen.

Erzählungen und Lebensbilder

von

Jacob Frey.

Erster Band.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1858.

Vorwort.

Nachfolgende Erzählungen sind zum Theil in verschiedenen schweizerischen Zeitschriften und Druckwerken zerstreut unter dem Pseudonym J. Reif erschienen. Durch ihre Zusammenstellung tritt manche persönliche Anschauung des Verfassers, besonders heimathlicher Verhältnisse und Zustände, bestimmter hervor, als dies im Einzelnen geschehen konnte; deshalb hält er sich verpflichtet, nun auch mit seinem wirklichen Namen dafür einzustehen.

Bern, im August 1858.

Dr. J. Frey.

Inhaltsverzeichniß

des ersten Bandes.

Eine Dorf-Ehe.

Die Morgensonne war kaum über die waldigen Höhen in das Dörflein hereingebrochen, als sich auch schon die muntere Jugend auf den Straßen zu tummeln begann und lustig, wie die Schwalben auf den Dächern, dem blühenden Maimorgen entgegenzwitscherte. Es war aber auch ein Festtag heute; vom Himmel wie in freundlicher Absicht mit lauen Lüften, Sonnenschein und Blüthenduft ausgeschmückt, sollte er, wenigstens der Vormittag, vom größten Theile der Dorfbewohner mit fröhlicher Theilnahme gefeiert werden.

Während das kleine Völklein sich unten am letzten Hause vor der Kirche sammelte und eifrig bemüht war, die Straße mit langen Stangen zu verbarrikadiren, zogen die Jünglinge mit Mörsern und anderm Schießgewehr auf eine Anhöhe jenseit des Dorfes; Männer, Weiber und erwachsene Töchter standen in Gruppen vor den Häusern, grüßten und kritisirten Leute, die hie und da im Festschmucke die Straße aufwärts gingen. Kurz — es war heute der Hoch-

zeitstag des reichsten Sohnes mit der schönsten Tochter im Dorfe. Endlich, als schon manche sorgliche Hausmutter trotz ihrer Neugierde zu berechnen anfing, wie viele Geschäfte auf Acker und Wiese warteten, begannen die Glocken in den stillen Morgen herauszuklingen und bald darauf verkündeten die Schüsse von der nahen Anhöhe, daß sich der Festzug in Bewegung gesetzt habe. Nun Zuruf und Glückwunsch von allen Seiten. Wie der Bräutigam daherschritt, stramm und kräftig, am Arme die schlanke, schmiegsame Gestalt Meile's, da mußte selbst der Neid gestehen: bei Gott, ein schöner Pärchen gibt's nimmer im ganzen Aargau!

Die Spitze des Zuges war an den verhängnißvollen Barrikaden angelangt; links und rechts standen die dichtgedrängten Kinderschaaren, darunter arme Weiber, die von der Festfreude eine Gabe erwarteten. Diese wurde denn auch in unerhört reichlichem Maße gespendet, als der Ruf erscholl: was ist die Braut werth, was ist die Braut werth! Bräutigam und Gäste ließen einen dichten Regen kleiner Münze auf den Schwarm niederfallen, der im Augenblicke lärmend und schreiend auf dem Boden durcheinander krabbelte wie ein aufgestörter Ameisenhaufen.

Die Braut schaute lächelnd auf das bunte Treiben, wie ein blondköpfiges Mädchen seine Beute vertheidigte oder die Knaben sich habgierig in die Haare geriethen, als sie durch einen halberstickten Angstruf hart hinter ihr erschreckt wurde. Da lag die alte Schwefelhölzle-Vrene am Boden, ohne sich wieder aufhelfen zu können; ihr ganzer Kram war aus dem umgestürzten Körbchen gefallen und drüberhin der Inhalt

zweier Eier ausgegossen, welche die Arme diesen Morgen schon von einer guten Frau bekommen haben mochte. Ein wilder Knabe hatte sie umgeworfen, als sie nach einem Batzen haschen wollte. Die Alte blickte in ihrer hilflosen Lage so kläglich zu der blühenden Braut empor, daß diese ihr rasch die Hand reichte und im Aufhelfen einen Gulden in das Körbchen fallen ließ. „Vergelt's Gott, vergelt's Gott," rief die Frau mit heiserer Stimme, „ich will dir d'ran denken, Meile." Der Bräutigam schaute bei diesem Rufe ebenfalls um und zog die Braut hastig und erschrocken vorwärts, als er die Schwefelhölzle-Vrene erblickte. „Der hättest du Nichts geben sollen," flüsterte er, „jetzt hat sie ein Pfand." Meile lächelte, ungläubig den Kopf schüttelnd; aber in diesem Augenblicke war es ihm, als ob die künftige Schwiegermutter spöttisch und höhnend über seine Schulter hereingeschaut habe. Es konnte sich eines leichten Schauers nicht erwehren, und stiller, fast träumend, betrat es die Stufen, die zur Kirche hinanführten.

Jeder Mensch, auch der sich klare und gebildete, ist in entscheidenden Lebensmomenten einem gewissen Aberglauben zugänglich; die ungewisse, neu sich gestaltende Zukunft sucht im gewöhnlichsten Gegenstande ein Deutungszeichen. Hier aber war noch ein besonderer Grund vorhanden. Die Schwefelhölzle-Vrene war in der ganzen Gegend als Wahrsagerin, wo nicht gar als eine Hexe bekannt; gewiß war's, daß sie manchmal im Zustande der „Verzückung," wie die Leute sagten, mancherlei wunderbare Dinge prophezeien konnte. Als Meile das kalte Gesicht der Schwiegermutter über seine Schulter sich hereinbeugen sah, da zog es an sei-

nem Innern vorüber wie ein schwerer, halbvergessener Traum — es erinnerte sich, in seiner Kindheit gehört zu haben, daß auch sie, die zukünftige Schwieger, mit übernatürlichen Mächten im Bunde stehe.

Braut und Bräutigam würden den Hochzeitstag kaum so heiter verlebt haben, wie es geschah, hätten sie gewußt, was die Schwefelhölzle-Vrene trieb, während drinnen am Altar der Pfarrer den Segen Gottes auf die Neuvermählten herabrief. Die Alte kroch auf dem Kirchhofe an einem frisch aufgeworfenen Grabe herum und scharrte mit den Füßen suchend in der lockern Erde, bis sie ein kleines Stück von einem Sarge fand; mit einem Nagel, den sie ebenfalls vom Boden aufgehoben, bohrte sie ein Loch durch dasselbe; dann versteckte sie sich unter die niederhängenden Zweige einer Trauerweide.

Als der Hochzeitzug wieder aus der Kirche trat und von der Anhöhe herab mit donnernden Schüssen begrüßt wurde, hob die lauernde Alte ihr Sargstück an das rechte Auge und schaute durch das Loch dem Paare aufmerksam nach, bis es hinter den Häusern verschwunden war. „Armes Meile,“ sagte sie mitleidig, das Brettchen in das offene Grab werfend, „dein Herz glänzt wie Gold und du kannst kein Leiden sehen, ohne helfen zu wollen; aber du selbst wirst Leiden genug haben — ich sehe Nichts als kleine Särge.“

Und ein Glück war's für die junge Frau, daß sie Nichts wußte von dieser unheilschwangern Prophezeiung; Besorgniß und Trauer am schönsten Tage ihres Lebens hätten doch nicht vermocht, das unabänderliche Geschick der kommenden aufzuhalten. Der unheimliche Eindruck, den das kleine Er-

eigniß auf dem Kirchgange hervorgerufen, war verschwunden und vergessen, und mit heiterm Lächeln betrat Meile den Weg, der von der Straße nach dem elterlichen Hause seitwärts ablenkte, hinauf nach der Halden, wo seine neue Heimath stand. Hier droben sollte die Hochzeit zugleich mit dem Einweihungsfeste des neuerbauten Hauses gefeiert werden und kaum hätte ein lieblicherer Ort zu einer solchen Feier, wie zu einem friedlichen, heiteren Leben gefunden werden können.

Im Hintergrunde einer kleinen länglichrunden Hochebene stand unter Bäumen versteckt das weitläufige, alte Bauernhaus, in dem Christen, Meile's junger Gatte, geboren war; darin sollte auch fortan seine Mutter und der ältere, unverheirathete Bruder wohnen bleiben. Weiter vorwärts, fast in der Mitte der zusammengehörenden Aecker und Wiesen, war das neue Haus für das junge Pärchen gebaut. Wie ein Kirchlein leuchtete es mit seinen weißen Mauern und dem rothen Ziegeldache in's Thal hinunter, und man hätte meinen sollen, daß Noth und Jammer des Menschenlebens nicht wagen dürften, zu diesem stillen Friedenssitze hinaufzusteigen. Gegen Süden und Osten schauten über die nahen Wälder herein die Häupter der Schneegebirge, in weitem Kranze von den Wetterhörnern bis an den Säntis hinaus, während links abwärts hinter einem Walde von Fruchtbäumen hervor der Spiegel des Hallwylersee's glänzte wie ein blauer Frühlingshimmel, der sich auf die Erde niedergesenkt.

„Was meinst, Meile," sagte Christen, als sie dem festlichgeschmückten Hause zugingen, „wird's dir hier gefallen?"

„Ja," antwortete es ernst, den Arm des lieben Mannes an seine Brust drückend, „ja, Christen, hier wollen wir friedlich leben und selig sterben."

Bis spät in die Nacht hinein schallte der Jubel der Hochzeitsgäste von der Halden in's Dorf hinunter.

Meile's Hoffnung auf ein friedliches, inniges Zusammenleben war in Erfüllung gegangen; drei Jahre hatte es mit Christen gelebt und noch nie war ein hartes Wort zwischen ihnen gewechselt worden. Das konnte aber auch gar nicht anders sein. Die Beiden waren schon als Kinder unzertrennliche Gespielen gewesen; die Liebe der Herangewachsenen war nur das helle Erwachen der Gefühle, die schon in den Kinderherzen geschlummert hatten, und die Ehe der Wall, der endlich dieses liebliche, jahrelange Füreinanderleben schützend umschließen mußte. Der Segen des Friedens lag sichtbarlich auf dem jungen Haushalte; Alles gedieh in Garten und Feld und die neue Wohnung füllte sich fast mühelos mit blühendem Wohlstande.

Die Leiden jedoch sollten auch nicht fehlen. Meile hatte im ersten Jahre der Ehe ein Mädchen geboren, das, nachdem es drei Monate das Glück und die Freude der Eltern gewesen, von einer zehrenden Krankheit befallen wurde. Mit blutendem Herzen standen die Eltern am Grabe ihres erstgeborenen Kindes und weinend saßen sie daheim an der leeren Wiege, aus der ihnen vor Kurzem noch eine reiche, hoffnungsvolle Zukunft entgegengelächelt hatte.

„Ich weiß nicht," sagte Meile, die Thränen trocknend,

indem es den betrübten Vater sinnend anschaute, „ich weiß nicht, Christen, wie mir's auch ist. Seit der Himmel das Kind zu sich genommen, glaub' ich, sei meine Liebe zu dir eine ganz andere geworden; es kommt mir vor, als hab' ich dich bisher zu irdisch, vielleicht zu sündlich geliebt. Es ist wohl nicht wahr; aber gewiß liebe ich dich viel inniger, da uns durch Gottes Wille unser Kind genommen ist. Ich meine, der Himmel achte jetzt genauer auf unser Leben und unsere Liebe." „Wie du sprechen kannst!" sagte Christen und zog sein Weib mit einem traurigen Lächeln an seine Brust — „sieh', das gerade dacht' ich auch; aber ich fand keine Worte, dir's auszudrücken."

Die Gatten konnten mit diesem Troste den Schmerz um so eher überwinden, als Meile bereits wieder die Hoffnung neuen elterlichen Glückes unter dem Herzen trug. Abermals wurde ein Mädchen geboren, das gesund und frisch dem Leben entgegenlächelte. Der Vater hätte lieber einen Knaben gehabt, nicht blos aus der gewöhnlichen Eigenliebe der Männer; es lag dem stillen Wunsche halb unbewußt die Angst vor dem Schicksale des ersten Kindes zu Grunde. Doch war er zartfühlend genug, diesen Wunsch nicht merken zu lassen; war ja die Lücke ausgefüllt, welche die vernichteten Hoffnungen auf das Erstgeborene zurückgelassen hatten. Meile meinte, das Kind müsse wieder nach ihm selbst und dem Schwesterchen, das unter dem Boden liege, getauft werden — die Mutter wieder Pathin sein. „Nein, nein," sagte Christen rasch, fast heftig, „das kann nicht immer so geh'n; es muß Anneli heißen und meine Mutter Gevatterin sein." Meile wurde durch die Heftigkeit dieses Widerspruches auf-

merksam; es heftete den Blick auf das verlegene Gesicht seines Mannes und hatte auf der Stelle errathen, was in dessen tiefstem Herzensgrunde vor sich ging. „Wie du willst," sagte es langsam und sinnend. Christen beugte sich nieder, um den leichten Schatten wegzuküssen, der sich auf der bleichen Stirne der Wöchnerin gelagert hatte; aber ein dunkles Gefühl konnte er nicht sogleich verwischen, das in die Seele der jungen Mutter geschlichen, vor der in diesem Augenblick das höhnende Gesicht der Schwieger stand, Zug für Zug, wie sie dasselbe am Hochzeitsmorgen über die Schultern herein angeschaut.

Meile mußte sich mit aller Gewalt gegen solche unheimliche Gedanken wehren, die wie neckende, spottende Traumbilder seine Sinne umspinnen wollten; es mußte sich alle die Liebe und Güte in Erinnerung rufen, die es von seiner Schwiegermutter erfahren, und konnte doch endlich nur in einem inbrünstigen Gebete Beruhigung finden. Die Zerstreuung indessen, die von der süßen Arbeit mit dem Kleinen gebracht wurde, verwischte die letzten Spuren, die der unbedeutend scheinende Vorfall zurückgelassen hatte. Als am Tauftage die festlich geschmückte Pathin den kleinen Engel mit inniger Liebe kosend und küssend auf die Arme nahm, dachte Meile: ich bin doch manchmal eine rechte Thörin — verzeihe mir Gott die Sünde, die ich in Gedanken begangen habe!

Das kleine Anneli blühte frisch auf mit den Blumen draußen im Garten, die mit ihm von der Frühlingssonne in's Leben geweckt worden waren; aber als die Tulpe ihren Kelch in der steigenden Sommerhitze zu neigen begann, da begann auch die frische Farbe auf des Kindes

Wangen zu bleichen und der Herbst streute seine fallenden Blätter auf das Grab, in welches der kleine Sarg gesenkt worden.

Diesmal konnten die unglücklichen Eltern den Trost nicht mehr finden, der den Schmerz um den Tod des ersten Kindes mit einem verklärenden Schimmer umgeben hatte. Lautlos saßen sie in der Stube in starrem Jammer. Keines fand für das Andere ein stärkendes Wort und Jedes ging auf entfernten Wegen seinen eigenen trüben Vorstellungen nach. Das sind schlimme, entscheidende Augenblicke im menschlichen Leben, wenn von zwei zusammengehörenden Herzen ein gemeinsamer Schmerz nicht gemeinsam beweint wird. Zum ersten Male durchwühlte Christen ein Gedanke, der sich langsam und verworren in seinem Innern herumschlich und endlich mit erschrecklicher Klarheit vor ihm stand: Hättest du eine andere Frau, würden deine Kinder nicht so wegsterben. Der betrübte Vater fuhr erschrocken mit der Hand nach der Stirne, als wollte er die unheimliche Vorstellung wegwischen, und ein Glück war's, daß gerade sein Auge auf Meile fiel. Es saß bleich mit vorgebeugtem Haupte, die Hände auf dem Schooß gefaltet, während unter der langen Wimper hervor eine langsame Thräne blinkte. Christen stand auf und legte seine Hand auf die Schulter der armen Mutter. „Meile," sagte er mit weicher Stimme; er mußte sich selbst zürnen, als es seine thränenfeuchten blauen Augen zu ihm aufschlug. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen," sprach er, „sein Name sei gepriesen!" Meile lehnte den Kopf still an die Brust des geliebten Mannes, bis heftig hervor-

stürzende Thränen dem gequälten Herzen Linderung verschafften.

Wenn sich einmal ein Gedanke in die Brust gesenkt, so kann er lange darin verborgen liegen wie ein Samenkorn in der Erde; aber er keimt und treibt und regt sich, manchmal in verwirrten Traumbildern, manchmal steigt er am Tage auf wie ein Nebel aus stillen, tiefen Wassern, oder steht plötzlich da, wie eine Wolke am klaren Himmel; man weiß nicht, woher sie gekommen ist. Meile konnte nie ganz vergessen, daß die Schwieger keine einzige Thräne geweint bei der Leiche ihrer kleinen Pathin, und dabei sah es dann allemal wieder das Gesicht vom Hochzeitsmorgen. Christen saß oft grübelnd in sich selbst verloren und fuhr bei einem Geräusche erschrocken auf, als ob er befürchte, belauscht zu werden; dann ging er gewöhnlich zu Meile und sagte ihm heftige Liebesworte.

Ein öffentliches Ereigniß unterbrach diese brütende Einsamkeit des winterlichen Landlebens. Es war im Anfange des Jahres 1845. Von allen Seiten kamen Luzerner Flüchtlinge, von denen Christen manche durch Handel und Wandel kannte. Sie begannen sich an der Grenze als Freischaaren zu organisiren und Christen half mit, aus Theilnahme an den Personen, aus Interesse an der Sache — er wußte es selbst nicht recht! aber er konnte dem winterlichen Müßiggehen und dessen schlimmen Gesellen, den trüben Gedanken, entfliehen. Zudem sah er so wenig wie Meile das Unternehmen für gefährlich an, und Letzteres wehrte nicht, weil es den geheimen Grund von seines Mannes Beginnen ahnen mochte.

Zwei Tage nach dem Ausmarsche brachten die versprengten Flüchtlinge Jammer und Schrecken in die Heimath zurück, aber Christen war nicht unter ihnen! Meile konnte nur erfahren, daß er mit einer Abtheilung nach Malters gezogen und dort in der Schreckensnacht gefallen oder gefangen worden sei. Der Entschluß der jungen Frau war bald gefaßt. Durch Geld und gute Worte vermochte sie einen Knecht zu ihrem Begleiter zu bewegen, und schon in der Morgendämmerung des 3. April rollte sie in ihrem Bernerwägele über die Luzerner Grenze. Nach vielen Mühen und Fährlichkeiten gelang es Meile, seinen gefangenen Mann zu sehen und ihm den Trost zu bringen, den allein treue, aufopfernde Liebe in solcher Lage zu spenden vermag. Christen that es unendlich wohl, sich von allen seinen Leidensgenossen beglückwünscht zu sehen und zu bemerken, wie selbst die feindlichen Wächter der schönen, muthigen Frau ihre Achtung nicht versagen konnten. Die langen Wochen der Gefangenschaft läuterten seine Empfindungen wieder; er sehnte sich nach seinem Weibe, wie er sich als Bräutigam gesehnt hatte, wenn er einige Tage auf entfernten Straßen gehen mußte, und bei seiner endlichen Heimkehr schloß er sie in seine Arme wie am Tage, da sie sich zum ersten Male ihre Liebe gestanden. Es war, als ob das Schicksal dem Manne das lang erduldete Ungemach vergüten wolle — Meile gestand, daß es sich wieder guter Hoffnung fühle.

Das war für Christen ein reicher Sommer voll Hoffnung und Glück, dessen Meile freilich nicht in dem Grade theilhaftig werden konnte. Trübe Ahnungen von Tod und Grab umdüsterten sein Herz und ließen der frohen Aussicht

auf eine glückliche Zukunft nur selten Raum. Wie oft kniete es in stillen Nächten vor seinem Bette und flehte zu Gott, das Kind, das es unter seinem Herzen trug, gesund zu erhalten und wenn er ein Leben fordere, lieber das seinige zu nehmen. — Aber nicht jedes Gebet findet Erhörung.

Meile genas eines gesunden, kräftigen Knaben und jetzt hatte des Vaters Freude alles Maß überschritten. „Mach' doch kein so betrübtes Gesicht," sagte er zu Meile, als er bemerkte, wie das Mutterauge mit banger Hoffnung auf dem Kinde ruhte, „die andern waren Mädchen, zarte Dinger, die keinen kalten Hauch vertragen konnten — o das ist ein starker Bube, dem thut's Nichts," und dabei küßte er das Kind so heftig, daß Meile ihm ernstlich abwehren mußte.

Der Kleine sollte den Namen seines Vaters erhalten; die Schwieger mußte denselben trotz Meile's innerem Widerstreben aus der Taufe heben, da die eigene Mutter der Wöchnerin krank war. Den Armen des Dorfes war es lange nicht so gut geworden als an diesem Tauftage; der reiche Haldenbauer spendete in ungemessener Freude, was Küche und Keller seines stattlichen Hauses zu spenden vermochten.

Der kleine Christen wuchs und gedieh; als er den verhängnißvollen dritten Monat glücklich zurückgelegt, verschwanden vor dem immer heitern Lächeln des Kindes allmälig auch die Besorgnisse der Mutter, wie die Nebel vor der Morgensonne; aber doch fuhr sie jedesmal nach dem kleinen Lieblinge, wenn die Schwieger in die Stube trat,

und wie oft sie sich auch selbst Vorwürfe machte über ihre verschwiegenen Gedanken, sie war nicht im Stande, sich derselben gänzlich zu erwehren.

Einmal, es war um Mitternacht, wurden die beiden Eltern von einem durchdringenden Schrei aus dem Schlafe geweckt. Meile glaubte, noch halb schlaftrunken, eine luftige Gestalt an dem mondhellen Fenster vorüberschweben zu sehen. Christen war aus dem Bette gesprungen und hatte Licht gemacht. Das Kind schlummerte ruhig, aber bleicher als gewöhnlich. „Hast du Nichts gesehen?" fragte Meile. „Nein," antwortete Christen, „aber ich glaubte, du habest vorhin an der Wiege gestanden. Was hast denn du gesehen?" „Ach, es wird nur der Schatten vom Birnbaume gewesen sein — ich glaube, die Aeste bewegen sich im Winde und der Mond scheint so hell." Die arme Mutter wollte mit diesen Worten sich selbst beruhigen; aber erst nach langen, unter ängstlichen Gedanken und Vorstellungen durchwachten Stunden vermochte sie wieder einzuschlafen.

Ihr Schlummer wurde von einem qualvoll peinlichen Traum beunruhigt. Es kam Meile vor, es liege wach im Bette und neben d'ran in der Wiege der kleine Christen, — da trat die Schwiegermutter herein; Meile wollte nach dem Kinde langen, aber es vermochte kein Glied zu regen, es war starr wie eine Leiche. Die Schwieger beugte sich langsam mit einem höhnischen Gesichte über die Wiege und setzte ihre Lippen auf das Herz des Kindes — sie wollte ihm den Athem aus der Brust ziehen, so kam es Meile vor. Es hörte, wie der Kleine zu röcheln begann und wollte um Hilfe rufen; aber die Stimme blieb in der Kehle stecken

und trotz aller krampfhaften Anstrengung trat kein Laut auf die Lippen. Das Röcheln des Kindes ward leiser, der Tod trat dem jungen Herzen nahe. Da nahm Meile nochmals alle Kraft zusammen, um „Christen! Christen!“ zu schreien. Es erwachte, in Angstschweiß gebadet, an dem eigenen Rufe. Die helle Morgensonne leuchtete durch das Fenster und Christen fragte mit trauriger Stimme: „was hast, Meile?“ Er stand schon angekleidet an der Wiege, in der das Kind noch immer ruhig fort schlief. „Ach, ich hatte einen schrecklichen Traum,“ seufzte Meile, indem es nach der Wiege hinschaute und dann einen erschrockenen Blick auf Christen warf; er antwortete mit thränenfeuchtem Auge, wandte sich ab und ging stille zur Thüre hinaus.

Das Kind, das gestern Abend mit rosenrothen Wangen in's Bett gebracht worden, lag jetzt bleich wie ein wächsernes Engelbildchen; nur auf jeder Wange ein blutrothes Fleckchen wie von einem heftigen Kusse. Gerade mit solchen Anzeichen und mit dem lange andauernden Schlafe war die Krankheit an die beiden verstorbenen Kinder getreten.

Als Christen wieder herein kam, lag die arme Mutter auf den Knien vor der Wiege in inbrünstiges Gebet versunken.

„Ich will zum Doctor gehen,“ sagte er.

„Du wirst müssen: aber — “

„In Gottes Namen, thun wir das Unsrige.“

„Du wirst doch nicht nüchtern gehen wollen?“

„Ich kann Nichts essen,“ sagte er und trat mit einem kurzen „b'hüet Gott“ durch die Thüre.

Draußen lag mit all' seiner Pracht ein heiterer Früh-

lingsmorgen. Wiesen und Aecker schwollen in frischem Grün, einen reichen Sommer verkündend. Die Kirschenbäume, welche die Straße in langem Zuge vom Hause weg begleiteten, standen vom leisen Morgenhauche durchweht mit ihren weißen Blüthenkronen wie andächtige Priester, die Schönheit und Freude dieses Lebens verkündend. „Was hilft mir Alles dies," sagte Christen vor sich hin, über seine Wiesen und Felder wegschauend — „für wen soll ich säen und ernten? — Ich wollt', ich wär' selbst reif zur großen Ernte." In düstere Gedanken verloren, schritt er aufwärts dem Walde zu, hinter dem der Flecken lag, in welchem der Arzt wohnte. Er mochte schon lange auf dem dunkeln Waldpfade gegangen sein, als ihn eine Stimme aus seinem brütenden Sinnen aufrief. „Ei, seht da so früh — guten Tag, Haldenbauer! wo wollt Ihr hin?" — Es war der alte Bannwart vom Steinigberg.

„Zum Doctor," sagte Christen, den Gruß erwidernd.

„Zum Doctor — so, Ihr habt ein Krankes? aber da seid Ihr ja irre gegangen."

Christen schaute um sich und bemerkte erst jetzt, daß er in Gedanken verloren einen falschen Weg eingeschlagen.

„Ihr braucht nicht wieder umzukehren," sagte der Bannwart, „ich kann Euch da einen nähern Fußweg zeigen. Kommt nur mit."

Christen folgte dem alten, eisgrauen Manne, der beinahe sein ganzes Leben im Walde zugebracht hatte, und erzählte ihm unterwegs seine Bekümmernisse, Krankheit und Tod seiner Kinder.

„Hört, Christen,“ sagte der Alte nach ernstem Besinnen, „mir will's dünken, Ihr seid heute nicht umsonst irre gegangen. Der Mensch wird manchmal von einer unsichtbaren Hand einen andern Weg geführt als er gerade in seiner Kurzsichtigkeit gehen will; aber er versteht den leisen Wink nicht und kehrt wieder um.“

„Ich versteh' Euch auch nicht recht,“ sagte Christen.

„Seht,“ fuhr der alte Bannwart fort, „Ihr wollt zum Doctor gehen, einen Weg, den Ihr schon hundertmal gegangen seid, und habt Euch doch verirrt — ich meine, das will heißen, der Doctor wird dem Brüderchen eben so wenig helfen können, als den beiden todten Schwesterchen.“

„Das fürcht' ich leider auch,“ seufzte Christen; „aber er ist der beste auf viele Stunden weit.“

„Der beste,“ sagte der alte Mann stillestehend, „ja; aber es gibt noch manche Dinge, von denen in seinen Büchern Nichts zu lesen ist und manche Krankheit, für die in seiner Apotheke keine Büchse steht. — Uebrigens da sind wir wieder auf dem rechten Wege — 's geht da rechts hinunter — Ihr könnt nicht mehr fehlen.“

Christen blieb zögernd stehen; aber er wußte nicht, wie und was er fragen sollte; es war ihm bange, der Alte möchte ihm eine Bestätigung der unheimlichen, verworrenen Gedanken geben, über die er den rechten Weg verloren hatte.

Der Bannwart, der Christen's Unschlüssigkeit verstand, sagte nach einer Weile: „Hört, Haldenbauer, ich will Euch ein Beispiel geben. Eure Frau brachte mit der Brautaus-

stattung nach altem Brauch ein Rind mit; es war das schönste und währhafteste, das ihr Vater in der ganzen Gegend um schweres Geld auftreiben konnte. Bald war's Eure beste Kuh im Stalle — sagt, konnte geholfen werden, als sie auf einmal krank wurde?"

„Nein."

„Oder habt Ihr die Krankheit gefunden, als sie geschlachtet wurde?"

„Nein," antwortete Christen mit gedämpfter Stimme.

„Eben drum —" fuhr der Bannwart fort, „übrigens wenn Ihr einmal zu mir wollt, so wißt Ihr den Steinigberg. B'hüet Gott!" Mit diesen Worten bog er in einen dichten Schlag junger Tannen.

Christen kam nach dem Flecken hinunter wie im Traume; lange mußte er sich sammeln, um einen klaren Bericht von dem Zustande des Kindes geben zu können. Der Arzt war sogleich bereit, den bekümmerten Vater nach Hause zu begleiten.

Dort vermochte er freilich wenig Trost zu geben. Das kranke Kind lag bleich wie eine Leiche und dann und wann erschienen die rothen Fleckchen auf den Wangen. Es schlief beinahe den ganzen Tag und schlug es einmal die Augen auf, so ging über sein verständiges Gesichtchen ein Lächeln, wie das Lächeln eines Scheidenden, der durch erzwungene Heiterkeit die Zurückbleibenden trösten will.

Der Arzt winkte beim Fortgehen Christen auf die Seite und gestand ihm offen, daß wenig Hoffnung zum Aufkommen vorhanden sei; indessen könne man bei Kinderkrankheiten nicht viel voraussagen.

„Was hat er gesagt?“ fragte Meile; aber hätte der Ton seiner Stimme auch nicht verrathen, daß es die Antwort bereits wußte, so hätte ihm doch Christen's trauriges Schweigen genug gesagt. Es setzte sich zu des Kindes Häupten und weinte bitterlich.

Christen schritt lange schweigend die Stube auf und nieder; aber diese Thränen aus den sonst so geliebten Augen fielen wie glühende Funken auf sein Herz — er konnte nicht länger an sich halten. „Meile,“ sagte er an der Wiege stillstehend, „der alte Bannwart vom Steinigberg hat mir schon heute angedeutet, der Doctor werde nichts helfen können; das sei eine Krankheit, die nicht mit gewöhnlichen Mitteln geheilt werde. Du weißt, er versteht Manches, wovon Andere Nichts wissen.“

Ein Wort gab das andere. Christen erzählte den Hergang im Walde, schwieg aber freilich von den Gedanken, die er unwillkürlich, wider seinen Willen, daran geknüpft hatte, und Meile war viel zu sehr nach einer andern Seite hin beschäftigt, um dieselben errathen oder auch nur ahnen zu können. Am Vormittage nämlich war die alte Schwefelhölzle-Brene dagewesen. Mit der ihr eigenthümlichen Gewandtheit hatte sie Meile's Herz bald erforscht und dann ebenfalls auf jenen Vorfall mit dem Rinde, das die Braut mitgebracht, hingedeutet. „Es ist schon lange ein böser Geist in diesem Hause,“ sagte sie geheimnißvoll beim Fortgehen, „und der wird immer das Liebste, das ihr habt, verderben, wenn man ihn nicht selbst verderben kann.“ So fand Christen seine Frau, die ihm Nichts von diesem Vor-

gange zu erzählen wagte, vollkommen einverstanden, als er den Vorschlag machte, in der Morgenfrühe den alten Bannwart aufzusuchen; aber Jedes hatte in der Tiefe des Herzens einen Feuerstoff, an den nur der zündende Funke gelegt werden durfte, um zur verzehrenden Flamme aufzuschlagen.

Das erste schwache Frühroth, das über die Firnen der östlichen Gebirge emporblühte, fand Christen schon auf dem Wege nach dem Steinigberge. Hie und da klang ein kurzer, wie im Traum sich wieder verlierender Amselschlag aus den dunkeln, stillen Gebüschen; aus der Thaltiefe schimmerte durch die Dämmerung ein lang hingezogener Nebel wie ein Schleier über den Geheimnissen der Nacht und ihren unsichtbaren Mächten. Das leise Wehen und Flüstern in den Bäumen, das allmälige Regen des noch halb schlaftrunkenen Lebens, der einsame Bergpfad, der sich bald durch dunkle Gebüsche, bald wieder über lichtere Waldwiesen emporwand — Alles das war nur ein Widerhall der Gefühle und Gedanken, die Christens ganze Seele wie ungelöste Räthsel erfüllten. Aber als das Morgenroth heller zu glühen anfing, als endlich die Sonne wie ein schwebender Feuerball über die Gebirge emporwallte und mit den ersten Strahlen, die über die Tannenwipfel wegfuhren, das vielstimmige Morgenlied der Vögel erklang, da begann es auch in Christen's Innerem lichter zu werden. Droben auf der kahlen Höhe blieb er stehen, nach dem Thale zurückschauend. Drunten lag sein Haus zwischen blühenden Bäumen; die Fenster

leuchteten im Frühlichte, wie helle Freudenfeuer. „Nein,“ sprach er sinnend vor sich hin, „ich versündige mich vor Gott und mir selber; ihr Herz vergeht in Jammer und Elend, und ich — “ er wagte den Gedanken nicht auszusprechen. Er wandte sich und ging mit raschen Schritten des Bannwarts Hütte zu, die baufällig, mit verwittertem Stroh bedeckt, auf einer kleinen Waldwiese stand.

Eine Stunde später verließ Christen das Häuschen düsterer als er dasselbe betreten hatte. Zwar knüpfte er genugsame Hoffnungen an die angerathenen Mittel, aber über eine Frage, die hauptsächlich seine Gedanken beschäftigte, hatte ihn der alte Bannwart im Dunkeln gelassen. Als der junge Mann wissen wollte, von wem der böse Zauber ausgehe, erwiderte der Alte, das vermöge er nicht ausfindig zu machen. Wenn sich ein böser Geist in einem Hause einmal festgesetzt habe, dann sei es schwer, denselben auszutreiben, und eben so schwer, demselben entgegenzuarbeiten, da er die angewendeten Mittel oft unwirksam zu machen wisse. Der Bannwart rieth deshalb, Christen solle noch zu den Kapuzinern nach Sursee gehen.

Den Weg dahin, der über den waldigen Bergrücken aufwärts führte, schlug Christen wirklich ein. Er pfiff ein Liedchen, um seine trüben Gedanken zu zerstreuen, wie ein Knabe, der Abends an einem unheimlichen Orte vorübergehend laut singt, um seine Furcht zu verscheuchen. Als er über das sogenannte Torfmoos ging, eine weite, öde Haidefläche, die sich zwischen Münster und Sursee ausbreitet, saß er, von innerer Aufregung erschöpft, an einem

Brunnen nieder, den menschenfreundlicher Sinn hier in der Einsamkeit errichtet hat. Die braune Haide lag still und lautlos, weit und breit keine Menschenseele, nicht einmal ein Vögelein, das sich hier des Frühlings gefreut hätte; nur ein einsamer Weih zog in langsamen Kreisen durch die Lüfte und spähte nach den Sümpfen, in denen seine Beute versteckt war. Ueber Christen's Gesicht schwebte ein bitteres Lächeln, als er sich erinnerte, wie er vor einem Jahre den nämlichen Weg gezogen, mit rüstigen Gesellen, die Kugel im Büchsenlaufe, um eine Regierung und ihre Helfer zu stürzen, bei denen er jetzt Trost und Rath holen wollte. In solche Widersprüche kann der Mensch gerathen, der sich willenlos von einem Strome, dessen Ausgang er nicht kennt, forttreiben läßt; er greift zuletzt nach einem dahinschwimmenden Strohhalme, um sich festzuklammern, und bedenkt nicht, daß dieser ebenfalls nur ein Spielzeug der Wellen ist. Im Innern des jungen Mannes rief eine laute Stimme: „Christen, kehr' um — du gehst auf falschen Wegen;“ aber das Verlangen, der Drang nach Licht in diesen dunkeln Wirrsalen ließ diese Stimme verstummen.

Noch einmal, als er an die stillen Klostermauern kam, sträubte sich das protestantische Blut; das zweifelvolle Vaterherz aber drängte vorwärts.

Christen wurde auf sein Begehr durch einen langen, hallenden Gang zum Pater Ambrosius geführt. Das war ein alter, ehrwürdiger Mann, der durch sein freundliches Entgegenkommen Christen's Vertrauen im Augenblicke gewann. Der bekümmerte Vater erzählte sein Anliegen, sagte,

wie ihn der alte Bannwart hierhergeschickt, doch verschwieg er eines der von diesem angerathenen Mittel gegen den bösen Zauber — er wußte selbst nicht warum; der Greis kam ihm zu ehrwürdig, zu liebreich vor. „Gewiß, mein Sohn," begann der Pater, nachdem er Christen's Erzählung ruhig angehört, „gewiß gehen viele böse Geister um, die den Menschen in tausenderlei Gestalten anfeinden; da gilt es, aufzumerken, in welcher Gestalt sich das Unheil naht. D'rum wohl denen, die sich vom Getümmel der Welt in den Schooß der Kirche zurückziehen, abgelöst von Allem, nur Gott allein zu leben. So kommt dir, mein Sohn, das Unheil vom Weibe." — Christen's Gesicht übergoß bei diesen Worten Todtenblässe; Angstschweiß trat auf seine Stirne und vor seinen Augen begann es zu flimmern und zu wogen, wie durcheinander brausende Fluthen; er hörte Nichts mehr von den Worten des Paters, der die Abgeschiedenheit des klösterlichen Lebens pries, wie dagegen die Ehen Leiden bringen und wie der Mensch im Weltgewühle das Gebet vergesse, das doch im Unglück allein zu trösten vermöge — in seinen Ohren hallten nur die schrecklichen Worte: das Unheil kommt dir vom Weibe. Christen wußte nicht, wie lange er dagesessen; er kam erst wieder zu sich selbst, als ihm der Laienbruder an der Pforte einen Wink gab, den Opferstock nicht zu vergessen. „Das Unheil kommt dir vom Weibe," schrie er, als er im Freien war, und rannte aufwärts, den Weg über die Torfhaide, wie von bösen Geistern gehetzt; er sah nicht, wie die Leute am Wege stille standen und ihm verwundert nachschauten; er hörte

nicht, wie ihn Bekannte grüßen und anreden wollten, als er bereits weit über Münster hinaus, in das heimathliche Thal eingelenkt hatte; er sah und hörte Nichts als den Donnerruf: das Unheil kommt dir vom Weibe, und rannte vorwärts, bis er auf einer kleinen Anhöhe erschöpft niedersank.

Jenseits auf der Höhe lag seine Heimath; das freundliche Licht der Abendsonne umleuchtete das Haus, das so lange seine Liebe, sein Glück, seine ganze Welt umschlossen hatte — und jetzt? — war es zur Mördergrube geworden? — Er rang in der Verzweiflung seines Herzens und wollte beten; aber die Worte stockten auf seiner Zunge, er konnte Nichts sprechen als: das Unheil kommt dir vom Weibe!

Er saß lange, den Kopf auf beide Hände gestützt, vor sich hinstarrend; hie und da löste sich eine mächtige Thräne aus seinen Augen, während der Mund sich immer fester und zorniger zusammenzog. Der Abend sank allmälig in's Thal herab, Ruhe und Frieden über Wälder und Felder ausbreitend; aber Christen merkte es nicht, bis endlich die sanften Laute der Abendglocke vom Dorfe heraufklangen. „Es muß sein — Gott soll zwischen uns richten," sagte er aufstehend und betrat mit festem Schritte den Fußweg, der nach seinem Hause führte.

Meile saß in der dunkeln Stube, das kranke Kind auf dem Arme, als Christen hereintrat. „Gottlob," rief es ihm entgegen, „daß du endlich da bist; ich hatte schreckliche Angst um dich. Nimm das Kind, ich will dir das Essen holen." „Ich habe keinen Hunger," antwortete Christen und erzählte

hierauf mit kurzen Worten, er sei in Sursee bei den Kapuzinern gewesen, die das Mittel auch gutgeheißen, das der Bannwart angerathen habe.

Und dieses Mittel wurde sogleich angewendet. Christen riß ein Blatt aus dem Testamente, auf dem der Kindermord von Bethlehem verzeichnet stand; damit umwickelte er zwei kreuzweis über einander gelegte Messer und schob dieselben unter Nennung der drei höchsten Namen unter das Kopfkissen des kranken schlafenden Kindes; dies — so lautete die Prophezeiung des Aberglaubens — werde den bösen, verderblichen Geist von dem Bette des Kleinen ferne halten.

Christen sagte hierauf, er habe noch einen Ausgang zu machen und verließ das Haus.

Meile setzte sich an die Wiege des Kindes und betete für dessen Wiedergenesung, bis es ermüdet auf seinem Stuhle einschlief. Christen schweifte draußen in der Nacht umher; endlich nöthigte ihn ein schüttelnder Fieberfrost, heimzugehen. Als Meile erwachte, lag er anscheinend in tiefem Schlafe in seinem Bette; die Lampe war tief niedergebrannt; es fiel ihm auf, daß es von Christen nicht geweckt worden war; aber bald lag es wieder in unruhigem, von schweren Träumen heimgesuchtem Schlummer.

Der Tag begann kaum zu grauen, als Christen schon draußen neben dem Hause stand. An einen jungen blühenden Kirschbaum gelehnt, schaute er unverwandten Blickes nach den Gebirgen im Osten, über denen morgenrothe Wolken schwammen. In der Rechten hielt er einen Hammer, in der Linken drei eiserne Nägel. Endlich tauchte die Sonne

empor; Christen wandte sich schnell um und schlug, so wie die ersten Strahlen auf die Blüthenkrone des Baumes fielen, die Nägel in den Stamm, indem er dazu unverständliche Worte murmelte. Dann schleuderte er den Hammer über die linke Schulter hinter sich und ging, ohne sich umzuschauen, in's Haus zurück.

Die Krankheit des Kindes nahm von Tag zu Tag sichtbar zu, mit Gewalt fast mußte es aus seinem hartnäckigen Schlafe geweckt werden. Das wehmüthige Lächeln, mit dem es anfänglich die Eltern noch angeschaut, verschwand, und nur der Ausdruck eines tiefen Leidens lag auf seinem bleichen Gesichtchen; es streckte der Mutter die Aermchen nicht mehr entgegen und seine lieben, blauen Augen blickten matt, wie der zweifelhafte Schimmer eines erlöschenden Sternes. Das Schutzmittel des alten Bannwarts war unwirksam oder schien zu spät gekommen zu sein.

Mit dem Leben des geliebten Kindes ging auch das der Mutter dem Grabe entgegen. Der hoffnungslose Kummer, schlaflose Nächte, die tief im Herzen verschlossenen quälenden Gedanken über die Ursache ihres Unglückes zehrten an dem Marke der Gesundheit, daß sie bald bleich und zusammengesunken, wie eine wandelnde Leiche umherging. Sie bemerkte wohl, daß Christen scheu und zurückhaltend war; aber viel zu sehr mit ihrem eigenen Leid beschäftigt, glaubte sie dies dem Schmerze über die schönsten vereitelten Hoffnungen des Mannes zuschreiben zu müssen. Christen dagegen betrachtete manchmal lange mit scharfem, fast lauerndem Blicke die Gestalt seines hinwelkenden Weibes; dann ging er hinaus

zu dem jungen Kirschenbaume. Die Blüthen waren längst abgefallen; die jungen Blätter hatten ihre Hüllen nicht vollständig gesprengt, sie waren vergilbt, bevor sie sich in ganzer Fülle zu entfalten vermocht und die obersten schlanken Zweige begannen bereits abzusterben. „Sie gehen mit einander," murmelte Christen und ging langsam, nach den Arbeitern auf dem Felde zu sehen oder verbarg sich in den Schatten einer dichtlaubigen Hecke.

Meile saß eines Tages, das Kind auf dem Arme, in der Stube; mit bangem Entsetzen horchte es auf das Röcheln, das bei jedem Athemzuge durch die Brust des Kleinen zog — das war das gleiche Röcheln, das es in jener verhängnißvollen Nacht im Traume gehört hatte. Da trat Christen mit seiner Mutter herein. Die Schwieger betrachtete das leichenähnliche Kind aufmerksam und sagte: „Gib mir's ein wenig — ich möcht's auch noch einmal auf den Armen halten, bevor es stirbt." „Nein, nein," rief Meile ängstlich und drückte dabei das Kind so heftig an seine Brust, daß es erwachte und einen schwachen Schrei ausstieß. Die Schwieger trat zurück. „He nun," sagte sie verletzt, „so behalt's, wenn du meinst, ich könn' ihm schaden; 's ist übrigens kurios; mir ist kein Kind krank geworden und ich weiß auch Nichts davon, daß in unserer Familie eines gestorben wäre. In der deinigen ist's freilich anders — deine Schwester hat auch schon eines unter dem Boden und ist noch keine zwei Jahre verheirathet." Mit diesen Worten ging sie hinaus, den Stachel ihrer Rede tief im Herzen der armen Mutter zurücklassend.

„Warum gibst du meiner Mutter das Kind nicht?“ fragte Christen mit hartem Tone. Eine glühende Röthe überflog Meile's bleiches Gesicht und nur mühsam vermochte es, aus der gepreßten Brust Athem zu holen. „Christen,“ sagte es nach einer ängstlichen Pause, „einmal mußt du's doch wissen — ich trag's nicht länger. Die Leute sagen, deine Mutter sei eine Hexe und sie habe unseren Kindern ein Leids angethan.“

Christen richtete sich bei diesen Worten hoch auf; er warf einen erschrecklichen Blick auf seine Frau, die das zornige Auge nicht aushalten konnte; aber allmälig wurde sein Gesicht wieder ruhiger, bis sich um seine Lippen ein höhnisches Lächeln zog. „Meine Mutter, meinst du? — eine Hexe?“ raunte er mit tonloser Stimme, „ich will dir sagen, wer die Hexe ist — du bist es selbst.“ „Ich?“ sagte Meile, und konnte sich trotz seines Jammers eines schmerzlichen Lächelns nicht erwehren, „ich — eine Hexe?“ „Ja, du,“ schrie Christen, — „oder glaubst du, ich habe das Pfand vergessen, das du der Schwefelhölzle-Vrene am Hochzeitmorgen gegeben hast, oder meinst, ich wisse nicht, daß sie in meiner Abwesenheit zu dir schleicht, um dich die höllischen Künste zu lehren, mit denen du dein eigen Fleisch und Blut verdirbst?“ „Ist das dein Ernst?“ fragte Meile nach einer Weile mit leiser, zitternder Stimme. „Ob es mein Ernst ist? komm und schau!“ Mit diesen Worten faßte er sein halbbewußtloses Weib hart am Arm und zog sie nach dem Fenster. „Siehst du dort,“ fuhr er fort, „siehst du dort den jungen dorrenden Baum? ich habe nach gutem Rathe

an der Morgensonne drei Nägel in denselben geschlagen — und diese Nägel galten der Mörderin meiner Kinder — sie sind dir in's Herz gegangen — schau' in den Spiegel, du stirbst mit dem Baume ab." Meile schwankte nach der Wiege und legte das Kind nieder. Seine Kniee vermochten es nicht mehr zu tragen, und mit einem tiefen Seufzer sank es über den Stuhl hinunter.

„Ich kann sie nicht aufrichten," murmelte Christen, die ohnmächtige Mutter mit zweifelndem Blick betrachtend, „der Pater hat in seinem Leben weder sie noch mich gesehen und mir doch deutlich gesagt, mein Unheil komme von meinem Weibe."

Meile arbeitete sich nach einer Weile wieder mühsam empor und wankte hinaus; es ging nach dem jungen Kirschenbaume — dort fand es die drei Nägel eingeschlagen, die seinem eigenen Lebensbaume gelten sollten.

Am folgenden Morgen war das Kind eine Leiche; aber aus dem Mutterauge fiel keine Thräne auf dieselbe. Meile ging scheinbar ruhig und gefaßt umher und besorgte die Vorbereitungen zum Begräbnisse. In der Nacht vor demselben saß es am kleinen Sarge und flocht noch ein Todtenkränzchen; auf der andern Seite saß Christen — kein Wort unterbrach die Grabesstille. Die Lampe warf ihren matten Schein auf das Gesicht des todten Kindes, das mit Blumen umkränzt wie in seliger Verklärung lächelte. „Jetzt ist meine Arbeit gethan," sagte Meile aufstehend, indem es das Kränzchen auf den Sarg legte. Dies waren die ersten Worte, die es seit der Begebenheit von vorgestern in Christen's Ge-

genwart gesprochen. „Gib mir die Hand," bat es mit weicher Stimme; Christen faßte die über den Sarg dargereichte Hand lautlos mit krampfhaftem Drucke und ging dann hinaus, sein leidvolles Herz in der stillen Nacht auszuweinen.

Meile schloß noch einige Kisten, in denen es seine Kleidungsstücke zusammengepackt hatte, und setzte sich hierauf angezogen auf sein Bett, den Morgen zu erwarten.

Als das Leichengeleit am folgenden Tage von dem kleinen Grabe zurückkam, ging Meile an dem Wege, der seitwärts nach der Halden hinaufführt und den es am Hochzeitmorgen so fröhlich betreten, vorüber; es ging wieder heim in's Haus seiner Eltern.

Dort lebt es seit der Zeit still und zurückgezogen; selten geht es aus dem Hause, außer an Sonntagen in die Kirche und auf die Gräber seiner Kinder.

Christen's gesunder Verstand wurde, als der erste Schmerz überwunden war, bald inne, wie sehr er, durch den dunkeln Zauber des Aberglaubens irre geleitet, gesündigt hatte; aber gerade durch die Last dieses Schuldbewußtsein niedergedrückt, wagte er nicht, seine Frau um Verzeihen und Vergessen zu bitten.

Nachdem die Ursache dieser Trennung bekannt geworden, gaben sich verständige Verwandte und Bekannte und besonders der Pfarrer des Dorfes alle Mühe, die unglücklichen Gatten wieder zu versöhnen und zu vereinigen; aber Meile setzte allem Drängen und Rathen ein trauriges Kopfschütteln entgegen mit den kurzen Worten: „ich bin ihm nicht böse; aber es geht nicht mehr."

Als ein Jahr später der Sonderbundskrieg ausbrach, mußte Christen in's Feld ziehen. „Gottlob," sagte er zu seinem Nebenmanne, als sie in der dämmernden Morgenfrühe zum Treffen nach Gislikon ausrückten, „gottlob, heute gibt's Gelegenheit zu sterben." Diese Gelegenheit fand sich. Es war noch lange nicht Mittag, als Christen's Leiche nach Sins hinuntergetragen wurde.

Der Lebensbaum.

Die ganze Stadt war durch einen tragischen Vorfall, der alle Gemüther ergriffen, in lebhafte und theilnehmende Aufregung versetzt worden. Landleute von den benachbarten Dörfern, die am frühen Morgen ihre Produkte zu Markte brachten, hatten erschrocken erzählt, draußen am Rande des Waldes liege die Leiche eines Herrn, den sie nach ihrer Meinung seit einiger Zeit auf den nach jener Richtung führenden Promenaden oder in den Straßen der Stadt zu Pferde gesehen hatten. Die zuständigen Behörden, die sich sofort nach der bezeichneten Stelle begaben, fanden die Aussage leider bestätigt. Nah' an der Straße, die am Waldsaume hinführt, von wo sich eine entzückende Aussicht über das in Maienpracht blühende Thal nach der Alpenkette eröffnet, lag in halbsitzender Stellung, an den Stamm eines blüthenweißen Apfelbaumes gelehnt, die Leiche eines noch jungen Mannes, der erst vor einigen Wochen zu einer äußerst ehrenhaften höhern Militärstelle nach

der Hauptstadt berufen worden. Mitten durch das Herz war eine Kugel gegangen. —

Natürlich ging die erste Frage nach Ursache, Art und Weise des Unglücksfalles. An eine That durch Mörderhand konnte in dieser menschenbelebten, bis nahe an den Wald heran mit zahlreichen Landhäusern bedeckten Gegend nicht gedacht werden; die Leiche lag in unverrückter, eleganter Kleidung, die Börse, Uhr und andere Schmuckgegenstände unberührt. Aber ebensowenig konnte man dem Gedanken an einen Selbstmord Raum geben. Der Verunglückte hatte bisher in wahrhaft beneidenswerthen Verhältnissen gelebt. Aus einer in seiner Heimath angesehenen Familie, war es ihm in wenigen Jahren gelungen, sich durch hohe geistige Begabung und reiche Kenntnisse einen im ganzen Vaterlande hochgeachteten Namen zu erwerben. Nun eben vor Kurzem von einem längern Aufenthalt im Auslande zurückgekehrt, den er zur Erlangung fertiger Meisterschaft in seinem Fache gemacht, war er, wie gesagt, von der obersten Landesbehörde unter Verleihung eines hohen militärischen Grades zu einer seinen Neigungen durchaus entsprechenden Stellung auf die ehrenhafteste Weise berufen worden. Zu dieser äußerlichen Bedingung eines angenehmen Daseins trat eine Reihe der glücklichsten persönlichen Eigenschaften; eine wahrhaft männliche Schönheit der Gestalt, die mit aller straffen militärischen Sicherheit des Auftretens die zierlichste Geschmeidigkeit feiner Sitte verband; daneben ein hochbegabter, mit gründlichem Wissen ausgerüsteter Geist, den ein tiefpoetisches Gemüth mit jener steten Frische anhauchte, welche bevorzugte Menschen zum Lieblinge Aller

macht, die mit ihnen in Berührung kommen. Also ein Ueberfluß von äußern und innern Gaben, die wohl zur berechtigten Freude an der süßen Gewohnheit des Daseins, nicht aber zum freiwilligen oder gar gewaltsamen Verlassen desselben auffordern.

Zur Erklärung des traurigen Ereignisses blieb somit Nichts mehr übrig, als die Annahme eines Duelles, eine Annahme, die, durch den Umstand unterstützt, daß sich bei der Leiche keine Waffe vorgefunden, vom Publikum sofort als unumstößliche Wahrheit betrachtet wurde. Zwar gaben die eifrigsten polizeilichen Nachforschungen für diesmal keine nähern Spuren oder Aufschlüsse; aber man weiß, wie unter Männern von Takt und höherer Stellung ein derartiges Geheimniß, wenigstens auf lange Zeit, bewahrt werden kann. Die ärztliche Untersuchung der Todeswunde stellte nur fest, daß der Schuß in großer Nähe mußte abgefeuert worden sein.

In einer Abendgesellschaft, in welche der Todte während der kurzen Dauer seiner Anwesenheit in der Stadt durch seinen genauesten Freund am Orte einige Mal war eingeführt worden, war seit dem Vorfalle auch dieser Freund noch nicht wieder erschienen. Er hatte die Leiche nach der ziemlich entfernten Heimath seines Kameraden begleitet und war, wie man hörte, erst seit gestern von der traurigen Pflichterfüllung zurückgekehrt. Es war wohl begreiflich, daß in dem geselligen Kreise seinem Erscheinen mit großer Spannung entgegengesehen wurde; vielleicht konnte man von ihm doch nähere Andeutungen oder Aufschlüsse erhalten, als sie unter Umständen den Behörden gemacht worden.

Der Erwartete erschien und wurde von der Gesellschaft mit den herzlichsten Beileidsäußerungen über seinen schweren Verlust empfangen. Nachdem er jedoch von dem ehrenvollen und glänzenden Begräbniß erzählt, das der Todte in seiner Heimath gefunden, mußte die Unterhaltung etwas in's Stocken gerathen. Der Anstand verbot, mit einer, wenn auch durch aufrichtige Theilnahme berechtigten, Neugier so früh hervorzudrängen, und doch war wieder Jeder zu sehr mit den Fragen beschäftigt, deren Lösung er erwartete und wünschte, als daß er sich ungezwungen andern Gegenständen hätte zuwenden können. Dem Freunde konnte diese Stimmung nicht entgehen und er fragte daher, was man sich im Publikum über den Vorgang erzähle. Nach erhaltener Antwort sagte er: „Ich begreife recht gut, daß ihr von mir einige nähere Aufschlüsse erwartet, und in der That bin ich euch dieselben aus verschiedenen Gründen auch schuldig. Für heute jedoch mögt ihr mich der traurigen Pflicht noch entbinden, muß ich mir doch selbst vorerst frühere Erinnerungen, Briefe und Mittheilungen, die mir erst in diesen Tagen in der Familie meines Freundes gemacht wurden, zu einem folgerichtigen Bilde zusammenordnen."

Die Gesellschaft war natürlich dankbar einverstanden und am nächsten Abend begann der Freund:

„Es thut mir wahrhaft leid, nicht ein besserer Erzähler zu sein, und hiermit möchte ich keine leere Entschuldigung ausgesprochen haben, denn was ich euch mittheilen werde, ist so eigener Art, liegt so weit von unserer alltäglichen Empfindungs- und Denkweise ab, daß ich wohl spüre, nur

eine feine und sinnige Darstellung könnte dem Inhalte zu einer gebührenden Anerkennung verhelfen.

Der Oberst, mein armer Freund, gehörte einer Familie an, die sich bei aller patriarchalischen Einfachheit ihres Haushaltes neben den reichen industriellen Emporkömmlingen seiner Vaterstadt durch ein gewisses, wie man meinte, aristokratisches Etwas auszeichnete. Worin dieses Etwas lag, das freilich konnte nicht so leicht gesagt werden; einmal in den politischen Ansichten der Männer gewiß nicht. Schwammen diese auch nicht immer mit dem schnell wechselnden Tagesstrome, so waren doch der Vater und bereits auch der ältere Bruder als entschieden freisinnige Männer bekannt, von denen man zudem wußte, daß sie sich um manche Dinge des wirklichen Volkswohles angelegentlicher bekümmerten, als viele Andere, die gerne das große Wort führten. Drum mochte sich denn bei genauerer Betrachtung der demokratische Vorwurf wohl in eine persönliche Lobrede umwandeln. Vater und Söhne waren hochgewachsene, bildschöne Männer, denen ein selbstbewußtes und imponirendes Auftreten angeboren schien; Mutter und Töchter waren an Adel der Gestalt und Gesinnung der Männer getreues Abbild. So war es begreiflich, daß der kleinstädtische oft an Leib und Geist gleich verkümmerte Geldsack genug Gelegenheit zu haben meinte, sich über die „stolzen“ Leute zu ärgern, die wie eine Baronenfamilie, allerdings in einer gewissen Abgeschlossenheit, auf einem schönen Gute außerhalb der Stadt lebten. Gab die Gegenwart dennoch keine rechte Gelegenheit, das neidische Mißbehagen gegen die „Aristokraten“ auszulassen, so meinte man sich durch die

stets wiederholte Geschichte der Abstammung der Familie einigermaaßen revanchiren zu können. Ich muß diese Abstammung ebenfalls näher berühren, da in ihr der Grundton des ganzen Bildes angegeben ist. —

Der Großvater des Obersten war in seinen jüngern Jahren bei einer der Berner Patrizierfamilien, die damals in den sogenannten Unterthanenländern noch patrimoniale Gerichtsbarkeiten besaßen — Jägerknecht, Nichts mehr und Nichts weniger, nicht einmal Waldaufseher; dabei aber ein frischer, intelligenter Bursche, der Herz und Kopf auf dem rechten Flecke hatte. Nun kamen damals die adeligen Gerichtsherren oft genug in Konflikt mit den herkömmlichen Landeseinrichtungen, durch welche ihre „oberherrlichen" Befugnisse vielfach beschränkt wurden. So besaß die Gegend, von welcher wir hier sprechen, ein allgemeines Landgericht, dem der ganze Blutbann auch über die Patrimonialgerichtskreise zustand, und zu welchem daher der „Oberherr", so wurden die patrizischen Gutsbesitzer genannt, neben den Gemeinden ebenfalls einen „Beisäßen" zu ernennen hatte. Dieses bäuerliche Landgericht war dem Oberherrn, bei dem des Obersten Großvater im Dienste stand, besonders ein Dorn im Auge, und er ließ auch keine Gelegenheit vorbei, seine Stimmung deutlich zu erkennen zu geben. Als er daher wieder einmal einen Beisäßen, mit welcher Würde sonst immer nur die angesehensten Landleute beehrt wurden, zu ernennen hatte, erwählte er — seinen Jägerknecht. Freilich konnte derselbe weder lesen noch schreiben, welche Eigenschaften zur Gültigkeit der Wahl durchaus nothwendig waren; aber bei den natürlichen Anlagen des jungen Jägers

konnte dem Mangel schnell abgeholfen werden. Der Junker schickte ihn auf ein Vierteljahr zu einem Schulmeister nach dem schon damals als „Prophetenstädtchen“ bekannten Brugg, und nach Verfluß dieser Zeit war der Gerichtssäß fertig.

Wie es aber zu geschehen pflegt, der Mensch ist selten Herr der Folgen seiner Handlungen, der Stein, den er in Bewegung gesetzt, sucht beim Weiterrollen seine eigene Bahn. Der Junker hatte durch die Wahl seines armen Knechtes dem Landgerichte seine Geringschätzung bezeigen wollen; die Folge aber war die, daß er den mit einer landüblichen Würde bekleideten Mann nun auch in seinem eigenen Haushalte höher stellen mußte. Der einmal geweckte Wissenstrieb des talentvollen Jägers blieb nicht bei den Anfängen stehen, aber er schlug den nächstliegenden und natürlichsten Weg ein. So wurde des Obersten Großvater in wenigen Jahren ein für die damalige Zeit vorzüglicher Forstmann und bald war er unbeschränkter Verwalter der herrschaftlichen Güter, die noch bis auf den heutigen Tag durch ihre herrlichen Waldungen bekannt sind. —

War nun das freilich ein kurzer Stammbaum der „Aristokratenfamilie“, über den sich der neidische Kleinstädter belustigte, so war dafür in dieser Familie die Vorliebe für Baum und Wald nur um so unversehrter als Erbtheil verblieben. Der Vater des Obersten war schon im Anfange dieses Jahrhunderts bemüht, die Landesbehörden auf die Nothwendigkeit einer verbesserten Waldwirthschaft aufmerksam zu machen, und wie ihr wißt, ist auch der Bruder des Verstorbenen, obwohl er sich früher einem reinwissenschaft-

lichen Berufe gewidmet, später dem eingeborenen Familientriebe gefolgt und jetzt als hochverdienter Forstmann bekannt.

An diese Verhältnisse mit ihren innern Bedingungen knüpft sich das Verhängniß meines Freundes.

Ihr kennt wohl Alle den alten, noch immer weitverbreiteten Brauch, Kindern bei ihrer Geburt einen sogenannten Lebensbaum zu setzen. Gedeiht das junge Bäumchen, schlagen die Wurzeln tief und schießt das Stämmchen in eine zweigenreiche Krone, so kann die Elternfreude auf ein blüthen- und fruchtbringendes Leben des Kindes hoffen; mag der Baum nicht gedeihen, stirbt er frühzeitig ab oder begegnet ihm irgend ein Unfall, so muß sich auch die Sorge auf ein unglückliches Leben und frühzeitiges Grab bereit halten. Irre ich nicht, so behaupten die Gelehrten, dieses gläubige Herkommen sei eine unbewußte Erinnerung an die religiöse Ansicht unserer heidnischen Vorältern, nach welcher das Menschengeschlecht aus einem Baume entsprossen war. — Gleichviel, nach dem früher Gesagten kann es kaum verwundern, daß dieser Brauch in der Familie des Obersten noch eine eigenthümliche Geltung hatte. Um den Lebensbaum des Vaters, der über einem kräftigen Stamme eine herrliche, breitästige Krone wölbte, standen in dem parkähnlichen Garten im Kreise die vier Lebensbäume der Kinder, die prächtig, wie die stattlichen Söhne und das zu hoher Schönheit sich entfaltende Töchterpaar emporschossen.

„Unter den Bäumen", wie diese bevorzugte Stelle hieß, war denn auch so recht der trauliche Familientempel, in dem die Mußestunden verbracht und all' die kleinen rührenden

Feste und Ereignisse gefeiert wurden, welche Eltern- und Kindesliebe ersinnt oder herbeiführt. Die Krone des väterlichen Baumes wölbte sich weit über die Rasensitze, auf denen die Kinder ihre ersten Spiele spielten, auf denen sie, größer werdend, der elterlichen Lehre und Mahnung horchten und sich gegenseitig als untrennbare Glieder eines geheiligten Bundes lieben und achten lernten. So blieb es auch, als der ältere Sohn ferne Schulen bezog und die ältere Tochter sich ebenfalls in die Ferne verheirathete. Da, „unter den Bäumen", wurden ihre Briefe gelesen, wurde ihrer in gegenseitiger Liebe gedacht und wurden allerlei Pläne und Hoffnungen auf einstige Heimkehr und zeitweilige Besuche aufgebaut.

Es liegt um diese „Familienwinkel" ein unnennbarer Zauber, und wer nicht die Erinnerung an einen solchen im Herzen trägt, ist um ein schönstes Erbtheil des Kindesglückes gebracht. Der ältere Bruder kehrte endlich zurück und es war nun die Zeit der Wanderung für den jüngern gekommen. Der Abend vor der Nacht, die ihn auf lange Zeit dem väterlichen Hause entführen sollte, hatte die ganze Familie „unter den Bäumen" versammelt; auch die Schwester war zum Besuche gekommen. Es war ein herrlicher Maiabend. Durch die Bäume, die sich ihre Kronen nun bald zu einem festzusammenhängenden Blüthendache entgegenwölbten, zitterte ein leiser Lufthauch und wehte feine Blüthenblättchen auf den Tisch herab, auf dem das gemeinsame Abschiedsmahl stand. „Die Blüthen fallen," sagte der Vater, die Stille mit bewegter Stimme unterbrechend und die Hand gegen seinen jüngsten Liebling ausstreckend, „trage

nun du Sorge, daß du einst früchtereif wieder heimkehrst.“ Der Jüngling kniete, das thränenschwere Antlitz neigend, nieder, um den väterlichen Segen zu empfangen. —

Seit diesem Abende waren ungefähr dritthalb Jahre vergangen, als auf das stiller gewordene väterliche Haus, das unterdessen auch die jüngere Tochter verlassen hatte, aus hellem Himmel ein zerschmetternder Blitzstrahl niederfiel. Die Nachricht kam, der Sohn, des Vaters Herzblume und der leuchtende Stern seiner Hoffnungen, habe die Akademie verlassen und — Handgeld genommen, nach Neapel.

Der sonst so starke Mann sank, als er die Botschaft gelesen, schwindelnd zusammen und der Tod schien plötzlich die kalte Hand nach seinem Herzen ausstrecken zu wollen. Leicht erregbar, wie sein Wesen war, hatte er sonst für unangenehme Eindrücke schnell einen lauten, aber damit zugleich beschwichtigenden Ausdruck gefunden; dieser Schlag war zu schwer und unerwartet, er mußte das Leben in seinem innersten Nerve treffen. Dabei darf man nicht nur an den um seine schönsten Hoffnungen betrogenen Vater, sondern eben auch an das Haupt einer Familie denken, die ein bestimmtes Selbstgefühl nie verleugnet und auf deren reinen Ehrenschild nun plötzlich ein schwerer Makel geworfen war. Sicher wäre der Tod des Sohnes zehnmal leichter ertragen worden, als seine, wenigstens in den Augen des Vaters, mit Schande begleitete Handlungsweise.

Am folgenden Tage ging der Gebeugte scheuen Blickes im Baumgarten umher, wo Arbeiter eben mit dem Reinigen und Lichten der Bäume beschäftigt waren. Der Mann schien in der einzigen Nacht um Jahre gealtert zu haben;

an den sonst so entschiedenen und stolzen Lippen zuckten tiefe Falten herab, und das Auge glühte in einem Schimmer, der nur zu deutlich den heftigen Kampf zwischen tiefem Leid und ausbrechendem Zorn verrieth. Längs der hohen Umfangsmauer war er auf seinem langen Gange an die Gruppe der Lebensbäume gelangt, von denen die letzten herbstlichen Blätter niederwehten. An einer kleinen Bank lehnte ein Beil, das ein Arbeiter hier hatte stehen lassen. Der Vater nahm es auf, prüfte nachdenklich dessen Schärfe und plötzlich fielen gegen den Lebensbaum des verlornen Sohnes rasche Hiebe, vor denen zuerst die blätterlosen Zweige erbebten, der schlanke Stamm erzitterte und endlich krachend, wie mit einem brechenden Angstschrei zu Boden stürzte. —

Als der ältere Sohn einige Stunden später den Vater aufsuchte, saß derselbe auf dem gefällten Stamme, das ergrauende Haupt in die Hand gestützt, an der langsam eine Thräne nach der andern niederglitt.

Die erste gewaltsame Aufregung hatte sich gelegt, und bald kamen auch genauere Nachrichten, die geeignet waren, den unbedachten Schritt des Jünglings in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Aus unbesonnener Hochherzigkeit hatte er sich in Verlegenheiten verstrickt, denen er sich im ersten Andrange nur durch seine verzweifelte That glaubte entziehen zu können. Das Alles trug wohl bei, den väterlichen Schmerz zu erleichtern; aber der erste Schlag hatte zu tief getroffen. Der Mann hat sich nie wieder recht erholt, und nach drei Jahren ging er aus der Welt, ohne seinen Sohn noch einmal gesehen zu haben. —

Dieser hatte unterdessen Gelegenheit, den bittern Ernst

des Lebens in einer strengen Schule kennen zu lernen. Es war natürlich, daß das rohe Söldlingstreiben den guterzogenen und gebildeten Jüngling hart berühren, und ihm die Bilder des herzlichen und feingesitteten Lebens im elterlichen Hause mit erhöhter, schmerzlicher Schönheit vor die Erinnerung zurückrufen mußte. Was waren diese stillen Lorbeerbüsche, der mit goldner Frucht geschmückte Orangenbaum gegen die bescheiden blühenden Lebensbäume, in deren Schatten einst die süßere Frucht eines menschlich schönen Daseins gereift! —

Bei aller tiefempfundenen Reue über den betretenen Irrweg war der junge Soldat jedoch nicht aus dem Holze geschnitten, das sich in nutzlosem Grämen verkohlt. Er wußte, daß Geschehenes nicht ungeschehen gemacht, wohl aber die Folgen manchen Mißgriffes mit klarem Auge und fester Hand aufgehalten werden können; und doch brauchte es lange, ehe er nach Hause schrieb. Dann that er es aber mit offener Reumüthigkeit und männlicher Entschiedenheit. Er sagte, daß angeborne Neigung zum Soldatenstande ihn mit zu dem unbedachten Schritte verleitet; daß er nun freilich Vieles anders gefunden, als er sich's vorgestellt; aber gleichwohl werde er seine Zeit auf dem selbstgewählten Posten ausharren und durch williges Ertragen seines Geschickes sich der väterlichen Verzeihung würdig zu machen suchen.

Die Nachricht von dem Tode des Vaters erschütterte jedoch tief die Standhaftigkeit des Soldaten, der sich schnell Liebe und Achtung seiner Umgebung erworben, und wie schonend ihm auch diese Nachricht mitgetheilt worden, ging

es wie ein gespensterhafter Schatten über sein Herz, daß er selbst die hauptsächlichste Schuld an diesem Tode trage. Unter dem schmerzlichen Seelenkampfe fing seine Gesundheit an zu leiden, und der Regimentsarzt, der dem jungen Manne herzlich zugethan war, sah bald ein, daß da nur eine gänzliche Veränderung der Verhältnisse Hilfe bringen könne. Seiner Verwendung gelang es denn auch, seinem befreundeten Patienten noch vor dem völligen Ablauf der Kapitulationsfrist den ehrenvollen Abschied zu erwirken.

Der junge Feldwebel trat die Heimkehr in's Vaterland mit ebenso banger Traurigkeit als tiefer Sehnsucht an. Es war abermals eine duftende Maiennacht, als er vor dem Vaterhause anlangte. Das ihm so wohl bekannte eiserne Gitterpförtchen, das durch den Garten führte, war nur angelehnt; aber Mitternacht nahe, und über dem Hause, wo seine Ankunft noch Niemand erwartet, lag es wie das stille Athmen tiefer Träume. Auf den Blüthenbüschen, aus denen ihm tausend schmerzlichsüße Erinnerungen entgegenwinkten, wiegte sich ein klarer Mondschein, der bald freundliche, bald phantastisch-schreckhafte Schattengestalten auf die stillbeglänzten Gründe niederwarf. Er ging langsam durch die gewundenen Wege, die noch immer, wie ehemals, mit feinem Sande bestreut und zierlichem Buchsbaum eingefaßt waren. Alles war geblieben, als hätt' er's erst diesen Morgen verlassen; kein Strauch, kein Blumenbeet oder Rasenplätzchen fehlte, nur waren die Gebüsche hie und da höher und breiter geworden, und wo bei seinem Scheiden ein dünnes Stämmchen gestanden, bewegte sich im Nachthauche bereits eine volle Blüthenkrone. Es war ihm, als müßt' er jedes Blätt-

chen grüßen, jeden Strauch an's Herz drücken und fragen: kennt ihr mich noch? — Ich bin es ja, der sich so oft an euch gefreut, so oft in eurem Schatten gesessen, gespielt und geträumt, der sich so oft nach euch gesehnt hat. Ach, es ist ja nur ein schwerer Traum, der zwischen einst und dieser Nacht liegt, und mit dem aufgehenden Morgen wird er verschwinden und Alles, Alles wieder gut und froh werden!

So ging er langsam, sinnend und träumend, nach „den Bäumen." Er sah die breite Blüthenkuppe schon von Weitem über das niedrigere Buschwerk emporschimmern und unwillkührlich schlug er einen raschern Schritt an, während das Herz mit schweren Schlägen an seine Brust pochte. Jetzt trat er aus dem buschumrahmten Gange heraus auf den freien Rasenplatz. Er sank mit einem lautlosen Gebete auf die Knie, während oben durch das zusammengehende Blätterdach ein stärkerer Lufthauch rauschte, wie ein banges Willkomm von unsichtbaren Lippen gesprochen. Von heiligem Schauer ergriffen, blickte der stille Beter aufwärts; da stand der Stamm des Vaters mit der breiten Ruhebank, ihm folgte der des Bruders und die Schwesterbäume; aber — das Auge durchlief die Reihe von Neuem, um mit verschwimmendem Lichte nach der Stelle zu starren, auf der sich kaum fußhoch eine mit dünnem Moose bewachsener Strunk erhob. Da hatte einst der eigene Lebensbaum gestanden. —

Im ersten Morgendämmern fand ein alter Knecht des Hauses seinen jungen Herrn mit festgeschlossenen Augen auf der Stelle liegen; ob es mehr Schlaf oder Ohnmacht der

tief erschütterten und erschöpften Lebenskraft gewesen, wußte mein Freund später selbst nicht zu sagen.“ —

Der Erzähler schwieg eine Weile, in schmerzliches Sinnen verloren, ohne daß ihn einer der Zuhörer zu stören wagte. Endlich begann er wieder mit ruhigerer Stimme:

„Diese Scene steht so lebendig vor mir, als ob ich sie selbst erlebt hätte. Mein armer Freund hat mir die Eindrücke und Empfindungen dieser Nacht der Heimkehr so oft geschildert, daß sie unvermerkt mein Eigenthum geworden, freilich ohne daß ich jemals die letzte verhängnißvolle Folge derselben ahnte. Jetzt liegt mir darin nur ein neuer Beweis, wie eng bei feinorganisirten und sinnigen Naturen sich Ring an Ring der Erlebnisse zusammenschließt und wie das Menschenleben in Wahrheit einem Baume gleicht, der, aus der Wurzel emporsteigend, jedes Jahr seine Kreise höher ansetzt, für Blüthe und Frucht aber seine nothwendigen Bedingungen immer wieder in der Lage und Bildung der Wurzel suchen muß.

Die mit sehnsuchtsvoller Eile ununterbrochen ausgeführte Heimreise und die gewaltsamen Eindrücke, die dieser gefolgt, hatten die angegriffene Gesundheit meines Freundes auf's Tiefste erschüttert. Nach den ersten mütterlichen Umarmungen mußte er an jenem Morgen zu Bette gebracht werden und der Arzt empfahl auf's Ernstlichste Ruhe und Vermeiden jeder Aufregung. Aber schon in den ersten Augenblicken des Alleinseins verlangte der Heimgekehrte von dem Bruder zu wissen, wie und warum der verhängnißvolle Lebensbaum gefällt worden. Verweigert konnte die so ent=

schieden geforderte Auskunft nicht werden. Als der Bruder am Schlusse seiner schonenden Mittheilung beifügte, wie den Vater die rasche That noch in seinen letzten Lebensaugenblicken beunruhigt, fuhr der Andere mit einer schnellen, schmerzlichen Handbewegung nach dem Herzen. Auf die erschrockene Frage, was er habe, gab er zur Antwort: „Ach, es ist Nichts, es war mir nur, als ob da drinnen Etwas zerrissen oder gesprungen sei. Es ist schon wieder vorbei, und nun will ich ein Wenig schlafen; nicht wahr, mein Guter?" —

Der geschmeidigen und jeden Verlust rasch ergänzenden Jugendkraft darf Vieles zugemuthet werden und so erholte sich denn unter der zärtlichen Pflege mein Freund körperlich und, wie es schien, auch gemüthlich wieder auffallend rasch. Freilich kamen äußerlich sehr günstige Verhältnisse dazu, die diese Genesung befördern mußten. Man fand bald, daß der junge Mann seine Zeit nichts weniger als in einem unthätigen Kamaschenleben vergeudet, daß er sie vielmehr gewissenhaft zu weitgehenden und gründlichen militärischen Studien verwendet, und nun neben einem gesetzten, frühgereiften Charakter einen Schatz tüchtiger Kenntnisse nach der Heimath zurückgebracht habe. Daher eröffnete sich ihm sofort eine ehrenvolle Thätigkeit, durch die er, wie ihr Alle wißt, in wenigen Jahren zu allgemeiner und wohlverdienter Anerkennung gelangte.

Während dieser Zeit lebte ich in ununterbrochenem Umgange mit ihm, und da konnte es mir denn freilich nicht entgehen, daß der Stern seines äußeren Glückes die Tiefen seiner Seele nicht zu erhellen vermochte. Sein Benehmen,

wie sein ganzes Wesen war ernst, aber von einer eigenthümlichen Liebenswürdigkeit, die Aller Herzen gewann, durchleuchtet; auffallender Weise wurde er gerade dann stiller, in sich gekehrter und fast menschenscheu, wenn Andere sich mit dem aufwachenden Frühling ihres Daseins besonders zu freuen pflegten; wenn Maienlüfte und Blüthen in's Freie lockten, dann suchte er gewiß mit einer Art banger Scheu die Einsamkeit eines abgeschlossenen Hofzimmers auf. Die Ursache dieser krankhaften Erscheinung war mir auch nicht verborgen geblieben; aber jeder Versuch, dieselbe zu heben, wurde mit einem milden, jedoch entschiedenen Ernste zur Ruhe verwiesen.

Schon im ersten Jahre nach seiner Heimkehr hatte ein durch Schönheit und Bildung gleich ausgezeichnetes Mädchen einen tiefen Eindruck auf das Herz meines Freundes gemacht; bei den äußeren Verhältnissen des Letzteren und dessen persönlichen Eigenschaften war die Erwiderung einer kaum verrathenen Neigung natürlich, und Alles schien sich auf's Freundlichste anlassen zu wollen. Mein Freund jedoch, der vielbeneidete, gerieth von Tag zu Tag in eine immer lebhaftere, beängstigende Unruhe.

Wir gingen durch die Abendstille im duftenden Garten umher; er unstät und hastig, riß bald da, bald dort ein Blatt oder einen Blüthenzweig herunter, um ihn zwischen den Fingern zu zerknittern. „Du bist mir ein vollständiges Räthsel," sagte ich, „das Glück bringt dir mit einem Male entgegen, was Andere stückweise zusammensuchen müssen und oft trotz aller Mühe nicht finden können. Mir ist's, das Leben stehe wie

einer dieser blüthenbedeckten Bäume vor dir und doch bist du nicht zufrieden, geschweige denn dankbar." — Er blieb stehen, mich lange mit einem still schmerzlichen Lächeln anschauend. „Ja wohl," sagte er endlich, mich bei der Hand fassend, „gerade wie ein Blüthenbaum; aber jetzt komm' nur mit mir." — Er schlug den Weg nach „den Bäumen" ein. Langsam, wie von einer bangen Scheu ergriffen, trat er an den kleinen, mit Moos bewachsenen Strunk heran. „Siehst du," sagte er mit gepreßter Stimme, „das ist das Symbol meines Lebens, und sieht es nicht aus, wie ein schon verwitterter, mit dem Moose der Vergessenheit bedeckter Grabstein? — Kannst du's leugnen? — Drum kommt's oft auch mit einer entsetzlichen Bangigkeit über mich, als ob ich gegen den Willen der ewigen Ordnung noch unter den Lebenden weile, oder als ob ein zweites Ich sich da an den milden Sonnenschein hereindränge, während mein ursprüngliches Sein längst drunten in der ewigen Finsterniß liege."

Ueber die Sonderbarkeit dieser Worte lächelnd, zugleich aber von dem dumpfen Ernste seiner Stimme erschreckt, sagte ich: „Wie kannst du nur solche grillenhafte Träumereien mit einem so feierlichen Predigertone behandeln. Sage mir um Alles, was hat denn ein Sinnbild und wär' es das sinnigste und treffendste, so unmittelbar mit der Wirklichkeit, mit dem ihm doch nur durch unsere Vorstellung verbundenen Gegenstande zu schaffen? — Oder warum steht denn der Baum deines Vaters noch in voller Blüthe da, während dieser selbst längst im Grabe liegt?" — Das Wort war kaum über meine Lippen, als ich's auch schon bereute.

Ich sah, wie über sein Gesicht ein leises Zittern glitt und er dann die Hand langsam nach dem Herzen erhob. — „Schweigen wir lieber über diese Dinge,“ sagte er nach einer Weile wieder mit eigenthümlich schmerzlichem Lächeln, das seinem männlich schönen Gesichte einen unbeschreiblich rührenden Ausdruck gab; „für Wahrheiten, die nur in dem tiefsten Empfinden des Einzelnen existiren, wird der grobe, nach dem Beifalle Aller trachtende Verstand nie ein richtiges Wort finden. Gewiß aber besteht zwischen dem Gegenstande und seinem Sinnbilde ein tiefgeheimer Zusammenhang, der im innersten Wesen der Dinge begründet ist; die beiden gehören ja zusammen, wie der Körper und sein Schatten. Und da fällt's mir immer wieder ein, wie das Volksgemüth stets tiefer nach dem geheimen Bande, das die Dinge seit Ewigkeit bindet, geforscht hat, als unser abgegriffener Schulverstand. Denke nur einmal an die Sagen von Menschen, die ihren Schatten dem Bösen verkauft und damit diesem selbst anheimgefallen sind! — So Etwas wird mir innerlich klar, wenn ich einen blühenden Baum sehe; dieser Anblick mahnt mich immer an einen verloren gegangenen Theil meines Daseins, an meinen Schatten, wenn du willst, der schon unter'm Boden liegt, wohin ich darum ebenfalls gehöre, und daß ich nur widerrechtlich, gleichsam verkappt, um einer mich suchenden Gewalt zu entgehen, noch da droben umherwandle.“ —

So ungefähr sprach er in einem überstürzenden Strome theils sinniger, theils den Verstand verwirrender Worte und Bilder, zuerst gegen mich gewendet, dann allmälig vor sich

hin, wie im Selbstgespräche. Endlich kam er auf mich heran und faßte meine Hand. „Komm," sagte er weich, „wir wollen gehen; aber sprich nie mehr vom Baume meines Vaters, ich bitte dich. Denn wer weiß, vielleicht muß derselbe so lange stehen bleiben, als das theure Leben selbst noch fortbestanden, wenn nicht die That eines gewissenlosen Sohnes dasselbe — verkürzt hätte." „Aber um Gotteswillen," rief ich erschüttert, „was machst du dir für selbstquälerische und sündhafte Gedanken?" — „Beruhige dich," erwiderte er leise, indem er mir an der Gartenpforte die Hand zum Abschiede drückte; „Manches läßt sich nicht mehr ändern, Manches kann wieder besser werden, wenn nur erst einmal diese blühenden Bäume, die das Auge immer mit unwiderstehlicher Gewalt anlocken, vorüber sind. Ja, die quälen und beängstigen mich! —"

Diese sonderbare Unterhaltung löste mir manches bisher Räthselhafte im Wesen meines Freundes und jetzt begriff ich auch die Beängstigung, die ihn beim Gedanken an die Verbindung mit einem lebensvollen und hoffnungsfrohen Wesen erfassen mußte. Aber wie er nun einmal war, konnte nur von der milden Hand der Zeit Beruhigung und Genesung gehofft werden.

Und wirklich, diese Hoffnung schien nicht getäuscht werden zu sollen. Wie er es vorausgesagt, wurde er mit dem Abblühen des Frühlings ruhiger und als erst einmal die Blätter von den Bäumen sanken und die ganze Natur selbst nur noch als kahler Grabhügel ihres untergegangenen Le-

bens dastand, schien er wieder zufrieden und froh, wie ich ihn einst in glücklichern Tagen gekannt.

Als aber der Frühling wiederkehrte, brachte er in seinem Geleite auch das schon besiegt geglaubte Unheil wieder mit, nur von Jahr zu Jahr in bedenklicherm Umfange. Da hatte ich denn Gelegenheit, die Willenskraft anzustaunen, mit der mein Freund der Welt sein tiefes Weh zu verbergen wußte. Ich konnte mich oft der Thränen kaum erwehren, wenn ich sah, wie er durch die Klarheit seines Geistes, durch die Bestimmtheit und Energie seines ganzen Wesens spielend die formlosen Massen bewältigte und sie zu gegliederten Werkzeugen seiner Winke umschuf, während er selbst einem dunkeln Dämon erlag, der dem bloßen Hausverstande so mühelos zu bewältigen schien.

Vor einigen Jahren nun bot sich dem Freunde, wie ihr wißt, eine Gelegenheit zu erweiterter und rühmlicher Thätigkeit im Auslande. Er ergriff dieselbe ohne Zaudern und obwohl ich ihn so ungern wie jeder seiner Bekannten aus der Nähe verlor, war ich doch der Einzige, der ihm sein Vorhaben nicht abrieth. Ich ahnte zwar wohl, daß es nicht allein die Aussicht auf Ehre und Erweiterung seiner Kenntnisse war, was ihn zum zweiten Male aus dem Vaterlande trieb, ich war sogar überzeugt, daß er häufiger an einen frühen ehrenvollen Soldatentod als an eine einstige frohe Heimkehr dachte; aber ich hoffte, ein so vollständiger Wechsel aller Lebensverhältnisse könnte das kräftigste, vielleicht einzige Heilmittel für seine Leiden in sich schließen. Leider hatte ich mich schmerzlich getäuscht.

Die Briefe zwar, die er aus der Fremde schickte, hätten den Unbefangenen nie ahnen lassen, wie oft die Hand, die diese festen Züge schrieb, in bangem Schmerze erzitterte; es waren die Briefe eines Mannes, der mit ruhigem, klaren Blicke Menschen und Verhältnisse beurtheilte, eines thatenlustigen Soldaten, der sich nach dem Kriegsschauplatze sehnte und über die Hindernisse seinen Mißmuth ausließ, die diesem Wunsche entgegentraten. Ein einziges Mal schrieb er mir, daß er bei dem Klimawechsel bisweilen ein verstärktes Herzklopfen verspüre, das ihm auf Augenblicke die gewünschte Thätigkeit erschwere; die Gewohnheit werde sich indessen auch da als besten Arzt erweisen. Diese scheinbar leicht hingeworfene Bemerkung war hinreichend, mich über das wahre Sachverhältniß aufzuklären und im nächsten Briefe rieth ich dringend zur Heimkehr.

Die Umstände, die bald darauf im Vaterlande eintraten, unterstützten meinen Rath auf's Kräftigste, indem sie meinem armen Freunde die Hoffnung gewährten, in der Heimath vielleicht finden zu können, was er im Auslande vergeblich gesucht — den Tod auf dem Schlachtfelde. Wie diese Hoffnung durch das Friedensbedürfniß der Welt vereitelt worden, wissen wir.

Bei dem mit Sehnsucht erwarteten Wiedersehen meinte ich denn selbst meine Befürchtungen übertrieben zu haben; er sah jünger und frischer aus als vor einigen Jahren beim Abschiede; über so manche gescheiterte Hoffnung sprach er sich mit resignirtem Gleichmuthe aus und von seinem Herzübel behauptete er, daß es ihn fast gänzlich verlassen habe.

Freilich, es war noch Winter; aber auch als mildere Tage kamen, als Zweig und Busch in grüne Triebe schoß, schien er sich gleich zu bleiben und mit ungestörter Kraft den Pflichten seiner neuen Stellung obzuliegen.

Um so mehr erschrak ich, als wir, vor einigen Abenden vergnüglich von einer bevorstehenden Geschäftsreise plaudernd, durch die Alleen längs dem Flusse hingingen und er nach einigem Schweigen plötzlich sagte: „Im Süden konnte ich's nicht aushalten, weil das Blühen das ganze Jahr nicht aufhören wollte; nun aber kann man auch hier mit dem Dichter sagen: „Das Blühen will nicht enden" — und enden sollte es doch, „wer weiß sonst, was noch werden mag", wie es im nämlichen Gedichte heißt."

Tief beunruhigt, aber ungewiß, was ich sagen sollte, that ich, als ob ich diese Worte nicht beachtet und trat bald mit ihm in eine Gesellschaft. Er schien etwas stiller als gewöhnlich, aber nicht düster, wie ich ihn früher oft gesehen. Als wir durch die stillen Straßen nach Hause gingen, sagte er: „Weißt du auch, daß heute der Jahrestag meiner Heimkehr aus dem ersten Dienste ist? — Wie der Mensch alt werden kann — zwölf Jahre — halt, nein dreizehn — eine verhängnißvolle Zahl. Es war eine Nacht wie heute, so still und mild — ich werde sie nie vergessen."

Ich begleitete ihn bis an die Thüre seiner Wohnung. Er gab mir ruhig wie gewöhnlich die Hand und sagte: „Schlaf wohl, mein Lieber, es ist eine herrliche Sache um den Schlaf."

Er hat ihn in dieser Nacht gefunden, den Schlaf, nach

dem er sich wohl lange gesehnt und aus dem ihn kein schwerer Traum mehr aufschrecken wird. Was diesem Finden vorausgegangen, haben die stillen Sterne oder der über der blühenden Welt aufgehende Morgen gesehen. Ich selbst kann nur noch wiederholen, was drei Tage später an seinem Grabe gesprochen worden: „Das Vaterland hat einen seiner besten Söhne verloren.“

Der Breitenhans.

Erinnerungsblatt auf ein vergessenes Grab.

1.

Ja wohl ist dein Grab vergessen, guter, wackrer Mann, und selbst der Küster konnte mir nicht genau angeben, wo du nach so prüfungsvoller irdischer Wanderschaft deine Ruhestätte aufgeschlagen. Noch sind nicht volle vier Jahre verflossen, als du mir zum Abschiede mit feuchtem Auge die Hand drücktest. „Gott geleite dich," sagtest du, „und bewahre dir in der Fremde ein frommes, wackeres Schweizerherz!" Wer hätte damals gedacht, daß ich jetzt schon dein Grab nicht mehr finden könnte, der du damals noch hoch und ungebeugt wie eine Eiche in's Leben hereinragtest? — Doch weist auch kein Kreuz, kein Stein deinen Namen, so bin ich d'rum nicht der Einzige, der dich mit dankbarer Erinnerung nennt. Aber Mancher, der von dir erzählt, von der riesigen Kraft, die dir bis in dein hohes Alter treu geblieben, wird am Ende bedeutungsvoll sagen: „Gott habe ihn selig;" und wie ein Schatten des Zweifels geht eine dunkle Erinnerung über die Mienen der Hörer und des Erzählers. —

Der Breitenhans war eine von den Gestalten, die heutzutage immer seltener werden, die aber, einmal gesehen, dann auch unvergeßlich bleiben. So müssen unsere Vorväter ausgesehen haben, die bei St. Jakob sich auf die Leichen der Feinde betteten oder bei Murten die gewaltigen Burgunder auf's Haupt schlugen. Wenn ich ihn so daherkommen sah, Karst oder Bickel auf der mächtigen Schulter, so verwandelten sich mir unwillkürlich die friedlichen Ackergeräthe zur Hallbarde, oder das Beil in der Hand zur mörderischen Streitart. Nur das gutmüthige Gesicht schien nicht recht zu passen zu der herkulischen Gestalt, so ganz gegen allen heutigen Brauch, wo so oft ein erschrecklich drohendes Gesicht auf einer spindelleichten Figur mühsam heranwackelt.

Aber ich erinnere mich recht gut, wie dieses gutmüthige Gesicht einmal ausgesehen hat. Es war im Frühjahr 1845. Aus dem Dorfe, das kaum eine Viertelstunde von der Grenze des Kantons Luzern liegt, war eine große Anzahl Bewaffneter mit den Freischaaren gezogen. Natürlich waren die Zurückgebliebenen in größter Spannung. Kein Mensch dachte an Arbeit; Webstuhl und Spindel ruhte, während an allen Ecken Gruppen standen, die sich mit den abenteuerlichsten Gerüchten trösteten oder bange machten.

Indessen war man im Allgemeinen gar guter Hoffnung. Luzern sei eingenommen, die Regierung verjagt und die Pferde der Freischärler in der Jesuitenkirche einquartirt. In dem Jesuitenkloster habe man schrecklich viel Gold und Silber gefunden, von dem jeder Ausgezogene ein schönes Stück mit nach Hause bringen werde. Zwar schon am Abend des ersten April erlitten diese goldenen und silbernen Hoff-

nungen einen gewaltigen Stoß. Ein versprengter Flüchtling brachte die Nachricht, Alles sei verloren, — auf dem Emmenfelde liegen mehr todte Freischaaren, als Fische in der Emme schwimmen; Den und Jenen aus dem Dorfe habe er in seinem Blute gesehen. Da war der Jammer groß und manches Auge konnte sich diese Nacht vor Thränen nicht schließen. Und als gar am folgenden Tage die Sturmglocken das ganze Thal entlang heulten, die Lärmkanone von der Gontenschwyler Egg aus mit dröhnenden Nothschüssen zur Hilfe gegen den Feind rief, der an der Grenze Einbruch drohte, da packte die Angst manches sonst muthige Herz, und der Schrecken vor zügellosen Blut- und Brandscenen verwirrte manchen Kopf, der sich sonst nicht gerne einen blauen Nebel vormalen ließ. Die Männer eilten zu den Waffen; die Weiber nach ihrer besten Habe und zu den Kindern; das zur Flucht aus den Ställen losgelassene Vieh stand auf den Straßen mit ängstlichem und angstverbreitendem Gebrülle — allenthalben war blinder Schreck und planlose Verwirrung.

Damals war es, als ich den Breitenhans mit einem Gesichte sah, das so recht zu seiner athletischen Figur paßte. Wie ein beweglicher Thurm kam er ruhigen Schrittes durch das Getümmel die Straße dahergeschritten, den Waidsack um die Schulter, den alten Stutzen mit dem mächtigen Kaliber im Arme. Ueber den vor dem Schulhause versammelten Haufen Bewaffneter, von denen bis jetzt keiner gehorchen und jeder nur befehlen gewollt, legte sich wie mit unsichtbarer Zaubergewalt eine plötzliche Stille, als Breitenhans herantrat und mit blitzendem Auge über die unge-

regelten und lärmenden Männer wegfuhr. „Angetreten!“ schrie er mit dröhnender Stimme, und im Augenblicke waren die Glieder aufgestellt. Kein Mensch hatte den bald siebenzigjährigen Mann zum Befehlshaber berufen, eben so wenig hatte er gefragt: wollt Ihr mich? Aber selbst der Lieutenant und Exerziermeister des Dorfes war eifrigst angetreten und dachte wohl kaum daran, daß ihm seine Epauletten eigentlich den Oberbefehl sichern sollten. Der Gemeindeammann wie der Nachtwächter waren gleichermaaßen beflissen, die gegebenen Befehle zu vollziehen. In weniger denn einer Stunde waren alle gefährlichen Punkte gegen die Grenze besetzt, die Verbindung zwischen den einzelnen Posten hergestellt, Berittene auf dem Wege nach Aarau, um Munition herbeizuschaffen und die Lärmkanone wurde gerüstet, um wenigstens durch ihren Donner dem Feinde Respekt einzuflößen.

Als die Zeit der Angst und des ersten Schreckens vorüber war, als die eidgenössischen Truppen die Grenzen besetzten und die Dorfmannschaft von ihrer beschwerlichen Pflicht erlösten, da war Mancher ein Held, dem vor wenigen Tagen noch das Herz gar sonderbar an das Wamms gepocht, und des Berichtens von beabsichtigten preiswürdigen Kriegsthaten war kein Ende; aber jede derartige Erzählung schloß unwillkürlich mit dem Breitenhans, wie der in der Muwiler Weide einen Trupp Luzerner Landstürmer auseinandergejagt, die dort einem todtmüden Freischärler auf der Ferse gewesen; wie er, der alte Mann, die drei kalten Nächte im Freien zugebracht, überall auf den gefährlichsten Punkten, überall mit Rath und That zur Hand,

als hätte ihn ein Unsichtbarer herumgetragen; er habe, man begreife kaum wie, in stockfinstrer Nacht einen Spion am Kragen erwischt, der die Vorposten schon umschlichen gehabt habe. Als nun gar ein eidgenössischer Oberst, der seine Jugend unter den Adlern Napoleons zugebracht, zur Inspektion der Truppen kam und es hieß, der Breitenhans sei zu ihm gegangen und der alte Herr habe vor Freuden geweint, als er den Dorfkommandanten wiedererkannt habe, und sie hätten den ganzen Tag zusammen gesessen wie alte Kameraden, da ward denn allmälig gar Manches von den Alten erzählt, was wir Junge bisher noch nie recht erfahren und das ich hier nun zur Erinnerung an den Todten nacherzählen will.

2.

An einem trüben Tage des Januar im Jahre 1798 ging es in der Weinschenke bei'm Untervogte im Dorfe Gontenschwyl bunt durcheinander. Man hätte beim ersten Anblicke meinen können, es wäre ein Musterungstag und die jungen Soldaten mit ihren Mädchen warteten nur noch auf den Geiger, um bei friedlicherm Vergnügen sich von der Last des Waffenhandwerks zu erholen; aber die verweinten Augen der Töchter, die stummen Gesichter vieler Soldaten und die ernsthaften Gespräche der herumstehenden alten Männer deuteten auf wichtigere Dinge. Und so war es denn auch. Der junge Untervogt, der nun selbst im blanken Soldatenkleide dastand, hatte vergangene Nacht durch einen reitenden Boten ein Schreiben erhalten von dem gnädigen

Herrn Landvogt zu Lenzburg, er solle die Mannschaft des Dorfes auf den Mittag bereit halten — es werde dann Jemand kommen, der sie auf den Sammelplatz des Bataillons geleiten werde; denn — es gehe gegen die Franzosen. Das war schlimme Botschaft, die manches schöne Auge naß machte; aber die Männerköpfe verwirrte noch etwas Anderes. D'rum standen die Alten bedächtig beisammen und waren die sonst so fröhlichen Soldaten so stille.

Am Vormittage nämlich war der Metzgermeister Siebenmann von Aarau dagewesen und hatte gar seltsame Nachrichten gebracht. — Der Meister Siebenmann war eine gewichtige Person im Dorfe. Schon seit vielen Jahren war kaum ein Stück Schlachtvieh aus dem Stalle verkauft worden, das nicht vorher dem „Thörliwirth", so wurde der Meister zubenannt, angetragen worden wäre; er war billig und redlich in Handel und Wandel, und kein Gontenschwyler ging von Aarau weg, bevor er am „Thörli" einen Schoppen getrunken; aber auch selten ging ein solcher vom Thörli fort, er hätte denn eine Wurst oder eine andere freundliche Gabe für Weib und Kind mit nach Hause bekommen. Man kann sich also denken, daß Meister Siebenmann's Worte Gewicht hatten.

Diese lauteten aber ungefähr folgendermaßen. Meinetwegen allen Respekt vor den gnädigen Herren in Bern; aber wenn ihr Lust habt, euch ihrentwegen todtschlagen zu lassen, so habt ihr das Vöglein noch nicht vom rechten Aste pfeifen hören. In Aarau ist ein Herr im Auftrage der französischen Regierung gewesen, der hat mündlich und schriftlich ausgesagt, daß die Franzosen als unsere Freunde kämen

und blos den Herren von Bern, weil sie uns unsere Freiheiten geraubt, auf die Haube wollten. Wenn ihr nun aber die Franzmänner, die euch helfen wollen, Zehnden, Bodenzins und Trattengelder abzuschaffen, euch das Recht bringen wollen, eure Obrigkeit selbst zu wählen, wie sie euch gefällt, und abzusetzen, wann es euch gefällt, todtschlagen wollt — wenn ihr euch, wie gesagt, gegen all' das wehren wollt mit Händen und Füßen, meinetwegen; aber wenn ich bei euch ein fettes Kalb haben kann, laufe ich nicht nach einem magern in's Luzerngebiet, um zum schlechten Kauf noch Prügel von den Nachtbuben obendrein zu bekommen. Uebrigens macht meinetwegen, was ihr wollt.

Jetzt war die Lunte an die Mine gelegt und Manches wurde deutlich ausgesprochen, was bisher nur halbverstanden und unklar geflüstert worden. So abgelegen das Thal auch war und so wenig sich die Bauern um den Lauf der Welthändel kümmerten, so war doch auch manches Gerücht hieher gedrungen und hatte Unruhe und Neugier erweckt. Die Welschen (Waadtländer), hieß es, hätten die Landvögte verjagt, sich frei erklärt wie die in den kleinen Kantonen, und den Franzos zum Schutz angerufen. Ende vergangenen Monats habe man den Himmel von nächtlichen Feuersbrünsten geröthet gesehen, weil die Basellandschäftler die Herrenschlösser verbrannt hätten und ebenfalls frei sein wollten. Zudem sei vor mehr denn hundert Jahren schon ein Krieg der Bauern gegen die Herren von Bern gewesen, weil diese mehr als ihnen gebührt verlangt hätten, und man wisse, daß die Gontenschwyler, die damals erschlagen und hinter der Egg an der Kreuzgasse verscharrt worden seien, noch

jetzt nächtlich umgingen. Sie könnten, wie die Alten schon gesagt, keine Ruhe finden, bis dem Volke sein Recht werde.

Der Untervogt, der bisher in allen Angelegenheiten die entscheidende Stimme gehabt, mehr noch seiner Persönlichkeit als seines Amtes wegen, hatte vergeblich versucht, diesem Gerede entgegenzutreten; verdrießlich und gedankenvoll saß er am Ofen, während seine junge Frau mit verweinten Augen die Gäste bediente. Plötzlich erscholl's von draußen: sie kommen, sie kommen! Ein Donnerschlag ohne vorangegangenen Blitz hätte nicht größern Schreck erregt als dieser Ruf. Alles griff nach den Waffen und drängte der Thüre zu in der Meinung, die Franzosen seien im Anzuge. Glücklicherweise waren's nicht die Franzosen, aber zwei Reiter auf stattlichen Pferden hielten vor dem Hause. „Seid Ihr es, Herr Junker!" rief der Untervogt aus der Thüre tretend, indem er rasch auf den ältern Reiter zutrat, um ihm den Bügel zu halten; „seid Ihr es, gnädiger Herr? Ei, Ihr habt uns Alle weidlich erschreckt."

„Ich habe den Untervogt Frey noch nie erschrocken gesehen," erwiderte lächelnd der Junker von Rued. „Da bringe ich Euch den Mann, der Euch zum Bataillon führen soll. Hoffentlich ist die Mannschaft gerüstet."

Der Untervogt blickte nach dem andern Reiter, der, in die rothe Uniform, wie sie damals die Schweizer in holländischen Diensten trugen, gekleidet, sich leicht wie eine Feder vom Pferde geschwungen und nun forschend die gaffende Menge durchmusterte. Kaum wendete er das Gesicht, als der Untervogt den Bügel des Junkers fahren ließ und mit dem freudigen Ausrufe: „Breitenhans, Breitenhans!" auf den Rothen zueilte.

„Breitenhans, was, Breitenhans?“ rief's mit hundert Stimmen, und des Verwunderns, Grüßens war kein Ende. „Aber wer hätte das gedacht, — nein, wie stattlich er aussieht, — weiß Gott, er ist noch schöner geworden!“ flüsterten die Mädchen, die ohne Zwinkern den kräftigen und hohen Reiter angafften. Alles war für den Augenblick vergessen, Franzosenfurcht und gnädiger Junker, und dieser hätte noch lange im Sattel sitzen bleiben können, hätte er nicht auf eigene Faust versucht, herunterzuklettern. Als endlich Breitenhans, zu Athem gekommen, sagte: „Ja, meine lieben Mitbürger, ich hielt es für Pflicht, viele hundert Stunden weit her zu kommen, um dem Vaterlande in Noth und Gefahr beizustehen, wie sich's einem braven Schweizer ziemt,“ da war auch plötzlich jede Erinnerung an Meister Siebenmann und sein Freiheitsevangelium verschwunden und in wenigen Stunden zog die junge Mannschaft, von Segenswünschen begleitet, den wackern Breitenhans hoch zu Pferde an der Spitze, mit Sang und Klang zum Dorfe hinaus.

Unter den vielen zurückgebliebenen bekümmerten Herzen war eines, das einen gar sonderbaren Kampf zwischen wehmüthiger Freude und tiefem Leide zu bestehen hatte. Dieses Herz schlug in der Brust Vreneli's, des Untervogts junger, lieblicher Hausfrau. Das hing folgendermaßen zusammen. Vreneli war die einzige Tochter auf dem Gaishofe, dessen Besitzer neben dem Alt-Untervogte der reichste Mann in der Gemeinde gewesen. Die Kinder waren von den Vätern einander schon in früher Jugend bestimmt, und Vreneli mochte es recht wohl leiden, als der wackere Sohn des Untervogts

mit den begonnenen Jünglingsjahren auch die üblichen Kiltgangsbesuche anfing; aber eben so gerne sah es, wenn den bestimmten Bräutigam der junge Breitenhans bei den nächtlichen Besuchen begleitete. Und das geschah oft genug. Die beiden Jünglinge waren von der Schule an unzertrennlich wie Milchbrüder, und selten ward Einer an Feier- oder Markttagen ohne Begleit des Andern gesehen. Breitenhans war bei Weitem nicht so reich, wie der Sohn des Untervogts. Sein Vater saß nur zu Lehen auf der Breiten, einem dem Junker von Rued gehörigen Berghofe; aber wer ihn sah und mit ihm umging, mußte ihn liebgewinnen. Er war eine von den bevorzugten Gestalten, deren Adel auch durch den unscheinbarsten Zwilchrock schimmert; dabei heiter, freundlich und bescheiden. Gar manches Mädchen schaute ihm sehnsüchtig nach, wenn er die Straße daherkam, unbestritten der schönste Bursch thalauf und ab; aber er selbst hatte noch nie daran gedacht, einen eigenen Kiltgang zu gehen; am meisten Vergnügen fand er, seinen Kameraden zu Vreneli zu begleiten, er wußte selbst nicht recht warum.

Aber was war es mit Vreneli, daß es immer das freundlichste Wort an Hans richten, ihn jedesmal beim Abschiede bitten mußte, seinen Liebsten das nächste Mal wieder herzubegleiten? War es geschmeichelte Eitelkeit oder noch etwas Anderes? Ach, es schlummern in dem Herzen, das unter dem ländlichen Mieder schlägt, eben so tiefe Gefühle und Leidenschaften, als in der Brust, über welcher goldene Spangen den Seidenmantel zusammenhalten. Und endlich kommen diese Gefühle ebenfalls zu Tage und werden sich

klar und offenbar. So war's auch bei Vreneli und Hans der Fall.

Es war am Abend vor einem Musterungstage, als des Untervogts Sohn und sein Genosse wieder vor Vreneli's Fenster saßen. „Sieh', Vreneli," sagte der Geliebte, „ich nähme dir's übel, wenn du morgen nicht mitkämest; die Leute würden ja Wunder was meinen." — „Laß doch die Leute meinen," war die Antwort, „ich mag nicht recht. Sieh', es ist mir so zuwider, als müsse mir ein großes Unglück begegnen. Geh' allein diesmal, ich bitte dich; wenn Hans bei dir ist, werdet ihr euch schon erlustigen können." — „Ja, aber wenn du nicht mitgehst," warf dieser ein, „so ist mir's, als möcht' ich auch lieber zu Hause bleiben." — Das Mädchen blieb die Antwort einige Augenblicke schuldig. „He nun so denn," sagte es endlich, „wenn's so ist, werde ich kommen müssen. Aber nun geht nach Hause, — schlaf' wohl, Hans! — gute Nacht, Christian!"

Die beiden Freunde gingen schweigend neben einander durch das Buchenwäldchen, das den Gaishof vom Dorf trennt. Christian blieb plötzlich in einer Lichtung stehen und setzte sich auf einen Wurzelstock, dessen halbverfaultes Holz, vom Monde beleuchtet, einen unheimlich zitternden Schein verbreitete. „Sieh', Hans," sagte er düster, „auf dieser Stelle wurde mein Großvater erschlagen, als die Buche gefällt wurde, auf deren Stock ich hier sitze. Es sind viele Jahre her und ich erinnere mich kaum noch, wie sie ihn auf einer Bahre heimbrachten; aber ich wollte, es fiele jetzt eine andere Buche über mich und sie könnten mich auch todt heimtragen." — „Was du nicht redest," sagte Hans, „ver-

sündige dich nicht; komm', es ist hier so unheimlich." — „Nein," entgegnete Christian, „wenn ich todt wäre — sieh', ich möchte dir's so gerne gönnen. Es hat dich doch viel lieber als mich." Hans schrak sichtlich zusammen, antwortete aber Nichts. Hastigen Schrittes ging er dem Dorfe zu, daß ihm sein stiller Gefährte kaum zu folgen vermochte. Es war, als ob er vor sich selber fliehen möchte. Wie er in dieser Nacht geschlafen, hat er Keinem erzählt; aber am folgenden Tage war der sonst so lustige Wachtmeister bleich und still, und selbst als Wein und Tanz die allgemeine Heiterkeit zu Gesang und lautem Gejubel gebracht, saß er theilnahmlos und in sich gekehrt, so manche Neckerei oder freundliche und besorgliche Frage auch an ihn verschwendet wurde. „Sieh'," sagte endlich Vreneli leis und schüchtern, „dir zu lieb bin ich hergekommen, und jetzt hast du mich noch nicht einmal um einen Tanz gefragt." Hans zuckte, wie von einem Schlage getroffen. „Nit, nit," sagte er mit weicher Stimme, als er in Vreneli's Auge eine Thräne sah, „ich bin nicht böse; komm', wir wollen tanzen." Und sie tanzten davon, immer wilder und toller, als ob sie nicht mehr von einander lassen könnten und als ob heute der letzte Fiedelbogen springen müsse. Hans war wie neugeboren; er trank und sang und half den allgemeinen Jubel bis zur lärmenden Tollheit steigern. Der allmälig still werdende Christian konnte es diesen Abend kaum noch zu einem Tanze mit seiner Verlobten bringen. Hans begleitete das Paar bis vor Vreneli's Thüre und sagte bei'm Abschiede: „Trage schön Sorge zu Christian, die Welt ist arg;" seinem Kameraden, der sich sichtlich zur Freundlichkeit zwin-

gen mußte, sagte er mit warmem Händedruck: „Sei nicht böse, Christian — es möchte dich sonst gereuen.“ Mit diesen Worten bog er rasch um die Hausecke und ließ die Verlobten allein stehen.

Am folgenden Morgen war großer Jammer auf der Breiten. Hans war verschwunden. Mit Kreide stand auf dem Tische geschrieben, er gehe in die weite Welt, man solle ihn nicht aufsuchen — es wäre umsonst. Später hörte man, er habe sich in Solothurn anwerben lassen nach Holland und sei dann über's Meer nach Ostindien.

Ueber das Warum dieses unerwarteten Vorfalles zerbrach sich Mancher den Kopf. Christian wußte und Vreneli ahnte es. D'rum wollte es noch ledig bleiben, so früh geheirathet thue nicht gut — meinte es; als aber der alte Untervogt starb und Christian die Haushaltung nicht allein führen konnte, ward es seine sorgliche und liebende Hausfrau.

Bei Untervogts verging indessen selten ein Tag, an dem nicht irgend eine Erinnerung an den Breitenhans geweckt wurde, und wenn sich einmal ein Schatten über das heitere Glück des jungen Ehemannes legte, so war es die Erinnerung an den Abend vor der Musterung.

3.

Das waren nun Tage des Jammerns und Bangens im Dorfe. Zwar wurde noch viel von Schweizermuth und dergleichen Dingen gesprochen, aber das alte Heldengeschlecht, das sich alljährlich in Fehden umhergetummelt, war ausge=

storben. Seit mehr als einem Menschenalter hatten die Waffen im ganzen Vaterlande, wenige kleine Störungen ausgenommen, geruht, und der älteste Mann hatte kein Schlachtfeld mehr gesehen. Man kann sich die Bestürzung denken, die sich nun des jedem Gerüchte preisgegebenen Volkes bemächtigte. Väter und Großväter schnürten ein Bündelchen und zogen den im Felde Liegenden nach, um den Besorgten sichere Botschaft nach Hause bringen zu können. Manches alte Mütterchen mit kurzem Athem erstieg in diesen Tagen die Hochwacht, sich die Augen müde zu schauen nach den blauen Jurabergen hin, um wenigstens den Trost mit in's Thal zu nehmen, es habe so ungefähr nach der Gegend hinschauen können, wo Verwandte und Bekannte sich jetzt befänden. Wie manches Ohr legte sich angstvoll hart auf den gefrornen Boden, um etwa den entfernten Kanonendonner zu hören und sich so manchmal mit selbstgemachter Täuschung unnöthigen Kummer zu bereiten. Aber am 2. März, einem trüben und unheimlichen Tage, war's endlich keine Täuschung mehr; der Schall jeder gelösten Kanone traf stundenweit in ein bekümmertes Herz. Schon bei'm ersten Morgengrauen des folgenden Tages trafen versprengte Flüchtlinge ein mit der Trauerbotschaft, Alles sei verloren. Gegen Abend waren die Meisten in's Dorf zurückgekehrt, die kommen wollten oder konnten. Mancher konnte freilich nicht mehr; entweder war er in die Hände des beutelustigen Feindes gefallen, oder er lag auf dem Felde bei Vingels oder im Walde von Schalunen; Manchen auch trugen die Fluthen der Aare der Heimat zu, um die sich der todte Schwimmer nun nicht mehr kümmerte.

Unter den nicht Heimgekehrten waren auch der Breitenhans und der Untervogt. Einer hatte den Hans, leicht an seiner Uniform erkenntlich, gesehen, wie er hoch zu Roß die Flüchtigen mit blanker Klinge wieder ins Kampfgewühl zurückgetrieben hatte; ein Anderer wollte auch den Untervogt erkannt haben, der, bis auf Hosen und Hemd ausgeplündert, mit den Händen auf den Sattel eines wilden französischen Husaren gefesselt, davongeschleppt worden sei. Der Jammer in des Untervogts Hause ist nicht zu beschreiben, und die Thränen, die Vreneli in jenen Tagen vergoß, wären nicht leicht zu zählen gewesen. Wohlgemeinter, aber ungeschickter Trost vergrößerte, wie üblich, das ohnehin große Elend. „Ach Gott im Himmel," hieß es, „wenn nur der arme Untervogt gleich hätte sterben können — ach, er hat doch nie einem Kinde ein Leids gethan; aber gewiß haben ihm die Teufel Hände und Füße abgeschnitten, die Augen ausgestochen und dann in seinen Martern am unwegsamen Orte liegen lassen. Ja, ja, gewiß, so ist's gegangen, 's ist mir, als hätte ich's mit eigenen Augen gesehen — sonst wäre er ja heimgekommen. Heilige Allmacht, hätten sie ihm doch nur gleich einen Pfahl durch den Leib gestoßen!... Und der schöne, kecke Breitenhans — den hat gewiß sein Roß in das schrecklichste Getümmel getragen und dort ist er von den Hufen zertreten worden; wer weiß, vielleicht war er nicht einmal ganz todt, als er in ein Loch geworfen und zugedeckt worden ist. Ach Gott, so ersticken unter der Erde, wo man kein Glied mehr rühren kann, das ist erschrecklich. Große Barmherzigkeit, mußte der so weit herkommen, um eines so elenden Todes zu sterben!"

Als Vreneli in seinem einsamen Kämmerlein die Trauerkleider anzog, wußte es in unendlichem Jammer nicht einmal, für welchen der beiden theuren Todten es mehr leidtragen sollte. Das Mitleid um den heimlich Geliebten früherer Jahre saß fast eben so tief in seinem blutenden Herzen, als um den lieben Gatten, weil es die Klagen um Jenen weniger laut werden lassen durfte.

Zum Glücke wurden Vreneli's Trauerkleider und die schrecklich gutgemeinten Phantasien der ländlichen Trostfrauen bald überflüssig. Nach einigen Tagen klopfte es spät in der Nacht an des Untervogts Hausthüre, und als Vreneli in seiner Angst keine Antwort zu geben wagte, bald an das Kammerfensterchen. „Vreneli, schläfst du?" — Heiliger Gott, war das nicht Christians Stimme? Oder — sein ruheloser Geist! In zitternder Todesangst zog die arme Frau die Decke über den Kopf, als wollte sie sich vor dem entsetzlichen Schreckbilde verbergen. Als es aber noch einmal rief: „Vreneli, mach' auf, der Breitenhans und ich sind da," und eine andere klangvolle Stimme hinzufügte: „Ja, 's ist schon lange her, daß wir mit einander vor deinem Fenster gewesen," da war's dem armen Herzen, als ob es plötzlich aus einem schweren Traume voll schrecklicher Bilder und Qualen erwache und der freundliche Morgenschein mit tröstlicher Klarheit auf die verweinten Augen falle. Im Nu war die Thüre offen und Vreneli brauchte lange, bis es inne wurde, daß es in gar zu leichtem Kleide bald an der Brust seines Mannes, bald an der des holländischen Rothrockes lag.

In einer Viertelstunde waren alle Betten der Nachbar-

schaft leer und die Wirthsstube bei'm Untervogt mit Männern, Weibern und Kindern vollgepfropft. Knechte und Mägde waren im ersten Taumel fortgerannt und hatten an den Thüren herumgelärmt, als ob der jüngste Tag im Anzuge sei. Da ging's an ein Fragen, Rufen, Antworten und Erzählen! Soviel wurde endlich klar: Der Gontenschwyler hatte allerdings richtig gesehen, trotz seines Schrekkens. Der Untervogt hatte sich mannlich gehalten und wakker d'rauf losgeschossen; aber in seiner Hitze, hinter einem Dornbusche postirt, nicht bemerkt, wie er allmälig allein stehen geblieben, bis er plötzlich von zwei Seiten mit dem Rufe: „Bougre, bougre!" begrüßt wurde. Da versuchte denn auch er die Schnelligkeit seiner Füße; aber in dem undurchdringlichen Pulverdampfe fand er sich plötzlich zwischen den Pferden zweier Rothmäntel. Die verstanden das Handwerk. Nachdem der überwältigte Untervogt entwaffnet und gebunden war, eilte der Eine davon auf neuen Fang, der Andere begann gar geschickt den todtmüden Christian auszuziehen und den Mantelsack mit der Beute zu füllen. Nach vollbrachtem Werke setzte sich der Franzose trällernd zu Pferde, nachdem er die gefesselten Hände des Untervogts am Sattel befestigt hatte. So ging's im Trabe davon und der arme Gefangene konnte sehen, wie er nachkam. Die bernische Artillerie donnerte von dem andern Ufer der Aare noch kräftig herüber; aber diesseits hatte sich der Pulverdampf bereis verzogen und man konnte weit über die Fläche wegsehen, wie die Versprengten von ihren Verfolgern eingefangen wurden.

Ueber das Feld her brauste auf schäumendem Rosse ein

Rothrock, den blinkenden Säbel in der Faust. „Victoire, vive la France!“ schrie des Untervogts Begleiter, als der Reiter näher gekommen; Christian aber hatte schärfer geschaut und schrie aus Leibeskräften: „Hans, Breitenhans!“ Der Reiter schaute um — aber von da an konnte der Untervogt nicht deutlich berichten, was vorgegangen. Er erinnerte sich nur, blitzende Säbel gesehen und pfeifende Hiebe gehört zu haben; dann sei er kräftig gepackt und in den Sattel gehoben worden. Als er wieder so recht zu sich selber gekommen, sei er in scharfem Trabe neben Hans hergeritten, der ihn mit der Linken am Hosenbunde festgehalten und in der Rechten den blutigen Pallasch getragen habe. „Als ich,“ bemerkte der Untervogt weiter, „die Augen wieder ordentlich gebrauchen konnte, sah ich am Sattelknopfe noch die zerschnittenen Stricke, an die ich vorher gefesselt war, und der Schimmel, auf dem ich ritt, ist ein französischer; er steht draußen im Stalle, wenn ihr ihn sehen wollt. Hans wollte mit aller Gewalt wieder zu den Bernern zurück, obgleich er schon wußte, wie französische Hiebe thun, — bei diesen Worten richteten sich Aller Blicke auf die schwarze Binde, die unter Hansens Tschakoschirme sichtbar war. — Ich mochte ihn nicht gerne verlassen und hatte bald von einem Bauer einen Rock erhandelt, denn der französische Mantelsack war doch dahintengeblieben. Aber Gottlob, möchte ich fast sagen, sind wir zwei Tage vergeblich herumgeritten, überall von den Franzosen gehetzt und sind nun für den Augenblick wenigstens wohlbehalten da. Indessen wird der Franzos auch nicht lange auf sich warten lassen.“ —

4.

Der Untervogt hatte Recht; in wenigen Tagen lagerten die Franzosen wie ein verheerender Heuschreckenschwarm über dem Lande. Das Korn im Kasten, das Brod im Schranke und der Wein im Fasse waren nicht sicher vor ihnen; aber eben so unsicher waren — und das war schlimmer — der freie Gedanke und das Wort des Mannes und die Schamhaftigkeit des Weibes.

Bald war's dem Obersten des Regimentes, das in der Umgegend lag, bekannt, auf welche Weise der Schimmel in den Stall des Untervogts gekommen. Der Letztere mußte froh sein, daß er den vierfüßigen Kostgänger blos gegen ein Dutzend Mann Einquartierung vertauschen durfte, die besondere Freiheit hatten, das Beste aus Küche und Keller zu verlangen. Vreneli hatte die schwere Noth, den gierigen Gästen ein Genüge zu thun; noch mehr aber, sich ihrer Unverschämtheit und Frechheit zu erwehren. —

Der Breitenhans, der seine rothe Uniform wieder mit dem Zwilchkittel vertauscht hatte, war vorläufig im Hause seines Freundes geblieben; wohl unter dem Vorwande, die bald beginnenden Frühlingsarbeiten besorgen zu helfen; aber besonders aus dem Grunde, daß bei der häufig nothwendigen Abwesenheit des Untervogts ein zuverlässiger Mann im Hause sei. Zog ihm die frische Narbe über der Stirne manche Neckerei der ungebetenen und unhöflichen Gäste zu, so war sein trotzig stolzes Wesen, zumal aber seine hartnäckige Weigerung, dem verhaßten Franzmanne

als Dolmetsch behülflich zu sein, nicht weniger geeignet, ihm den vollen Haß des Feindes aufzubürden. Besonders zeichnete sich unter den bei'm Untervogt Einquartierten ein Sergeant aus, den kaum verhaltenen Groll des wehrlosen Hans zu reizen. Groß und kräftig wie Hans selbst, war er frecher und trotziger Gemüthsart. Von seinen Kameraden selbst ward er gefürchtet und, gebräunt von der Sonne der italienischen Feldzüge, nur le diable noir genannt.

Auch Vreneli hatte von dem Garstigen gar manche Unbill zu leiden. Eines Abends, als Hans im Stalle beschäftigt war, hörte er aus der Küche ein durchdringendes Hülfegeschrei. Mit Einem Satze war er durch den langen Hausgang weg und stand mit flammendem Auge vor dem Schwarzen, in dessen frechem Arme sich das halb ohnmächtige Vreneli wand und um Hülfe schrie. Vielleicht hatte der Wüstling gerechnet, die Abwesenheit des Mannes benützen zu können. Wie ein Tiger sprang Hans auf seine Beute. Den Franzosen am Halse packen, mit ihm sich durch den Gang wälzen und ihn vor der Hausthüre die steinernen Staffeln hinunterschmettern, war das Werk eines Augenblickes. Der Ohnmächtige mußte zu Bett gebracht werden und die nämliche Hand Vreneli's, die sich vor wenigen Minuten noch seiner zudringlichen Frechheit nicht zu erwehren vermocht, wusch und verband jetzt die Kopfwunden des Unholden mit rührender Sorgfalt. Hans wurde noch in derselben Nacht vor den Obersten gefordert und am folgenden Morgen auf öffentlichem Platze vor dem Schulhause, von den Bajonneten des Feindes umzingelt, mit zwanzig Stockstreichen bestraft. Vergeblich war's, daß der Untervogt sein

schönstes Paar Ochsen zur Sühne bot — man bedeutete ihm, er habe selbst genug auf dem Sündenregister; vergeblich, daß Vreneli mit weinenden Augen um Milde bat und seine Noth mit rührender Schamhaftigkeit schilderte — Hans hielt die Strafe aus, ohne einen Laut von sich zu geben; aber schrecklich war sein Anblick, als er nach vollzogener Exekution wieder aufstand und seinen Richter und Ankläger abwechselnd mit grimmigen Blicken maß. Da mochte wohl mancher Franzose selbst denken, es sei in der Brust des kühnen Soldaten ein Same aufgegangen, der bittere Früchte tragen müsse.

Die Furcht war indessen scheinbar unbegründet. Hans war stiller und fast scheu geworden; wo er einen Franzosen sah, suchte er auszuweichen, und da nun der Frühling gekommen, arbeitete er von Früh bis in die Nacht auf den abgelegensten Wiesen und Aeckern, um den Verhaßten nicht zu Gesichte zu kommen. Es war, als ob sein sonst so trotziger Muth mit einem Male gebrochen wäre. Freilich war dem nicht so.

Hans war eines Tages im Baumgarten beschäftigt, die Wassergräben zu öffnen. Ohne aufzuschauen, zog er mit der kleinen Schaufel die gebogenen Rinnen, als mit einemmale der „schwarze Teufel" vor ihm stand. Der mochte wohl soeben aus der Fechtschule gekommen sein und vergnügte sich nun mit einem stumpfen Stoßrappiere, allerlei Fechtkünste an Hans auszuüben. Er hatte ihn schon mehrere Male getroffen und schien ein immer größeres Vergnügen an seiner Neckerei zu finden, je öfter der wehrlose Arbeiter zornige

Seitenblicke nach ihm warf. Endlich glitt ein starker Stoß an Hansens Schulter ab und traf ihn an die Schläfe. Bevor der Franzose sein Rappier zurückgezogen, fuhr ihm des Gegners scharfe Schaufel über das Gesicht und warf ihn im ersten Schmerz und Schreck zu Boden. Ein dumpfes Geheul quoll aus seinem Munde. Hans ließ ihn liegen und arbeitete ruhig weiter, bis die Kameraden des Verwundeten, die vom Hause aus zugeschaut hatten, herbeieilten. Zu ihrem Schrecken fanden sie den Schwarzen mit Blut übergossen und indem sie dasselbe zu stillen suchten, sahen sie, daß die Nase von der tiefsten Wurzel mit scharfem Schnitte wie wegrasirt war. Hans schaute, an die Schaufel gelehnt, kaltblütig zu; nur als sie das vermißte Glied einige Schritte weg auffanden, glitt ein grimmiges Lächeln über sein Gesicht. Dann ließ er, ohne irgend einen Fluchtversuch zu machen, sich ruhig wegführen. Diesmal war die Strafe härter. Der Verbrecher hatte blos dem unparteiischen Berichte der Zuschauer es zu danken, daß er nicht dem Kriegsgerichte in die Hände fiel. Fünfzig Stockstreiche und ein Monat harter Gefangenschaft sollten das Vergehen sühnen.

Noch hatte Hans seine Strafe nicht ganz überstanden, als das Regiment, das im Dorfe und der Umgegend lag, nach der innern Schweiz abmarschiren mußte. Der „schwarze Teufel," an dem der Feldchirurg ungeschickt genug wieder gut zu machen gesucht, was Hans so geschickt verdorben, sah in seiner Entstellung einem Engel der Unterwelt weit ähnlicher, als einem Ebenbilde Gottes. Die Leute im Dorfe sahen dem Abziehenden, der hoch auf einem Bagagewagen

thronte, mit erleichtertem Herzen nach; mit Recht hatte Jedermann befürchtet, daß die beiden Feinde fürder nicht ruhig neben einander leben könnten, und daß doch Hans im besten Rechte nie Recht finden würde.

Als dieser endlich seiner Haft entlassen war und nun die äußern Stürme sich für den Augenblick gelegt hatten: nachdem der Gegenstand seines Hasses, der bisher all' sein Denken und Fühlen ausgefüllt, entfernt war, da mocht' es ihn nicht mehr lassen in des Untervogts Hause. Er fühlte nur zu gut, daß er einen argen innern Feind zu bekämpfen habe, wenn ihn ein äußerer in Ruhe ließe. Schon die nächtliche Begrüßung nach der Heimkehr würde vielleicht sonderbare Gefühle in ihm genährt haben, wäre ihm Muße zum Sinnen und Brüten geblieben; als ihn nun aber Vreneli, wohl im Gefühle, daß es eine Hauptursache all' der Leiden gewesen, mit sorglicher Zärtlichkeit das Erduldete vergessen machen wollte, faßte er den Entschluß, alle Gefahr zu meiden und die vernarbte Wunde nicht wieder aufbrechen zu lassen. Mit leichter Mühe erhielt er vom Junker zu Rued das väterliche Lehen, und begann alsbald mit wirthschaftlicher Arbeit und mancherlei Spekulation, zu der die Zeitläufe Gelegenheit boten, einer müßigen und gefährlichen Beschaulichkeit entgegenzuwirken. So verfloß der Sommer mit neuer friedlicher Beschäftigung ausgefüllt, und es schien, als ob die Stürme des Frühlings nicht wiederkehren würden. Aber das Verhängniß war noch nicht erfüllt.

5.

Anfangs Winters, der sich ungewöhnlich früh und streng eingestellt hatte, gingen Hans und der Untervogt nach Rychensee im benachbarten Kanton Luzern auf den Markt, um das zur Ueberwinterung nöthige Vieh einzukaufen. Damals unternahm wohl kaum Jemand allein einen weitern Weg, der einen guten Kameraden haben konnte. Die französischen Truppen zogen den größern Heerstraßen entlang hin und her und ließen allerwärts räuberisches Gesindel und Marodeurs hinter sich. Die neuen bürgerlichen Behörden waren noch schwach und das Gesetz und seine Handhabung kaum dem Namen nach vorhanden. Von Einbrüchen, Raubanfällen und Mordthaten wußte jeder neue Tag zu erzählen. Das Volk war entwaffnet und konnte sich nicht selbst Sicherheit verschaffen.

Die beiden Marktleute waren nach eingebrochener Nacht in das Dorf Leimbach an der Luzernerstraße zurückgekommen. Schnee und Regen wirbelten vom Winde gepeitscht durcheinander, und die schweren Wolken schienen mit drükkender Last auf der Erde zu liegen; — es war eine Nacht, wie geschaffen zu unheimlichen und grauenvollen Thaten. Die beiden Freunde traten ermüdet und durchnäßt in das Wirthshaus zum „Klösterli"; aber fast hätten sie es bereut, als sie in die weite, hochgewölbte und düsterbeleuchtete Gaststube traten, die ehemals das Refektorium der Klosterbrüder gewesen. Alles war angefüllt von Franzosen und heimkeh-

renden Marktleuten. Es war nämlich eben eine Abtheilung Militär von Luzern hergekommen, die in der Gegend überwintern sollte. Die kräftigen Männer fanden endlich, durch das Gedränge sich wegbahnend, in einem dunkeln Winkel einen leeren Platz. „Ich wollte fast lieber,“ sagte der Untervogt, nachdem er eine Weile unruhig über das Getümmel weggeschaut, „ich wollte fast lieber, wir wären vorbeigegangen; ich glaube nicht, daß wir hier viel Gutes sehen oder hören werden.“ — „Und ich glaube fast,“ erwiderte Hans, seinen Falkenblick niederschlagend, „ich habe den Teufel in leibhaftiger Gestalt gesehen — wenn der in einer Offiziersuniform umgehen kann.“ — „Was meinst du!“ fragte der Untervogt; aber noch bevor er die Antwort gehört, hatte er sie gefunden. Am andern Ende des Saales oder vielmehr des Gewölbes saß oben am Tische ein Offizier, auf dessen Gesicht die an der Decke hängende Lampe ein scharfes Streiflicht warf — es war das unheimliche, entstellte Gesicht des diable noir. „Gott steh' uns bei, er hat uns bemerkt,“ flüsterte der Untervogt. — „Wir ihn auch,“ murmelte Hans, der dem spähenden Auge von der andern Seite mit trotzigem, festem Blicke antwortete.

Die beiden Freunde sprachen Nichts mehr, aber beeilten sich instinktmäßig, ihren Wein auszutrinken, während am andern Ende des Saales das Getümmel immer bunter durcheinander ging. Plötzlich schlug ein greller Feuerschein über die Gäste. „Du feu! es brennt, es brennt!“ rief es wild durcheinander; Tische und Stühle stürzten übereinander; Alles eilte in drängender Hast der Thüre zu, wo sich der

Knäuel staute und stockte. „Komm," sagte Hans vorsichtig, „halte dich dicht an mich; laß mich nicht los." Rückwärts mit der linken Hand seinen Kameraden fest am Wamms fassend und an sich ziehend, drängte er durch das Gewühl vorwärts. Fast hatte er die Thüre erreicht, als eine scharfe Schneide die Weiche seiner linken Hand durchschnitt. Er zuckte, rasch um sich schauend. Da bog sich ihm der Untervogt mit todtenbleichem Gesichte entgegen, indem er mit beiden Händen nach der Brust fuhr. „Ich habe einen Stich," seufzte er. Im nämlichen Augenblicke tauchte der diable noir auf der andern Seite des Tisches, an dem sich der Verwundete niederlehnte, empor und war im Gedränge verschwunden. „Das hat den Unrechten getroffen," stöhnte Hans, den Untervogt auf eine Bank niedergleiten lassend.

Die Menge hatte sich hinausgedrängt und die Beiden waren allein zurückgeblieben. „Was hilft es, wenn ich Mord rufe," sagte Hans leise, indem er eine Thräne auf das Antlitz des Freundes fallen ließ; der Mörder entginge nur um so sicherer der Rache."

Das Feuer war gelöscht. Nur einige Bündel Stroh, die gerade unter dem Fenster gelegen, an dem der schwarze Teufel gesessen, hatten aufgeflackert.

Zu selber Stunde saß Vreneli zu Hause mit den Mägden am Spinnrade und konnte weder Ruhe noch Rast finden; der Faden riß jeden Augenblick zwischen seinen unruhigen Fingern. Bald schaute es in die schwarze Nacht hinaus durch das Fenster, an welches der heulende Wind Schnee und Regen peitschte, bald öffnete es die Thüre und horchte

mit ängstlichem Ohr auf Fußtritte. Auf einmal wurden solche im Hausgange gehört — es war der wohlbekannte Schritt und Gang des Untervogtes. „Er kommt, er kommt!" rief Vreneli mit erleichtertem Herzen, und eilte schon nach dem Kunstofen, um das in der Wärme aufbewahrte Essen hervorzuholen.

Die Schritte nahten sich der Stubenthüre — es drückte auf die Klinke — die Thüre öffnete sich angelweit, — aber — herein trat Niemand.

Vreneli starrte nach der Thüre und ließ todtenbleich die Schüssel, die es bereits in Händen hatte, fallen. Die Mägde, welche glaubten, der Meister wolle in heiterer Marktslaune einen Scherz treiben, eilten mit dem Lichte nach dem Hausgange. Sie leuchteten in alle Winkel, keine Seele war zu sehen: die Hausthüre, die sie vorhin hatten öffnen hören, war geschlossen. Nun traten auch die Mädchen hastig und erschrocken wieder in die Stube, die Thüre hinter sich fest zuriegelnd.

Vreneli stand noch unbeweglich wie eine Bildsäule mit offen starrenden Augen, die wie von einem Gegenstande des Entsetzens festgebannt, sich nicht wieder wegwenden konnten. „Habt Ihr ihn auch gesehen?" fragte es endlich mit hohler Stimme. — „Nein, es war Niemand," — „vielleicht nur der Wind," fügte eine zaghafte Stimme hinzu. — „Der Wind?" erwiderte Vreneli langsam, wie in Gedanken verloren; „der Wind? Er preßte beide Hände über der Brust zusammen; aber ich sah dennoch, wie das Blut zwischen seinen Fingern hervorquoll — in großen, großen Tropfen auf den Boden fiel — der Schelm — der Schelm — heda,

Sultan!" — „Heiliger Gott," schrien die erschrockenen Mägde, „die Meisterin ist von Sinnen!" Und daß sie das wirklich war, war eine freundliche Gottesgabe für das arme, unglückliche Herz, dem so manche schwere Prüfung beschieden war. Vreneli wurde zu Bette gebracht; ein wechselnder Schwarm bunter Fieberbilder umgaukelten ihr inneres Auge; wenn auch manchmal eine bange Erscheinung ihre verwirrte Seele aufschreckte — so war doch keine schrecklicher als die schreckliche Wirklichkeit selbst.

Gegen Mitternacht kam der Breitenhans. Er war vorausgekommen, um Vreneli auf die Trauergeschichte vorzubereiten. Als er hörte, was vorgegangen und daß die Frau nun, vom Fieber ermüdet, in tiefem Schlafe liege, seufzte er mit kaum unterdrücktem Weinen: „Möchte die Arme nicht wieder aufwachen."

Bald darauf traten mehrere Männer, denen ein Laternenträger voranging, still und langsam mit einer Bahre herein, die sie geräuschlos auf den Boden niederließen. Nur mit Mühe konnte Hans, dem der Schmerz selbst die Brust zu sprengen drohte, den laut ausbrechenden Jammer des Gesindes beschwichtigen, als der Mantel, der über der Bahre lag, weggenommen wurde und, von der trüben Laterne matt beleuchtet, des Untervogts blutige Leiche zum Vorschein kam.

Der meuchlerische Stoß hatte gut getroffen. Kaum hatte der Todte noch Frist, dem Freunde sein armes Weib zu empfehlen. Dann schloß er die Augen für immer.

6.

Eine Woche nach dem Tode des Untervogtes hatte Hans seinen Lehenhof einem Andern übergeben; er zog in das Haus der hilflosen Wittwe, um die Geschäfte des todten Freundes zu besorgen.

Vreneli lag noch immer zwischen Leben und Tod schwankend darnieder; aber die körperliche Schwäche, das blos halbklare Bewußtsein des Vorgefallenen ließ die schreckliche innere Krisis gefahrloser vorübergehen. Langsam nur erholte sich die vielgeprüfte Frau; doch fand sie einen sichtlichen Trost in der treuen und kräftigen Unterstützung, die ihr Breitenhans gewährte. Dieser hatte sogleich nach der blutigen That versucht, Gerechtigkeit zu finden bei den französischen Militärbehörden — obgleich hoffnungslos; denn da war vor Allem wieder jener Oberst, den Hans von früher schon als treuen Protektor des Diable kannte. Wie vorsichtig er auch zu Werke ging, er mußte froh sein, einer strengen Ahndung zu entgehen, für das schwere Verbrechen, einem Offiziere der großen Nation einen derartigen Verdacht aufbürden zu wollen. Die bürgerlichen Gerichte und Behörden waren völlig machtlos, und was sollte ein Ankläger, der blos, was er selbst gesehen, zum Zeugnisse anführen konnte? So ließ Hans das Unmögliche fallen und ergab sich, nachdem der erste Schmerz sich gemildert, in das Unvermeidliche, besorgte fleißig und umsichtig des Hauses Geschäfte und tröstete, wo er selbst des Trostes so bedürftig

war. Schon munkelte man hie und da, Vreneli und er werden wohl ein Paar geben, wenn das Trauerjahr vorüber sei; aber wer Hans schärfer beobachtete, mußte bald vermuthen, er brüte und sinne über Anderes, als an eine getreuliche, makellose Verbindung mit der jungen Wittwe.

Nachts nämlich war Hans gegen all' seine frühere Gewohnheit oft außer dem Hause, und trotz der mit dem fremden Volke rasch eingedrungenen Laxheit der Sitten, entging er nicht einem Gerede, das einen Schatten auf seinen Lebenswandel werfen mußte. Vreneli sah und hörte das Alles wohl, wagte aber nicht, seinen heimlichen Kummer gegen seinen Beschützer und Beistand laut werden zu lassen.

Ueberall waren während der Kriegszeiten Wirthschaften aus dem Boden hervorgewachsen wie Pilze; darunter eben auch solche, die verderblicher wirkten als die Fliegenschwämme. Ein rothes Bändelchen, das am Schilde festgebunden war, bezeichnete dem Kundigen die Höhlen, in denen das Laster für Geld feilgeboten wurde. Ein solches Haus stand damals im Moose, das, ungefähr eine Stunde breit, die beiden Dörfer Gontenschwyl und Leimbach trennt. Es war gut gelegen, dies Haus, zu seinem schlimmen Zwecke. An dem schmalen Wege, der durch die von vielen Bächen durchschnittenen Sumpfwiesen führt, war es nach beiden Seiten entfernt von menschlichen Wohnungen und bot hinter Erlen- und Weidengebüschen versteckt dem übriggebliebenen Reste von Schamhaftigkeit oder Scheu vor den Leuten eine willkommene Heimlichkeit. In dieser Kneipe nun trank Hans beinahe jeden Abend seinen Schoppen. Eine der lie-

derlichen Dirnen, die zur Bedienung der Gäste da waren, zog ihn allen Andern sichtbarlich vor; der schöne, junge Mann fühlte sich geschmeichelt, und sein Herz schien vollständig in den trügerischen Schlingen gefangen. Das Laster geht raschen Schritt, wenn es in schlimmer Kameradschaft seine Lobredner und Helfer findet. Hans schien sich bald recht behaglich zu finden in der wüsten, ihm früher so verhaßten Gesellschaft des fremden Kriegsvolkes, das vom Morgen bis in die späte Nacht das verrufene Haus überfüllte. Nur wenn der Oberst mit seinem steten Begleiter, dem Diable noir, eintrat, war Hans plötzlich verschwunden; ob ihm dieser Anblick an einem solchen Orte Gewissensbisse verursachte, oder ob er Streit fürchtete — genug, er ging jedesmal rasch davon.

So geschah's auch in einer Nacht Anfangs Jenners 1799. Trotz des Schneegestöbers und der dichten Finsterniß war Hans den einsamen und unheimlichen Weg gekommen, wohl, um seine Geliebte zu sehen; aber vergeblich suchte ihn diese mit allen Schmeichelkünsten zurückzuhalten, als die beiden Offiziere eintraten. Rasch trank er aus und eilte weg, ohne die Dirne nur einmal zu grüßen.

„Der Bursche scheint doch allmälig zahm zu werden," bemerkte der Oberst zu dem Kapitän, der dem Davoneilenden spöttisch nachschaute. — „Er mag wohl daran thun, mir aus dem Wege zu gehen," erwiderte der Diable noir. „Indessen werd' ich ihm doch noch einmal den Paß zu verrennen wissen. Unsre Rechnung ist noch nicht abgeschlossen."

Drunten in der Küche kaufte Hans noch eine Flasche

Wein mit auf den Weg. Er müsse die Nacht bei einem kranken Pferde wachen, sagte er, und die Meisterin werde wohl schon zu Bette sein, wenn er nach Hause komme.

Die beiden Offiziere blieben bis nach Mitternacht. Das Schneegestöber hatte nachgelassen. Ein falber Mondenschein, nur dann und wann von schweren, träg dahinziehenden Wolken verdunkelt, irrte über den hohen Hecken und Gebüschen der einsamen Moosgegend und beleuchtete nur spärlich den halbverschneiten Weg und die schmalen, über die Bäche führenden Stege. Fröhlich und trunkenen Muthes begaben sich die beiden Krieger auf den Heimweg. Aber in ihrem Quartiere wurden sie vergeblich erwartet.

Am folgenden Morgen fand man sie erschlagen, dort bei der alten Hagenbuche, die jetzt noch ihre struppigen Aeste über den breiten Bach senkt und im Volksglauben für unfällbar gilt, weil sie von einem bösen Geiste bewacht werde.

Der Kapitän lag da mit schrecklich zerschmettertem Schädel und mochte wohl auf einen ersten wuchtigen Schlag seinen Tod gefunden haben. Die Leiche des Obersten lag einige Schritte entfernt. Der zerbrochene Säbel, der ringsum festgetretene Schnee und die dunkeln, blutunterlaufenen Maale an seinem Halse deuteten an, daß er nach verzweifeltem Kampfe von einer eisernen Faust erwürgt worden war. In der krampfhaft geschlossenen Linken hielt er ein kleines, abgerissenes Stück Scharlach.

Breitenhans hatte an diesem Tage eine scharlachene Weste getragen.

Dieser aber war die Nacht ebenfalls nicht nach Hause gekommen und auch am Morgen nicht. Trotz den sorgfältigsten Nachforschungen der Behörden konnte Nichts über ihn in Erfahrung gebracht werden — er war spurlos verschwunden.

Obgleich das friedliche Gemüth vor dem Doppelmorde schauderte, sah doch das mißhandelte, vom Gesetze verlassene und der Waffen beraubte Volk in dem Entflohenen nur den gerechten, aber strengen Rächer mancher ungeahndeten Uebelthat. Natürlich zweifelte kein Mensch, daß Hans der Thäter gewesen, und man wußte nun auch, warum er die Weinschenke im Moos so fleißig besucht hatte.

Als er nach beinahe zwanzig Jahren in seine Heimath zurückkam, war über den Gräbern der Todten schon oftmals Gras gewachsen. Er brauchte keinen äußern Richter mehr zu fürchten, und mit seinem innern schien er im Reinen zu sein.

Die langen Jahre seiner Abwesenheit hatte er in englischem Kriegsdienste zugebracht und unter Englands Fahnen manche blutige Schlacht mitgeschlagen. Von Spanien her datirte sich die Bekanntschaft mit jenem eidgenössischen Oberst, von dem oben die Rede war. Nach einem für die Franzosen unglücklichen Treffen, bei denen der jetzt noch lebende Militär damals als junger Lieutenant stand, wurde er von Breitenhans gefangen genommen. Tiefgewurzelte Liebe zum gemeinsamen Vaterlande hat schon gar manchen Schweizer in Zwiespalt mit seiner beschworenen Fahnenpflicht gebracht, wenn er durch unglückliche oder unnatürliche Ver-

hältnisse gezwungen war, auf fremden Schlachtfeldern gegen die Söhne seiner eigenen Heimath zu kämpfen. Breitenhans hatte auch unter dem englischen Soldatenkleide ein treues Schweizerherz bewahrt. Er begleitete den erkannten Compatrioten, bis er der Gefahr, in andere Hände zu fallen, entronnen war, und entließ ihn dann mit guten Wegweisungen und warmem Händedruck. Wir wollen deswegen keinen Stein gegen ihn aufheben.

Ruhe seiner Asche.

Kindersegen.

Der wackere und reiche Obermüller trug an Sonn= wie Werktagen ein graues oder hellblaues Kleid, wie es auch sonst bei seinen Gewerbsgenossen landesbräuchlich, den Kopf im Sommer mit einem breiträndigen Strohhute, im Winter mit einer schwarzgrau gestrickten Wollenmütze bedeckt; nur wenn den Mann ein gewisses Anliegen zum Pfarrer rief, kam er am Freitag oder Samstag im braunen Tuchrocke, den sonst unbequemen schwarzen Filzhut auf dem Kopfe, gar stattlich das Dorf herabgeschritten. Seit seiner Verheirathung hatte sich dieser Aufzug schon so oft wiederholt, daß die Leute bereits wußten, was damit gemeint war. Sie fragten deshalb einander sogleich: „Ist's ein Prinz oder eine Prinzeß? ... Der Obermüller will, scheint's, am Sonntag wieder einmal taufen lassen." Von den nähern Bekannten, besonders von seinen Jugendkameraden, hatte der kindergesegnete Vater dabei wohl auch manche Neckerei auszuhalten über die jährlich sich vergrößernde Reihe lebendiger Orgel=

pfeifen, die er in seiner Mühle aufstelle, und wie die Späße eben lauteten. Der Obermüller pflegte darauf heiter zu antworten: „Laßt's nur gut sein; so ein Kind ist der beste Riegel vor ein Thürchen, durch das der Teufel in's Haus schlüpfen möchte; es sind aber viele Riegel nöthig, wenn all diese Teufelsthürchen festgemacht werden sollen." — Es gab wohl Wenige, die über den tiefern Sinn dieser Worte nachdachten; die Leute sagten eben: „Nun freilich, dem thut's Nichts .... er hat's und vermag's."

Ebenso Wenige mochten den Sinn ihrer eigenen Worte bedenken oder überlegen, wie mit dieser Rede und Antwort ein oft so traurig endender Widerstreit der reinsten innern Menschenverhältnisse mit den äußern besprochen war. Eine Begebenheit, die sich im Dorfe selbst zugetragen, wäre geeignet gewesen, hierüber Aufschluß zu geben, wenn die Leute den geheimen Ursachen derselben näher nachgeforscht hätten.

Zu unterst im Dorfe wohnte in einem kleinen, etwas seitwärts der Straße gelegenen Häuschen der Zimmermann Joseph, oder wie die Leute in ihrer Redebequemlichkeit sagten, der Zimmer-Sepp. Derselbe war ein rüstiger und in seinem Handwerke geschickter Arbeiter. Wohl zehn volle Jahre hatte er in der Fremde zugebracht und war erst auf den Bericht heimgekommen, daß sein alter Vater auf dem Todtenbette liege. Das ganze Erbe, das ihm zufiel, bestand in dem alten Häuschen und einem kleinen Baumgarten. Gleichwohl sah manche Tochter im Dorfe mit unverhehltem Wohlgefallen auf den hübschen jungen Zimmermann, der sich durch ein fast herrscheliges, ihm so wohl anstehendes

Wesen unter den unbeholfenern Bauernsöhnen vortheilhaft auszeichnete. Sepp schien diese ihm geschenkte Aufmerksamkeit wenig zu beachten, und sobald er das baufällige väterliche Haus etwas ausgebessert, ging er einstmal nach Zürich, einen alten Meister zu besuchen, wie er sagte. Aber schon am nächsten Sonntag wurde sein wahrer Reisezweck kundbar. Der junge Zimmermann wurde zu Aller Erstaunen und manchem geheimen Verdrusse mit der Regula Zollinger aus dem Kanton Zürich von der Kanzel verkündigt.

Die „Fremde" mußte sich im Dorfe in den ersten Tagen scheel ansehen lassen. So Eine, die ihr ganzes Brautfuder in einer Magdkiste hergebracht, hätte Sepp in der Nähe bekommen und sich die Reisekosten ersparen können, wurde hier und da geurtheilt; auch der in der Gegend ungewohnte Name der jungen Frau mußte gehörig Spießruthen laufen. Gewiß wäre das Zimmer-Regele noch spitziger durchgehechelt worden, wär' es nicht gar ein so verständiges, freundliches und hübsches Frauchen gewesen. So aber war's nicht möglich, ihm böse zu sein, zumal es bald bewies, daß ihm trotz seines langen Dienstes in der Stadt weder Karst noch Rechen unbekannte Dinge waren. Regele anerbot sich schon in den ersten Tagen nach seiner Herkunft den Nachbarn zur Aushülfe in den eben beginnenden Sommerarbeiten, und wer dieses Anerbieten einmal angenommen, suchte daran festzuhalten, bis der Herbst eingebracht war. Jetzt aber, nach Beendigung der Landarbeit, bewies Regele, daß es auch in seinem Stadtdienste Etwas gelernt hatte. Wer eine saubere Wäsche halten und das Schadhafte zierlich ausbessern

lassen wollte, nahm Regele in Anspruch; wo eine rechte Kindstaufe oder Hochzeit ausgerichtet werden sollte, da mußte das Zimmer-Regele dabei sein; selbst die junge Löwenwirthin, die doch fast ein ganzes Vierteljahr in der Stadt die Kocherei gelernt, verschmähte bei wichtigen Anlässen weder dessen Rath noch thätige Beihülfe.

So kam es, daß die junge Frau manchen Tag auswärts auf der Arbeit war, während Sepp daheimbleiben mußte; die Landarbeit verstand er nicht, und auf seinem Handwerke gab es eben auch nicht fortwährend Verdienst. Jetzt erst fand er neue Ursache, mit seiner Wahl zufrieden zu sein; denn es würde ihm, da er seinen Arbeitslohn oft noch lange ausstehen lassen mußte, manchmal schwer geworden sein, den baaren Batzen zum Abendschoppen aufzubringen, wenn nicht Regele stets bereitwillig mit seinem eigenen Verdienstbeutelchen beigesprungen wäre. Und Sepp mußte seinen Abendschoppen trinken. Das war er ja seit seiner Lehrzeit die vielen, vielen Jahre her gewohnt gewesen, und unterließ er's einmal, so war gewiß die ganze Nacht an keinen rechten Schlaf zu denken. Regele selbst wendete gegen diese Gewohnhheit nie viel ein; es mochte dem lieben Manne von Herzen eine kleine Erholung gönnen, zumal Sepp wirklich kein Trinker war und mit seinem Schoppen vorlieb nahm. Vielleicht regte sich auch noch ein kleiner Stolz bei der jungen Frau; wenigstens hörte sie es gewiß nicht ungerne, daß die Löwenwirthin sagte, seit der Sepp heimgekommen, sei das Wirthen eine rechte Freude. Er wisse so vielerlei und so verständig zu erzählen, daß die Andern selbst darüber vernünftiger würden und ihre Narren-

possen bleiben ließen. Gleichwohl hätte Regele den Mann manchmal gerne daheim behalten, da besonders in der einsamen Abendstunde ein verborgenes Heimweh mit verstärkter Gewalt hervorbrechen wollte.

Einmal als Sepp scherzend um einen Batzen bat, den es mit den andern bei ihm auf Zins anlegen könne, sagte es, sein Beutelchen ziehend: „Ja, aber Sepp, denk', wenn wir einmal Kinder haben, und ich nicht mehr so verdienen kann, wo willst du dann einen andern Zinsherrn suchen?" — Der fast wehmüthige Ton, mit dem Regele diese Worte sprach, traf das richtige Ziel. Sepp zögerte einen Augenblick, bevor er das dargebotene Geld nahm, dann aber sagte er: „Ei was, kümmere du dich darum nicht; bis dahin bin ich auch bekannter geworden in der Umgegend und werde größere Kundschaft haben."

Sepp glaubte wohl selbst aufrichtig an diesen Trost; dennoch ging er den Weg nach dem Löwen hinüber nachdenklicher, als es sonst in seiner Art war. Einmal stand er still und machte plötzlich ein paar Schritte rückwärts; dann kehrte er wieder um und sagte vor sich hin. „Das wird schon noch Zeit haben, um das Besserwerden abwarten zu können; aber freilich..." — Der stille Wandler nahm die Mütze ab, als ob ihm dieselbe trotz des kalten Schneewindes zu warm mache. Darauf schüttelte er mit dem Kopfe und fing an, ein Liedchen zu pfeifen.

Es vergingen nur wenige Wochen, der Winter schickte immer noch rauhe Tage mit Schneegestöber und Regen über das Land, da sagte Regele eines Morgens: „Wärst du nicht auch im Stande, eine Wiege zu machen, da du jetzt keine

andere Arbeit hast?" — „Je nachdem, es kommt darauf an, für wen sie wäre," meinte Sepp; „so ganz schreinermäßig könnt' ich's freilich nicht." — Regele legte sein Gesicht an die Brust des Mannes und sagte leise: „Sie wird's schon thun.... sie soll auch blos für uns selbst sein." — Sepp hob den Kopf der jungen Frau rasch in die Höhe und schaute ihr fragend in die Augen. Regele nickte mit erröthendem Schweigen Ja.

Der junge Zimmermann ging nachdenklich in seine kleine Werkstatt und suchte da unter seinem geringen Holzvorrathe herum; dann fing er an, emsig zu sägen und zu hobeln, ohne den ganzen Vormittag ein einziges Mal nach der Stube zu gehen. Als Regele herauskam, um ihn zum Mittagessen zu rufen, und die schon wacker vorgeschrittene Arbeit bemerkte, hing es sich an den Hals des lieben Mannes, ihn heftig auf Lippen und Augen küssend. — „Ach was," sagte Sepp abwehrend, „laß die Possen, wir haben jetzt Ernsthafteres zu thun." — Regele zog die Arme zurück, ihm verwundert in's Gesicht schauend. Sepp konnte diesen wehmüthig stummen Blick nicht ertragen; er bückte sich erröthend nieder, einen in die Späne gefallenen Nagel zu suchen.

Der Sommer kam und brachte Zimmermannsarbeit die Fülle, aber dieselbe lag drüben über'm Berge, wo ein neues Schulhaus gebaut wurde. So kam Sepp während der ganzen Woche blos über den Sonntag nach Hause, und Regele, das der Landarbeit bald nicht mehr nachgehen konnte, hatte nun Zeit genug, die einsamen Tage und Nächte seinen Hoffnungen oder trüben Gedanken nachzu-

hängen. Sepp war die wenige Zeit, da er zu Hause war, freundlich wie sonst; aber es kam seinem jungen Weibe oft vor, als ob sein Thun nicht so recht aus dem Herzen fließe, als ob er sich manchmal zwingen müsse, fröhlich zu erscheinen und die freundlichen Worte nur wie aus alter Erinnerung hersage. Ach, die Liebe hat, wenn einmal der Zweifel an der glücklichen Binde um ihr Auge gelüftet, ein feines Gefühl und sieht tiefer in die Geheimnisse der Herzen, als selbst der Haß, der ausgeht, Flecken und Mängel zu suchen. Sepp empfand wohl auch, daß Regele seine geheimen Gedanken, die immer wieder über ihn kamen, errathen habe, wußte er doch gar wohl, was es bedeute, wenn ihn die junge Frau so still mit feuchten Augen und einem wehmüthigen Lächeln um die Lippen anschaute; aber er scheute sich darum nur um so mehr, über die Zukunft Gespräche zu führen. In solchen Augenblicken stand er manchmal auf, faßte das bekümmerte Weib in seine Arme und flüsterte: „Sei nur zufrieden und bring mir ein wackeres Büblein.... ein Zimmermännchen.“ — Regele betete manche nächtliche Stunde, daß der Wunsch seines Mannes in Erfüllung gehen möchte; aber je näher die schwere Zeit herannahte, um so bekümmerter mußte es über das Leben sinnen, das unter seinem Herzen lag, und manchmal war es jetzt selbst froh, daß Sepp jede traulichere Zwiesprache zu vermeiden suchte.

Es war an einem trüben Herbstnachmittage, die Zimmerleute packten eben ihr Handwerksgeschirr zusammen, um nun den völligen Ausbau des neuen Schulhauses andern Gewerken zu überlassen; dieser letzte Abend des gemeinschaft-

lichen Beisammenseins sollte noch einem fröhlichen Trunke geweiht werden. Da kam den Berg herüber ein Bote und meldete Sepp, er möchte doch heim kommen, seine Frau habe ihm Zwillinge geboren, zwei allerliebste Mädchen. Sepp starrte den Boten mit weitgeöffneten Augen an, bis dieser seine Nachricht wiederholte, die nun auch von den neugierig herzugekommenen Mitarbeitern gehört wurde. Das gab sogleich manchen neckischen Glückwunsch über den reichen Kindersegen, ohne daß Sepp eine Antwort zu geben vermochte. Der Bauführer, ein verständiger Mann, der die Verlegenheit des überraschten Vaters wohl anders deutete, sagte: „Geh nur gleich heim, Sepp, ich will dir deine Sachen da schon besorgen und nachbringen lassen.“ — Sepp fuhr mit der Hand über die Augen und erwiderte rasch: „Nein, nein, dazu ist's immer noch Zeit; ich will auch noch bei'm Abschiede sein.“ — Der Baumeister sah ihn nachdenklich an und sagte: „Nun, wie du meinst; ich glaubte eben, es müßt' dir pressiren, heim zu kommen.“

Es war bereits Mitternacht, als Sepp, einer der Letzten, die das laute Gelag verlassen, den Berg hinüberging; aber je näher er der Heimath kam, um so langsamer wurden seine Schritte; es war ihm, als ob er mit jedem Tritte vorwärts in eine tiefere Sorgenfluth hineinträte, die sich wie ein anschwellender Strom seinem Gang entgegenstaute. Der Winter stand vor der Thüre, die Arbeit, die er für denselben aufgeschoben, war gering, und nun? — „Vier Mäuler auf einmal und nur noch zwei Hände zur Arbeit,“ sagte er bitter vor sich hin. Vor dem Hause, aus dem ein schwaches

Lichtlein dämmerte, blieb er horchend stehen; drinnen war's still, nur dann und wann ein feines, kurzes Wimmern. Bei diesem Tone kam über das bisher streitende Herz plötzlich eine beklemmende Bangigkeit. Sepp schaute sich hastig um, wie wenn er einen geheimen Beobachter befürchte und trat dann rasch durch die Thüre.

In der kleinen Küche saß beim niedergebrannten Lichte eine alte Nachbarin in festem Schlafe, mit dem Kopfe hin- und hernickend. Sepp ging leise an ihr vorbei in die schwach erhellte Stube. „Bist du es," fragte Regele mit wehmüthig matter Stimme, eine bleiche Hand aus dem Bette entgegenstreckend, „bist du da, Joseph?... Ich habe eine schreckliche Angst um dich ausgestanden." – „War nicht nöthig," versetzte Sepp aufathmend, indem er beim Niederlegen seines Handwerksgeschirres einen kurzen Blick nach der Wiege hinüberwarf... „wie geht's dir? — „Gottlob, nun gut, da du da bist," erwiderte die junge Mutter, „aber sieh auch dort!" — Sepp ergriff zögernd das kleine Licht und trat langsam an die Wiege heran. Da lagen unter der Decke hervor hart neben einander mit geschlossenen Augenlidchen zwei kleine Engelsköpfchen, von schneeweißen Käppchen umrahmt. Sie sahen sich so ähnlich wie zwei Eier, und doch war nicht zu bestimmen, ob aus den kleinen Gesichtchen mehr das Antlitz der Mutter oder die zierlich verkleinerten Züge des Vaters herausschauten; bald schien es mehr das Eine, bald das Andere zu sein. Dem Beschauenden quoll allmälig eine ungeahnte süße Gewalt an's Herz heran. Mit zitternder Hand stellte er das Licht nieder und beugte sich auf die kleinen Schläfer herab. „Nit, nit," rief die Mutter leise, „wecke

sie nicht.“ Sepp kehrte sich um und drückte sein Gesicht auf die bleiche Stirn der Wöchnerin. „Ich war wüst und böse,“ flüsterte er hastig, „ich weiß selbst nicht, wie es kam; aber nicht wahr, du verzeihst mir, Regele?“ — „Ach ja, gerne,“ antwortete sie mit wehmüthiger Freude, den Arm um den Hals des herabgebeugten Mannes legend; „du bist ja jetzt der Vater zweier unschuldiger, hülfloser Kinder und Gott wird weiter helfen.“ —

Erst jetzt zeigte sich's recht, in welchem Grade Regele Neigung und Liebe erworben hatte. Von allen Seiten her kamen nähere und entferntere Nachbarinnen mit Rathschlägen und freundlichen Gaben, die Küche und Keller des Zimmerhäuschens reichlicher ausstatteten, als dies jemals der Fall gewesen. Diese Beschenkungen machten aber auf Sepp noch einen andern Eindruck als den freundlicher und vorsorglicher Nachbarlichkeit. Es kam ihm vor, die Leute dächten, Regele oder die Kleinen müßten Mangel leiden. „Was mögen die Nachbarn von mir gedacht haben,“ sagte Sepp zu sich selbst, „wenn ich jeden Abend in's Wirthshaus ging und sie nun doch meinen, sie müßten Frau und Kindern jede Kleinigkeit in's Haus tragen?“ — Vielleicht that der junge Vater den Leuten Unrecht; aber gleichwohl, er blieb fortan Abends daheim; den Tag hindurch lag er mit stillem Fleiße den Arbeiten ob, die er auf den Winter verspart hatte, oder besorgte mit Emsigkeit die neu hinzukommenden Aufträge. Nach vollbrachtem Tagewerk spielte er mit den Kleinen, die bald mit jedem Tage eine andere Kunstfertigkeit entwickelten. Bald war's ein feines Lächeln, das um die kleinen Mäulchen zu spielen anfing, bald ein drolliges

Zappeln der kleinen Aermchen, die der Mutterbrust entgegenstrampelten, dann wieder ein verwunderliches Krähen, das die Freudigkeit des erwachenden Menschenlebens verrieth, und wie alle die rührenden Dinge sich zeigen, die tausend Mal dagewesen, dem liebenden Auge immer wieder neu erscheinen.

Die junge Mutter, der die stille Umwandlung ihres Mannes nicht entgehen konnte, vergalt dieselbe, ohne darüber Worte zu machen, mit erneuter und verdoppelter Zärtlichkeit; der dunkle Schatten, der seit einiger Zeit das Gemüth zu umhüllen gedroht, mußte vor dem leuchtenden Blick vertrauensvoller Liebe und hoffender Hingebung schnell dahinschwinden. „Das ist der göttliche Segen, der auf unsern Kindern ruht,“ dachte das freudige Regele; „hab' ich mir doch selbst nie vorstellen können, wie es um ein Mutterherz bestellt ist, bis ich's nun an mir erfahren.“ Die doppelt beglückte Mutter kannte keine Sorge mehr als die, es könnte ihr eines der liebebringenden Kinder entrissen werden. Leider mußte diese nur als flüchtige Vorstellung vorüberfliehende Sorge bald eine dauernde Wohnstatt in dem kleinen Zimmerhäuschen finden, und ach, eine Sorge kommt ja so selten allein gegangen! —

Der Winter war noch lange nicht zu Ende, als das eine der Kinder in Wachsthum und Munterkeit schon auffallend hinter dem andern zurückzubleiben anfing. Bald dann lag es am Tage still und bleich, wie ein wächsernes Engelbildchen; aber wie die Dämmerung anbrach, fing es an, leise zu wimmern und konnte die ganze Nacht keine Ruhe finden, oder es wurde auf dem Arme umherg tragen.

Sepp unterzog sich dieser nächtlichen Mühe anfänglich bereitwillig, indem er das bekümmerte Regele ablöste; aber bald wurde er unwirsch und meinte, das seien nur Wunderlichkeiten von dem Kleinen. Er sprach es dann wohl mit einem lauten, heftigen Worte an, worauf das Kind nur mit einem kläglichern Wimmern Antwort gab. Regele ängstigte sich darüber, heimlich befürchtend, der Vater könnte dem Kinde einmal im Zorne ein Leides thun; so saß es dann Nächte lang allein in der Stube, das leise wimmernde Kind mit sanftem Begütigen im Arme haltend. Sepp lag daneben fest schlafend im Bette, oder wenn er geweckt wurde, hatte er bald auch unfreundliche Worte für die bange Sorgenwacht, mit der die Mutter das arme Kind hütete.

Wer einmal die Reinheit des Herzens verloren, dem eigennützigen, bösen Gedanken Raum gegeben, der fällt wieder in seine Gewalt zurück, sobald die opferfordernde That an ihn herantreten will; die Segnungen, die ihm ein gütiges Geschick zugedacht, verschwinden, wie der silberschimmernde Sternhimmel vor der Nacht des heraufziehenden Gewitters.

Bald blieb Sepp noch lange nach eingebrochenem Abend, auch wenn er keine Arbeit mehr zu verrichten hatte, draußen in seiner Werkstatt. Da lehnte er brütend und sinnend an der Hobelbank, während die Mutter in der Stube einsam bei den Kindern saß. Er dachte an vergangene Zeiten, da ihm diese Feierabendstunden in sorgenloser, vergnüglicher Ruhe verflossen — und jetzt? — Warum mußte auch gerade dieses Unheil über mich kommen, sprach

es in ihm; wär's nicht genug gewesen, wenn mir zu Theil geworden, was Andern eben auch zu Theil wird? Ein Kind, nun ja, frisch und gesund heranwachsend, bis es vielleicht ein zweites hätte warten und hüten können; aber jetzt zu Alledem das Eine noch krank, vielleicht ein hülfloser Krüppel sein Leben lang — wär's nicht besser, der Himmel würd' es bald zu sich nehmen? — Sepp's Gedanken verweilten mit fast froher Hoffnung bei dieser Vorstellung und er suchte sich in der Finsterniß seinen Tabak, um eine Pfeife anzuzünden; aber die Düte war leer, und mit einer plötzlichen Verbitterung sagte der Mann laut vor sich hin: „Wie viele Franken hat der kleine Serbling schon gekostet, und jetzt hab' ich nicht einmal mehr ein einziges Blättchen Rauchtabak." Mit der kalten Pfeife im Munde setzte er sich auf einen Haufen Hobelspäne und fing an zu berechnen, wie manche verdrießliche und sorgenvolle Stunde er sich schon hätte ersparen oder erheitern können, einzig mit dem Gelde, das der Arzt bekommen. „Aber so kann's auch nicht immer gehen, da ging ich ja zu Grund," sagte Sepp, nach einer Weile rasch aufstehend; er drückte die Mütze tiefer in's Gesicht und ging hinten um das Haus herum nach dem Wege, der zum Löwen führt.

In der Stube brannte noch kein Licht und Sepp blieb horchend stehen, ob Regele vielleicht eingeschlafen sei; aber das eine der Kinder pappelte laut mit schläfriger Stimme, das andere wimmerte leise, während die Mutter in wehmüthigem Tone ein Schlafliedchen sang. Sepp horchte eine Weile, dann sagte er, die Hand an die Stirn legend, vor sich hin: „Es geht doch nicht und wer weiß, wer drüben im

Löwen ist und seine Glossen über mich machen könnt.“ Er kehrte langsam nach der Werkstatt zurück und ging von da nach der Stube hinüber.

„Warum hast du noch kein Licht angezündet?“ fragte er hereintretend. — „Ach,“ antwortete Regele traurig, „ich wollte warten, bis du kämest; es wird mir allemal so bang, wenn ich das Kind beim Lichte ansehen muß, es sieht dabei viel elender und bleicher aus als am Tage — gerade als käm' es aus dem Grabe.“ — „Wenn's nur schon dort wär',“ sagte Sepp, mehr auf seine eigenen Gedanken als auf die Worte seines Weibes antwortend. — „Was sagst du,“ fragte Regele heftig mit erschreckter Stimme, „was hast du gesagt, Joseph?“ — „Ach, ich meinte blos,“ erwiderte der Vater verlegen, „ich meinte nur, das Kind daure mich, daß es so leiden müsse.“ Ein mattes, halberstictes Wimmern unterbrach das Gespräch eine Weile, dann sagte Regele: „Ich hab' auch kein rechtes Zutrauen zu dem Doktor mehr und ich meine, du solltest morgen zu einem andern gehen, in die Stadt.“ — „Zu einem andern und in die Stadt?“ fragte Sepp gedehnt; „ja, du hast gut reden, aber wer soll's bezahlen, wenn du Nichts verdienst und ich nur so Wenig?“ — „Ach Gott,“ antwortete Regele seufzend, „so viel werden wir doch zusammenbringen können, ich will ja etwa ein Kleid verkaufen.“ Das Kind, als wüßt' es von der tiefen Kümmerniß der armen Mutter, fing an, kläglicher zu wimmern; der Vater aber ging der Thüre zu und sagte: „Besser wär's doch für uns Alle, es könnte sterben, so ist mir das Leben selbst verleidet.“ Er zog die Thüre heftig zu und ging in die Nacht hinaus.

Das Wimmern wurde allmälig leiser und endlich verstummte es. Regele legte das stille Kind auf das Bettchen, um ein Licht anzuzünden. Es meinte, dasselbe sei eingeschlafen; aber die Aeuglein standen unbeweglich halb geöffnet, ohne daß die kleinen Lidchen dem Lichte entgegenzuckten. Regele legte, von tödtlicher Angst ergriffen, seine Hand auf die kleine Brust; sie war still, von keinem Athemzuge mehr bewegt. Das Licht entfiel der zitternden Hand auf den Boden, und mit dem Schmerzensrufe: „Heiliger Gott, es ist todt,“ sank die Mutter auf die kleine Leiche nieder. —

Als Sepp nach geraumer Weile in die finstere Stube zurückkam und schweigend ein Licht anzündete, erhob sich Regele langsam, und mit ausgestreckter Hand auf die Leiche deutend, die neben dem ruhig schlummernden Schwesterchen lag, flüsterte es: „Siehst du, Joseph, dein Wunsch ist schnell in Erfüllung gegangen.“ — —

Regele ging ohne ein weiteres Wort der Klage zu Bette. Am folgenden Tage nähte es ein feines, schneeweißes Todtenhemdchen und flocht aus den Blumen seines aufbewahrten Brautkranzes ein Krönlein auf den kleinen Sarg. Auch als dieser hinausgetragen wurde, folgte die Mutter still, ohne Klagen und Weinen, daß die Nachbarn sich wunderten, wie das Zimmer-Regele den Tod seines Kindes, das es doch so sehr geliebt habe, so gelassen ertragen könne. —

Es folgten nun stille Tage in dem Zimmerhäuschen. Regele saß stundenlang schweigend da, das noch gebliebene Kind auf dem Schoße, und Sepp wagte nicht, die drückende Stille zu unterbrechen. Mit unruhiger Sehnsucht zählte

er Stunden und Tage, bis ihm der anbrechende Frühling wieder drüben über'm Berge Arbeit brachte. —

Diese zeitweilige Trennung gewährte auch dem tieferschütterten Gemüthe Regele's Ruhe und Besänftigung. Anfänglich konnte es sich des Gedankens nicht erwehren, daß der unnatürliche Wunsch des Vaters eine geheimnißvolle Ursache für den Tod des Kindes geworden sei, und diese Vorstellung erweckte der armen Mutter jedes Mal ein fröstelndes Grauen, wenn Sepp nur in ihre Nähe trat. Jetzt in der stillen Vereinsamung löste sich diese dumpfe Qual in eine mildere Trauer, die endlich auch das süße Labsal der Thränen brachte, das der erste gewaltsame Schmerz versagt hatte. In der wehmüthigen Erinnerung an das früh entschwundene junge Leben schloß sich das Mutterherz mit verdoppelter Liebeskraft an das noch zurückgebliebene an. —

Auch Sepp mußte mitten im Geräusch seiner Arbeit oft an sein verlorenes Kind denken; aber diese Gedanken nahmen im Herzen des Vaters einen andern Weg als in demjenigen der einsamen Mutter. Die wehmüthigen Regungen, die bei der Erinnerung an die kleine, schöngeschmückte Leiche emportauchen wollten, wurden in den frohen Feierabendstunden bald zur Ruhe gebracht. Wenn Sepp seinen gewöhnlichen Abendtrunk gethan, sagte er oft zu sich selbst: einen Schoppen mag's nun schon noch erleiden; wär's nicht so gegangen, müßt' ich's dem Apotheker geben, und — ich habe ja lang genug gefastet. So holte der Mann reichlich nach, was er meinte versäumt zu haben. Regele förderte ihn auf seinen schlimmen Wegen, ohne davon zu

wissen, da es selten Etwas von Sepp's Verdienst verlangte. Es hatte sich einen neuen Erwerb geschaffen; während das Auge mit ängstlicher Sorgfalt das Kleine hütete, flocht der geschickte Finger zierliche Strohbänder. Um so leichter konnte nun der unglückselige Vater die Unschädlichkeit seiner Verschwendung auf Rechnung des todten Kindes setzen. —

Im Anfange des Herbstes, als Sepp an einem Samstag Abend nach Hause kam, saß Regele mit verweinten Augen neben dem Bette, in dem das bisher so muntere und blühende Mädchen mit bleichem Gesichtchen lag, von Zeit zu Zeit die kleinen Lippen zu einem kurzen, leisen Wimmern öffnend. Regele ging dem Manne mit verhülltem Gesichte entgegen, während es schluchzend mit der rückwärts ausgestreckten Hand auf das Bett deutete Der Vater betrachtete das kranke Kind eine Weile aufmerksam, dann sagte er: „Siehst du, das hat mich schon beim Tode des andern getröstet, die Kinder haben einen geheimen Fehler mit auf die Welt gebracht." — Regele ließ das Tuch langsam von den verweinten Augen sinken. „Und das hätte dich getröstet, Joseph?" fragte es mit gepreßter Stimme. — Der Mann konnte den durchdringenden und doch angstvollen Blick nicht ertragen, mit dem sein Weib ihn anschaute. Er trat an das Fenster, das Gesicht gegen die Scheiben drückend. „Nun ja," sagte er, „ich meinte wenigstens, die vielen Kosten sollte man sparen, da sie doch nichts helfen könnten." — Regele setzte sich wieder neben das Bett des Kindes und erwiderte: „Du solltest wenigstens nicht lügen, Joseph, wenn du von einem Todten so sprichst." — Sepp kehrte sich rasch um und wollte diesen unerwarteten Vorwurf mit einer trotzigen

Antwort zurückweisen; aber als er das plötzlich veränderte Antlitz seiner Frau erblickte, die ihn ruhig, mit stillen, festen Augen ansah, schlug er die seinigen nieder und ging langsam der Thüre zu. — „Nein, bleib' da,“ bat Regele, während die Thränen wieder auf seine bleichen Wangen fielen, „wir wollen jetzt nicht hadern, Joseph; aber versprich mir, die nächste Woche nicht über den Berg zu gehen und bei mir und dem Kinde zu bleiben.“ — „Das kann nicht sein,“ erwiderte Sepp nach einigem Besinnen; denk' nur an die vielen Kosten, die jetzt wieder kommen werden.“ — „Aber ich habe so Angst, das Kind könnt' plötzlich sterben,“ sagte Regele leise. — „So schnell geht das nicht,“ meinte Sepp, die Thüre öffnend, „und wenn's etwa schlimmer werden sollte, so kannst du mir ja Bericht machen.“

Regele schwieg. Es nahm das alte Gebetbuch zur Hand, um Hülfe bei Dem zu suchen, der allein das einsame kämpfende Herz zu trösten vermag.

Sepp ging zuerst durch die Dämmerung die Wiesen abwärts, dann lenkte er nach der Straße hinüber. „Ich werde nun doch den langen Winter wieder traurig genug zubringen müssen,“ schloß er den Widerstreit seiner Gedanken, als er an den Löwen hinantrat. —

Der letzte Tag der folgenden Woche war bereits zur Hälfte verflossen und Sepp hatte noch keinen Bericht von daheim erhalten. Jetzt bangte ihm vor der abendlichen Heimkehr. Da kam schon um die Mittagszeit eine Nachbarin mit der Meldung, er solle sogleich heimkommen, es stehe schlimmer mit dem Kinde. Sepp machte sich mit der Botin

schweigend auf den Weg; eine drückende Bangigkeit band ihm die Zunge, er wagte keine einzige Frage zu thun. Droben auf dem Berge sagte seine Begleiterin: „Du mußt es doch erfahren, Sepp; das Kind ist schon gestern gestorben; aber Regele wollte durchaus nicht zugeben, daß man dir sogleich Bericht mache.“ Sepp blieb erschrocken stehen. „Warum hat es das nicht zugeben wollen?“ fragte er nach einigem Besinnen mit einem scheuen Blick auf seine Nachbarin; „was hat es gesagt?“ — „Ich weiß Nichts,“ gab die Frau zur Antwort, „obgleich mich's selbst gewundert hat. Aber schrecklich hat Regele gethan, den ganzen Tag und die Nacht hindurch hat es das todte Kind nicht aus den Armen gelassen und dabei gejammert und geweint, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Heut ist es ganz still und ruhig geworden.“

Als Sepp in die Stube trat, schrak er zusammen über den Anblick seines jungen Weibes. Es war, als ob Regele in der einen Woche um viele Jahre gealtert hätte. Es saß still neben dem Bette, das weiße Todtenkleidchen nähend; aber die braunglänzenden Augen lagen erloschen hinter den verweinten Lidern und aus dem todtenbleichen Gesichte schien der letzte Blutstropfen entflohen zu sein. Sepp wagte keine Frage über den Tod des Kindes. Er zog das Haupt der armen Mutter bewegt an seine Brust und sagte leise: „Tröste dich, gutes Regele, wir sind ja noch jung und was wir verloren, kann uns wieder geschenkt werden.“ — Regele schüttelte langsam mit dem Kopfe. „Nein, Joseph, was verloren ist, kommt nicht mehr zurück. Aber geh' du jetzt,“ fügte

es wehmüthig hinzu, und mache dem Kinde sein letztes Ruhebettchen."

Regele blieb die ganze Nacht neben dem Särglein sitzen, in das am Abend die kleine Leiche gelegt worden war. Alles Zureden Sepp's, es solle sich doch ein Wenig niederlegen, war fruchtlos. „Laß mich, Joseph," sagte es, „ich kann jetzt dann wohl lange Ruhe haben." — Aus den noch übrig gebliebenen Blumen seines Brautkranzes flocht es das Todtenkränzchen und legte die Rose, die Sepp als Bräutigam am Hute getragen, in die wie zum Gebete zusammengefalteten Todtenhändchen. „So geht das letzte Freudenzeichen mit dir in's Grab," flüsterte die Mutter, des Kindes bleiche Lippen und die geschlossenen Aeuglein küssend, „das Leid allein darf zurückbleiben."

Als die einsamen Eltern von dem kleinen Grabe zurückkamen, setzte sich die Mutter neben die Kiste, in der sie ihre Habseligkeiten hergebracht und fing an, darin herumzukramen. „Was willst du da machen, Regele?" fragte Sepp. — „Ich möchte nur die kleinen Kleidchen zusammenlegen, zum Andenken, Joseph."

Am Montag Morgen sagte Sepp: „Ich will heute bei dir bleiben, Regele, ich mag noch nicht recht an die Arbeit gehen." — „Nein, nein," antwortete Dieses, „geh' du deinem Verdienste nach, ich möcht' auch lieber allein sein." — „Dann komm' ich Abends nach Haus," meinte Sepp. — „Wie du willst, sagte Regele wehmüthig, aber jetzt geh', Joseph." Es reichte ihm die Hand und küßte ihn. Sepp ging.

Als er am Abend heimkam, war die Hausthüre verschlossen. Regele wird zu einer Nachbarin gegangen sein, dachte er und fand den Schlüssel in dem gewohnten Winkelchen hinter der Schwelle, wo er früher für das Eine oder Andere in solchen Fällen verborgen worden war. Sobald Sepp in der Stube ein Licht angezündet, bemerkte er, daß Regele's Kiste nicht mehr an ihrem Platze stand. Auf dem Tische lag ein kleines Papier, das er hastig auseinanderfaltete. Mit mühsamer Hand standen folgende Worte darauf geschrieben: „Lebe wohl, Joseph, ich gehe wieder heim zu meiner alten guten Herrschaft. Glaube mir, es ist besser so. Ich habe dich lieb gehabt und Gott weiß es, ich werde dich nie vergessen können; aber wo der Segen unschuldiger Kinder an den Eltern verloren geht, da könnten diese nur noch in Sünde beisammen bleiben. Besser ist's auch, du suchst mich nicht; es würde nichts nützen, wenn du mich auch zwingen wolltest, wieder zu dir zu kommen. Noch einmal, lebe wohl, herzlieber Joseph." —

Sepp stand lange Zeit unbeweglich in das Licht starrend. Dann zog er seine Sonntagskleider an und wanderte, das Haus verschließend, in die Nacht hinaus.

Erst nach mehreren Tagen kam er wieder in's Dorf zurück und bald darauf hieß es, er habe dem Schreiner Michele sein Heimwesen verkauft. Die Nachbarn wunderten sich und fragten; aber Sepp war wortkarg und sagte blos: ich will noch einmal auf die Wanderschaft.

Sobald er das Geld für sein Häuschen empfangen, ist er, das alte Felleisen auf dem Rücken, aber nicht mehr

das frohe Gewissen in der Brust, das Thal hinabgewandert. Er wandert nach vielen Jahren noch heute, verkommen und zerlumpt, öfters fechtend als arbeitend, überall eine widerwillige Last der Zimmermannsherbergen, ruhelos in der Welt umher. —

Der Diebsbann.

Im Ried.

Bei'm äußersten Hause des Dorfes, das sich in zerstreuten Gruppen an der langsamen Abdachung der Anhöhe dahin dehnt, führt ein ziemlich breiter Fahrweg über das Hard nach dem Ried hinüber. Derselbe geht anfänglich eine Strecke zwischen Aeckern, bis er in den Laubwald tritt. Hier verengt er sich zusehends zwischen hohen Borden, von deren oberstem Rand sich zur Sommerszeit dichtes Haselgebüsch und anderes Laubwerk zu einem förmlichen Dach zusammenwölben. Er ist sehr still und einsam, fast unheimlich, dieser Weg. Kaum einige Minuten in demselben aufwärts, und schon meint man, das heitere Thal eine weite Strecke hinter sich zu haben. Etwa in der Hälfte, da, wo ein schmaler Fußweg nach dem dunklern Tann hinüberlenkt, steht ein verfallener Brunnen; der halbverfaulte Trog liegt umgestürzt und das Wasser sickert seitwärts in Moos und hohes Waldgras hinunter. Die Stelle heißt „zum Waldbrünnle“ und hier wurde früher, da noch die Gemeindeheerde auf die

gemeinsame Waldweide getrieben wurde, das Vieh getränkt. Es ist immer etwas recht Melancholisches so um einen zusammengestürzten Brunnen. Die Menschen, die ihn errichtet, die sich an seinem Trunke erlabt, sind dahingegangen, die Zeiten haben anderes Streben und andere Zwecke gebracht, was ein früherer Fleiß aufgebaut, wird nun unbeachtet dem Verfalle preisgegeben; aber der Wald grünt fort, wie vor hundert Jahren, wir sehen die Stämme nicht, die seitdem gefällt worden. —

Weiter aufwärts wird der Weg freundlicher, der Wald lichter; das dichtverschlungene Gebüsch bleibt zurück an der steilern Halde. Ueber den Rücken der Anhöhe, der sich wie eine breite, sanftgehobene Welle hinwölbt, dehnt zwischen glattstämmigen Buchen die Eiche ihre gewaltige Krone aus und weiterhin läßt die Birke ihre träumerischen Zweige säuseln.

Nicht mehr lange und der Weg tritt aus dem Walde auf die freie Halde hinaus, an deren Fuß sich ein schmales, einsames Thälchen schmiegt. Die gegenüberstehende Anhöhe steigt in steilern Anläufen aufwärts und ist bis nahe an ihren Fuß herab mit dunkelm Nadelholze bekleidet. Linkerhand, gegen Süden, liegt in der Tiefe, an einem runden, mit Gebüsch bekleideten Vorsprunge, ein armseliges Strohhüttchen. Hinter demselben verliert sich das Thälchen in schluchtartige Windungen, aus denen ein lustiger Bach herabrauscht. In den stillen Wiesengründen, die sich rechtsab mehr in die Breite dehnen, besänftigt sich der Lauf des Baches und bald lenkt er einen Theil seines Gewässers in ein seitwärts gezogenes Rinnsal, das zur Mühle leitet. Zur

Mühle führt auch der breitere Weg vom Hard hinab. Sie steht unter einer Reihe von Nußbäumen am untern Ende des Thälchens, mit starkem, aber altersgrauem Mauerwerke und stattlichen Scheuern, seit Menschengedenken das einzige Mahlwerk für das über dem Harde liegende Dorf und die einzelnen Bauernhöfe, die sich weiter aufwärts gegen die Luzerner Grenze in die breiten Waldflächen eingebaut haben. Sie muß schon sehr alt sein, diese Mühle im Ried, da die Sage behauptet, es haben einst Heiden darin gehaust.

Ueber Wald und Wiese lag noch tiefe Dämmerung und kaum stiegen hinter den Gebirgen im Osten einzelne Rosenwölkchen empor, als sich auf dem geräumigen Platze zwischen der Mühle und den Scheuern schon frisches Leben regte. Dem muthigen Rosse, das an das Reitwägelchen gespannt war, wurde das Warten bereits zu lange und ungeduldig begann es den gepflasterten Boden zu stampfen, daß helle Funken um die Hinterhufe flogen. Von der Scheuer herüber kam ein großer Bursche mit einer Laterne in der Hand. „Na, na, Brauner," sagte er, das Thier am Zügel fassend und die Laterne neben sich auf den Boden stellend, „nur Geduld, vielleicht kannst heute noch mehr springen, als dir lieb ist." Der Braune schüttelte den Kopf, daß die kleinen Glöcklein an seinem Halse hell zusammenklangen und ließ, wie zur Betheurung, daß ihm kein Weg zu weit und kein Lauf zu schnell, ein kräftiges Gewieher ertönen. Der Bursche stand lässig an das Thier hingelehnt und sagte nachdenklich vor sich hin: „Wenn ich nur mit dürft'. Sie haben dem Meister geladen und Verstand ist jetzt nicht viel daheim, da droben. Er kommt, glaub' ich." Drüben

auf der Haustreppe ließen sich schwere Tritte hören und eine laute Männerstimme sagte: „Du bist ein Närrle, accurat wie die Mutter selig. Das Pack kann mich doch nicht fressen." — „Ach, bitte, Vaterle," erwiderte es weich und schmeichelnd, „bitte, nimm den Jörg mit. Geb's was es wolle, der läßt dich nicht im Stich und dann kann ich doch auch ruhiger sein den Tag hinüber." — Der Bursche, der bei dem Pferde stand, bückte sich rasch nach seiner Laterne nieder. War's der Widerschein des bleichen Lichtes oder war's etwas Anderes, sein Gesicht glühte, wie der dunklere Purpur, der jetzt über den fernen Bergen höher stieg.

Am Arme des herankommenden Riedmüllers schmiegte sich eine schlanke Mädchengestalt. „Hörst, Jörg," sagte der Müller, „die Kleine will durchaus, du sollst mitfahren, von wegen —"

„Schaden könnt's auf alle Fäll' nichts," fiel der Angeredete ein; „'s gibt auch keinen Aufenthalt, wenn Ihr's erlaubt, daß ich mitgehe. Ich hab' mich schon gerüstet."

„Glaub' fast, ihr habt's zusammen, mir Angst zu machen, du und Ameile," rief der Müller heiter. „Nun denn, wenn's sein muß — steig auf!"

Als der Bursche dem Mädchen die Laterne entgegenreichte, hob er dieselbe ein Wenig in die Höhe und ließ ihren Schein auf ein feines, aber recht bekümmertes Antlitz fallen. „Hab' nur keine Angst mehr," sagte er leise, „jetzt ist's schon recht. B'hüt Gott." Der Jüngling schwang sich mit leichtem Satze zu dem Müller auf das Wägelchen und rasselnd ging es über den Hof in die Morgendämmerung hinaus.

Ameile horchte den Davonfahrenden nach, bis sich das letzte Geräusch gegen das Hard hinauf verloren hatte. Dann hob es sinnend die Laterne empor, um sie auszublasen; aber fast erschrak es über die tiefe Dunkelheit, die dem nun plötzlich vom Lichte entwöhnten Auge noch entgegentrat. Als sich das Mädchen rasch nach der Mühle hinüberwendete, war's ihm, als ob von der Treppe weg ein flinker Schatten um die Hausecke husche. Es blieb ängstlich horchend stehen; droben in der Mühle war ja noch Keines aufgestanden als die alte Kathrin, die jetzt in der Küche beschäftigt war, und die Treppe herab war auch Niemand gekommen. Was konnte das sein? — Aber Alles blieb still und lautlos, nicht das geringste Geräusch davoneilender Tritte, und auch der wachsame Hofhund, der auf jener Seite der Mühle lag, gab keinen Laut von sich. Du bist recht einfältig, dachte das Mädchen, mit der Hand über die flimmernden Augen fahrend, ein rechtes Kind; aber so geht's, wenn man einmal in der Angst ist, giebt's überall Gespenster. —

Ameile nahm sich recht vor, seine Besorgnisse nun wegzuwerfen und heiter seinem Tagewerke nachzugehen. „Es sind nun doch ihrer Zwei," sagte es, die Treppe hinaufsteigend, laut vor sich hin, „und Jörg allein nimmt's im Nothfall mit einem ganzen Haufen auf." In die feuerhelle Küche tretend, befahl das Mädchen der alten Magd, die Knechte zu rufen. Bald auch kamen dieselben die obere Stiege herabgetrappt und verlangten den Schlüssel zur Mühle. Ameile ging nach Jörg's Stübchen, ihn zu holen. Jörg, als Meisterknecht, verwahrte denselben, ihn jede Nacht am Kopf-

brette seines Bettes aufhängend. Diesmal fand sich der Schlüssel nicht an seinem gewohnten Orte und Ameile dachte bereits an die Verdrießlichkeit, Jörg könnte ihn im Vergeß mitgenommen haben. Als jedoch die Magd mit dem Lichte herbei kam, lag der Schlüssel auf dem Tische unter dem kleinen Spiegel. Er wird ihn da zum Voraus zurecht gelegt haben, dachte Ameile, und bald darauf klang das lustige Mühlengeklapper in den aufdämmernden Morgen hinaus.

Diesem folgte ein heiterer, frühlingsmilder Apriltag. Ameile hatte im Garten alle Hände voll zu schaffen. Die Wirren und Nöthen, in Folge der Freischaarenzüge, die Einquartierungen, die in der Mühle bis auf die letzten Tage angedauert, hatten an keine Arbeit außer dem Hause denken lassen. Nun stand die Stachelbeerhecke, die den Garten auf der äußern Seite einrahmte, schon in sammetweicher Blätterfülle, über den Buchenhang am Harde zog bereits jener goldgrüne Schimmer, der die Laubwälder im Frühlingsbeginn mit so rührend jungfräulicher Schönheit schmückt, und noch hatte Ameile kein einziges Samenkörnlein im Boden. Heute nun sollte ein großer Theil dieses wichtigen Werkes gethan werden. Der Boden war endlich umgegraben, die Beete für die verschiedenen Gemüsearten, für Reseden und Levkojen ausgesteckt; Jörg hatte die letzten Tage nach dem Feierabend Ameile noch bis in die späte Nacht schaufeln und planiren helfen. Aber mit dem Säen wollte es heute nicht vom Flecke rücken. Ameile's Herz blieb, wie es sich auch dagegen wehren wollte, von einem ungewissen, bangen Sinnen beklommen, das dem Auge

und der Hand jene Ungeschicklichkeit mittheilte, die den Zerstreuten zum unbehülflichen Kinde macht. Bald fehlte dies, bald jenes; jetzt hatte die schöne Gärtnerin das unrechte Saamenpaket ergriffen, bald blieb sie wieder, den Saamen in der vorgestreckten Hand zum Auswerfen bereit, minutenlang unbeweglich stehen und schaute nach dem Wege hinauf, der vom Hard herabführt. Als das Mittagsläuten von dem leisen Winde getragen über den Wald herüberklang, waren erst wenige Beete besät, und wie verdrießlich wurde Ameile, da es bemerkte, daß es ein Beet, das Jörg für Sommerflor bestimmt, mit grobem Krautsamen bestreut hatte. Das Mädchen packte seine Sämereien zusammen und ging in's Haus zurück, um nach der Zurüstung des Mittagessens zu sehen. —

Lange hielt es jedoch das einmal beunruhigte Gemüth nicht aus zwischen den engen vier Wänden. Draußen lag der Sonnenschein, der seine goldenen Netze über aufkeimende Wiesengründe spannte, in den nahen Gebüschen probirten Amsel und Drossel das winterlang vergessene Festlied und an die Fenster hauchte ein mildes Wehen, das schmeichelnd in's Freie lockte. Ameile folgte fast unwillkührlich der lieblichen Mahnung. Zuerst schlug es den Weg nach dem Harde ein; aber kaum einige Schritte die Halde hinangestiegen, blieb es stehen und sagte zu sich selbst: „Was will ich da droben thun. Vor Abend kommen sie doch nicht heim.“ Seine Blicke gingen über das kleine Thal weg und eine tiefere Röthe legte sich auf sein Gesicht, als sie an der kleinen Strohhütte droben am Bache haften blieben. „Ei was,“ dachte das Mädchen nach einigem Besinnen, „der gute

Bursche kann ja doch nichts dafür, was die alte Frau plaudert, und es freut ihn, wenn ich hingehe.“ Ameile verließ den Fahrweg und ging über die Wiesen, dem Bache entlang, aufwärts.

Vor der niedrigen, schwarzberauchten Thüre der Hütte saß eine eisgraue Frau im Sonnenscheine, ihren Schooß mit Kräutern und Wurzeln bedeckt, die sie auseinanderlas und bedächtig in kleine Bündel sortirte. Das war die Kräuter-Else, Jörgs Mutter. Den Namen trug sie von ihrem kleinen Gewerbe, da sie im Sommer in den Wäldern und an den hohen Borden herum allerlei Kräuter und Wurzeln sammelte, die sie den Apothekern verkaufte. Im Winter spann die Alte. Die Leute hatten ihr in frühern Tagen nicht viel Gutes nachgeredet und deshalb war auch der kleine Jörg ihr weggenommen und bei dem Riedmüller verkostgeldet worden; jetzt aber war sie eine arme, verstandesschwache Frau, die neben ihrem geringen Verdienste von den Unterstützungen ihres Sohnes lebte. Auch hielten umherziehende Korbmacher, Geschirrhefter und dergleichen Volk gerne bei ihr Absteigequartier und ließen dafür geringe Gaben zurück. Als Ameile das runzelvolle, verwitterte Gesicht und die fast blödsinnig dreinschauenden Augen der Alten ansah, mußte es über einen Gedanken lächeln, der ihm schon oft in Sinn gekommen. Das gute Mädchen mochte nie begreifen, wie eine solche Mutter einen so hübschen und gescheidten Sohn haben konnte, der doch Jörg gewiß vor Allen war.

Als die Alte die reiche Müllerstochter herankommen sah, rief sie schon von Weitem: „Ach du mein Himmel, wie

schön und brav ist das, daß Ihr auch wieder einmal zu mir kommt; es ist schon schrecklich lang seitdem.“

„Man kann eben im Winter nicht so aus dem Hause kommen,“ erwiderte Ameile freundlich.

„Nein, nein,“ rief die Alte mit wichtigem Kopfnicken, „ich weiß schon, weiß Alles, und der Jörg hat recht wüst mit mir gethan. Ihr waret böse, daß ich drüben im Dorfe gesagt, Ihr werdet dem Jörg seine Frau, und habet es ihm heimlich versprochen. Drum kommt Ihr auch so oft zur alten Else.“

„Nun ja,“ sagte Ameile unmuthig, „das war aber auch nicht recht von dir. Denk' nur, wenn's der Vater erfahren — wär's dir dann recht gewesen?“ —

„Nein, nein, nein“ — murmelte die Alte hastig und wie für sich sprechend, „reich und arm paßt schlecht, wie Hexenkraut und Roßmarin; mir war's nur so — ich glaub', es hat mir geträumt, er hätt' Euch gern. Ist er daheim, der Jörg?“ —

„Nein,“ bedeutete Ameile, „er ist mit dem Vater zum Kornkauf in's Luzernbiet gefahren.“

„In's Luzernbiet?“ rief die Alte aufspringend, Wurzeln und Kräuter achtlos durcheinander auf den Boden werfend, „heiliger Himmel, da giebts ein Unglück. Erst heute hat mir's der Hirtenfritz gesagt, sie wollen dem Riedmüller an's Leben, wenn er einmal hinauf komme. O, der arme Jörg!“ —

Ameile, obwohl durch diese Kunde auf's Neue tief erschreckt, suchte der jammernden Alten einen Trost zu geben, an dem sein eigenes Herz selbst zweifelte. Aengstlicher und beklommener als es hergekommen, ging es die Wiesen hinab

heimwärts. Der Hirtenfritz, ein auf diesem Grenzgebiete umhervagirender Korbmacher, mochte die feindselige Stimmung der luzernischen Nachbarn gegen den Riedmüller wohl kennen. Ameile und der Vater wußten auch sonst schon darum. Dieser war zwar nicht mit den Freischaaren ausgezogen; aber angesehene luzernische Freisinnige, die während des Winters ihre Heimath verlassen und ihm von früher her befreundet gewesen, hatten in der Riedmühle Aufenthalt gefunden, und von da aus eine lebhafte Thätigkeit entwickelt. Ohnedies war die Grenzbevölkerung gegenseitig so erbittert, daß man fast täglich von blutigen Schlägereien hörte. Ameile hatte den Vater vergeblich gebeten, von seinem heutigen Geschäftsgange abzustehen. Der wackere Mann getröstete sich seiner alten Bekanntschaft, und, gegen die einzelnen Mißleiteten selbst nicht persönlich verbittert, glaubte er auch bei ihnen ein Gleiches voraussetzen zu können.

Die Tochter, über diese Dinge sinnend und bekümmert, blieb am Mühlenbache vor einem Weidenbusche stehen, dessen Zweige Jörg vorigen Sommer für sie zu einem artigen Schattensitze zusammengeflochten hatte. Die durcheinandergebogenen Zweige hatten sich bereits mit gelbbrauner Rinde geschmückt und an ihren äußersten Spitzen begannen zarte Blättchen hervorzubrechen.

„Armer Jörg!“ seufzte Ameile unwillkührlich. Fast erschrak es über den Ton, der wie von einer fremden Stimme in ihm gesprochen worden. Es begannen wohl auch zweierlei Stimmen zu sprechen in dem Herzen des guten Kindes. Die eine tröstete mit dem hilfreichen Schutze,

den der Vater im Nothfalle an dem gewandten und kräftigen Jörg finden würde; die andere aber flüsterte immer vernehmlicher: Und Jörg — wenn ihm ein Leids widerführe — der armen Mutter einzige Stütze — müßt' ich mir nicht auch ein Gewissen machen? —

Ameile ging langsam und sinnend weiter. Als es zur Mühle kam, umspielte der sinkende Abendschein nur noch die höchsten Wipfel des Tannenwaldes.

Aber es dauerte noch eine lange, bang erwartungsvolle Frist und die Nacht war schon hereingebrochen, als sich auf dem Hofe langsamer Huftritt hören ließ. Ameile eilte beim ersten Geräusche die Treppe hinunter; der Vater war schon abgestiegen und stand neben dem Wägelchen, als es heran kam. „Still, nur still,“ sagte er mit gedämpfter Stimme. „Er hat bis vorhin noch immer mit mir gesprochen und muß erst da den Weg herunter ohnmächtig geworden sein.“ — —

Mitternacht war schon vorüber, als Ameile allein am Bette des Verwundeten saß. Der kurzen Ohnmacht war ein heiteres Erwachen und nun diesem ein ruhiger Schlummer gefolgt. Der Vater hatte erzählt, wie sie auf dem Heimwege nach einem unbedeutenden Wortwechsel, den er mit Landstürmern im Wirthshause zu Büren gehabt, oben im Etzelwyler Walde von einer zum Theil bewaffneten Bande überfallen worden seien, unter wildem Gebrüll, dem Riedmüller müsse das Garaus gemacht werden. Er sei auch, eh' er's versehen, vom Wägelchen zu Boden gerissen gewesen und habe seine Seele im Stillen bereits der himmlischen Barmherzigkeit anempfohlen; aber mit übermenschlicher

Kraft sei Jörg in den Haufen gefahren, die wüthenden und theils berauschten Gesellen zu Boden schlagend oder in die Flucht jagend. Da hab' er hinterrücks den Hieb über den Kopf erhalten. In der Hitze habe er's nicht bemerkt, bis ihm das Blut in die Augen geflossen sei. Zum Glück hätten sie sogleich im Bade unten am Wald den Doktor angetroffen, der die Wunde verbunden und versichert habe, es sei gar keine Gefahr vorhanden, höchstens werde eine Schwäche folgen wegen des starken Blutverlustes. „Ich glaube nun selbst," schloß der Riedmüller, „der Himmel muß dir heute deine Besorgnisse eingegeben haben. Ohne den Jörg läg' ich wohl droben im Etzelwyler Walde."

Ameile schaute unbeweglich auf das bleiche Gesicht des Schlummernden und zählte sorgsam die leisen Athemzüge. Sie gingen gleichmäßig und ruhig, als läg er nach ermüdender Arbeit in einem friedlichen Traume. Und auch der Doktor hatte es ja gesagt, daß keine Gefahr vorhanden sei; aber gleichwohl war das Herz des Mädchens von einer schweren Beklommenheit erfüllt, nicht mehr blos aus Angst und Furcht, manchmal regte sich's wie ein heimlich süßer Stolz und dann wollte der Athem in der Brust stocken, als ob er keinen Ausweg mehr fände. Ameile stand leise auf und öffnete das kleine Fenster, in die frischkühle Nacht hinausschauend. Das leise Plätschern des Mühlenbaches und vom Dache herab manchmal ein kaum hörbares traumverlorenes Zwitschern sprachen wie tröstende Stimmen aus der tiefen Stille. Wald und Wiese lagen von einem milden Sternenscheine überflossen, und Ameile war's, als möcht es weit, weit hinausziehen über Berg und Thal, hinauf

zur Heimath der stillen Sterne; aber wieder mußte es zurückschauen auf das bleiche Antlitz des Schlafenden, über das manchmal ein schneller röthlicher Schimmer dahinglitt. Die langen, dichten Wimpern des geschlossenen Auges warfen einen durchsichtigen Schatten auf die Wangen herab, und unter der weißen Binde, die um die Stirn ging, quoll ein dichter Kranz dunkler Haarröllchen hervor. Wenn er doch stürbe, fuhr es Ameile durch die Seele, so schön ist er ja in seinem Leben nie gewesen, so still und schön wurde die Mutter beim Sterben. Es beugte sich hinüber und neigte seinen Mund auf die leise geöffneten Lippen. Die Brust des Schlafenden hob sich in einem schweren Seufzer und als Ameile emporblickte, schauten es zwei große, dunkle, und doch so freundlich milde Augen so wunderbar schimmernd an, daß es ihnen unwillkührlich antworten mußte: „Armer, lieber Jörg, stirb nur nicht und werde bald wieder gesund, mir zu lieb.“

Arm und Lieb.

Eine liebe Hand hat den besten Verband, sagt das Sprichwort, dessen Wahrheit sich sichtlich auch an Jörg bewährte. Seine Wunde schloß sich auffallend schnell und nach wenigen Tagen schon ging er seiner gewohnten Arbeit nach. Gleichwohl sah er trotz der fröhlichen Lebendigkeit, die aus seinen Augen leuchtete, bleich und manchmal leidend aus; im Kopfe empfand er oft plötzlich einen brennend stechenden Schmerz, besonders, wenn er eine Last heben oder tragen wollte. Jörg sagte Niemandem davon, im Ge-

danken, das werde sich mit der Zeit von selbst verlieren. Fast lächerlich kam es ihm vor, wie er oft ganz unabsichtlich den milden Sonnenschein aufsuchte; unwillkührlich blieb er da an einem sonnigen Plätzchen mitten in seiner Arbeit minutenlang stehen, ohne zu wissen, warum. Recht wie ein alter Mann, dachte er im Weitergehen.

Am Ostertage war Jörg das erste Mal seit dem Unfalle zu seiner bekümmerten Mutter gegangen. Auf der Rückkehr stieg er die Halde aufwärts nach dem Hardwege. Da setzte er sich am Waldrande unter eine Buche und schaute sinnend auf die stille, blühende Einsamkeit. Es kam dem Jüngling vor, als hätt' er noch keinen so herrlichen Frühling erlebt, wie dieses Jahr. Die Wiesengründe waren mit dem Golde der Rinderblumen übersponnen und daraus hervor ragte Baum an Baum, bereits mit einem röthlichen Lichte umhaucht, das die ausbrechende Blüthe verkündete. Ueber dem Walde weg standen in dämmerndem Schimmer die Schneeberge, von deren weißen Gipfeln sich der blaue Himmel über das Land hereinwölbte. Wie quoll da so warm und erquickend die Sonne herab auf jedes Hälmchen und Knöspchen, das sich fast hörbar athmend emporrichtete. Aus dem Walde von hüben und drüben klang und sang es, als ob die Vögelein um das stille Ried ihre Osterfeier hielten. Jetzt erhob hinten in den Erlen der Kukuk seinen weittönenden Ruf. Es war der Erste, den Jörg dieses Frühjahr gehört. Halt, dachte er lächelnd, wenn ich jetzt Geld bei mir habe, so werde ich das ganze Jahr solches haben. Er suchte in allen Taschen herum, aber sie waren leer und kein Kreuzer darin zu finden. Das kann ja nicht

anders sein, sagte der Bursche vor sich hin, hab' ich doch Alles der Mutter gegeben. Nun, Geld ist Geld — laß' sehen, hab' ich sonst Glück. Kukuk — „Glück!“ Kukuk — „Unglück!“ Kukuk — „Glück!“ Kukuk — „Unglück!“ Der prophetische Rufer schwieg und im Augenblick darauf rauschte ein scharfer Flug durch die Zweige. „Ja, pack dich nur,“ rief Jörg halb ärgerlich dem Vogel nach, der über das Ried weg hinüber nach dem Tannenwalde flog, „diesmal bist du ein schlechter Lügenprophet.“ Und doch, dachte er sinnend, bin ich froh, daß Ameile nicht da ist.

Vom Dorfe klang die Glocke durch den Hardwald herauf. Jörg erhob sich und ging langsam den Weg waldeinwärts. Beim Waldbrünnle setzte er sich auf den umgestürzten Trog, neben dem der feine, hellglitzernde Wasserstrahl niedersickerte. „Ach,“ athmete Jörg nach einer stummen Weile auf, „hätt' ich den Schatz, der da drunten liegen soll und Ameile wär' arm, ärmer, als ich jetzt selbst es bin!“ —

Aus den süßen Träumereien, die sich an diesen Wunsch schmiegten, wurde er durch ein leichtes Geräusch vom Wege herauf geweckt und nach wenigen Augenblicken tauchte Ameile aus dem schattendunkeln Ranke hervor. Jörg, der seine Gedanken nicht so schnell los werden konnte, wollte bei dessen Anblicke ein schmerzlich wehmüthiges Gefühl überkommen. Um das feine Gesichtchen mit den tiefblauen Augen der reichen Müllerstochter kräuselte ein leichtes Florhäubchen, und den schlanken Leib umschloß das schwarzseidene Tschöple, die Aermel bis auf den Vorderarm herab in zierliche Falten geheftet. Von dem sammtenen Göller hingen zu beiden Seiten des schneeweißen Mänteles Silber=

kettchen, aus deren fein durchbrochenen Endhaften helle Goldblättchen schimmerten; um den kleinen Fuß, der beim Heraufsteigen unter der weitfaltigen blauen Jüppe hervortrat, schmiegte sich bis an den Knöchel herauf ein weiches Sammtstiefelchen. Jörg blickte in nicht abzuwehrender Betrübniß vor sich nieder auf seine schweren, unförmlichen Lederschuhe und die elbbraunen Halbleinhosen, die einen schon mehr als sonntäglichen Gebrauch verriethen.

„Das ist brav, Jörg, daß du gekommen bist," rief Ameile schon von Weitem; „mir wird's allemal angst da beim Waldbrünnle, besonders seit das alte Heftermannle da todt gefunden worden ist." Das Mädchen blieb vom raschen Gehen ausathmend stehen und schaute Jörg mit freundlichem Lächeln in's Gesicht. „Du bist recht bleich," sagte es theilnehmend, „fehlt dir Etwas?" — Jörg schüttelte Nein mit dem Kopfe. „Ich hab' aber recht gewünscht, du wärest auch in der Kirche," fuhr des Riedmüllers Tochter, sich zum Weitergehen anschickend, fort, „die Predigt hätt' ganz gepaßt für dich." — „Ich will sie lieber von dir hören," meinte Jörg.

„Ja, aber ich kann dir's nicht so wiedersagen. Der Pfarrer zeigte so schön, wie der Mensch manchmal Ahnungen habe von guten oder schlimmen Ereignissen, die ihm bevorstehen, gleichsam ein Schatten, der vor den Dingen her in's menschliche Herz falle. Da hab' ich gedacht, es sei gerade so mit mir gegangen, als ihr in's Luzernbiet fuhret. Aber du glaubst nicht an so Etwas." — „Nein," sagte Jörg halb lächelnd, da er an den Kukuk dachte; „'s ist manchmal auch nicht gut, daran zu glauben. Aber sag, hast du jetzt auch so Ahnungen?" —

„Ach,“ antwortete Ameile leise, „wenn nur die Mutter noch lebte; ich mußte heute recht weinen, als ich auf ihr Grab kam.“

Jörg gingen diese Worte scharf in die Seele. Er glaubte darin wieder deutlich zu sehen, wie kleinmüthig sich Ameile in seiner heimlichen Liebe fühle, zumal dem reichen Vater gegenüber, und obwohl der arme Bursche keine Worte fand, diese bedrückende Empfindung auszusprechen, wollte sich doch fast Etwas wie Trotz in ihm regen. Hab' ich ja den Anlaß nicht gegeben, daß es so steht, dachte er; aber dieser Gedanke versank schnell wieder in der Erinnerung, wie lieb ihm das freundliche Kind schon all die Jahre her gewesen sei.

Am Rande des Waldes blieb Jörg stehen. „Geh' du voraus,“ sagte er leise, „sie brauchen uns drunten nicht beisammen zu sehen.“ — „Du hast recht,“ erwiderte Ameile rasch, „aber gelt, du kommst bald nach?“ dabei schaute es dem Stehenbleibenden mit so holdseliger Freundlichkeit in die Augen, daß der letzte Schatten aus seinem Gemüthe wich und er mit klopfendem Herzen der schönen Wandlerin nachschaute, wie sie leicht und zierlich im Hinabgehen winkend nach ihm zurückblickte. —

Am stillen Nachmittage saß Jörg in der kleinen Weidenlaube draußen am Mühlbache. Er schaute träumend in das summende Wasser, wie die Wellchen kamen und gingen und in der kleinen Einbuchtung hinter dem knorrigen Wurzelstocke zu seinen Füßen in verschwimmende Ringeln zusammenflossen. So ging es im Innern des stillen Beschauers. Die heftiger bewegten Empfindungen und Gedanken besänf-

tigten sich allmälig wieder im Nachdenken über das heimliche Glück, das er im Herzen trug, das immer nur wie ein fernes, zerfließendes Traumbild vor seiner Seele gestanden, an das er nie zu hoffen gewagt und das ihm nun doch so plötzlich zu Theil geworden. Aber freilich, es müssen sich ja auch am reinsten Sommerhimmel immer wieder dunkle Wolken sammeln.

Der Riedmüller hatte am Mittagessen erzählt, es sei vergangene Nacht dem Bodenbauer in der Rüti droben eingebrochen und wohl an 500 Fr. baares Geld gestohlen worden. Ein junger Bursche, den der Bauer letzten Herbst aus Erbarmen aufgenommen, sei aus dem Hause verschwunden und werde wohl der Dieb sein. „Wenn der alte Bodenbauer noch lebte, es würde aber dem Schelm schlimm ergehen," meinte der Riedmüller; „der konnte mehr als Brod essen. Er hat einmal Einen, der ihm eine Speckseite gestohlen, gezwungen, dieselbe in einer einzigen Stunde vom Müswanger Berg her auf den Achseln zurückzubringen. Meine Mutter hat's tausend Mal erzählt, wie der Schelm schweißbedeckt und athemlos hergekommen und dann wie todt umgefallen ist."

„Ich möcht' nur auch wissen, wie das hergeht," sagte Ameile, das nur mit halbem Ohre auf des Vaters Erzählung gehört hatte; „das muß aber schrecklich sein."

„Ja, wie das genau geht, weiß ich eben auch nicht," meinte der Müller; aber so schnell der Banner zu seinen Sprüchen ein Rad dreht, so schnell muß der gebannte Schelm laufen, wenn er keine Gegengewalt hat."

„So Etwas kann ich einmal gar nicht glauben," sagte

Jörg, „daß einem Menschen über den andern solche Gewalt gegeben ist. Ich mein immer, das sind alte Mährchen.“

„So Etwas ist aber so wahr,“ entgegnete der Müller eifrig, „als es wahr ist, daß das Lumpenpack heut zu Tage Nichts mehr glaubt und darum betrügt und stiehlt, weil es vor Nichts keine Furcht mehr hat.“

Jörg fuhr mit der Hand rasch nach dem Kopfe, es war ihm der heftig stechende Schmerz durch die Narbe gefahren. Er spürte auch, wie eine brennende Röthe ihm über das Gesicht kam und in seinem Innern hastete es nach einer Antwort auf des Müllers Rede. Da sah er, wie Ameile das Gesicht tief niederbeugte und ihn mit seinen lieben Augen stillbittend anschaute. Sogleich preßte er die Lippen fest aufeinander, wie, um sie in sichern Gewahrsam zu nehmen, und ging schweigend aus der Stube. Als der Jüngling sich mit Mühe beruhigend draußen an der Stiege stehen blieb, kam Ameile rasch durch den Gang nach, legte den Arm um seinen Hals und küßte ihn heftig auf den Mund. „Du Böser,“ flüsterte es schnell, „der Vater hat's ja nicht so gemeint; aber du bist brav und lieb, Jörg.“ Damit huschte die lächelnde Versöhnerin in die Küche und trug aus derselben eine Schüssel nach der Stube zurück.

Jörg stolperte in vergnügter Verwirrung die Stiege hinunter und ging am Mühlbache hinaus in die stillen Wiesen. Da aber regte sich wieder der schnell verscheuchte Unmuth und er hatte in seiner Weidenlaube schon lange darüber nachgedacht, welch schweres Loos die Armuth ihren Kindern auferlege, als plötzlich Ameile's freundliches Gesicht um die Blätterhecke hervortauchte. „Machst Kalender?“

fragte es neckend, „ich kann dir auch ein Stücklein dazugeben. Was meinst zum Exempel, was ist das?“ dabei hielt das Mädchen einen zierlich gefalteten Brief in die Höhe.

„Zeig her,“ rief Jörg nach dem Papiere langend.

„Nur gemach, Meister,“ entgegnete Ameile frohgelaunt, „vorerst versprichst du mir Nummer Eins, nicht verdrießlich zu werden, und zweitens, mir Alles, wie ich dir's sage, auf's Wort zu glauben.“

„Das thu' ich ja immer,“ sagte Jörg gutmüthig.

„Nun denn,“ fuhr das Mädchen, sich mit komischer Wichtigkeit neben Jörg setzend, fort, „so lies einmal die Unterschrift.“

„Ah“ — machte Jörg erröthend — „Ba — Banner — Banner — das ist der Scharfschützenhauptmann, der zuletzt hier im Quartier war.“

„Eben der“ — sagte Ameile wichtig, „der schöne, freundliche Herr, der den ganzen Tag so blank und sauber dastand, als käme er aus einem Truckli und von dem du selbst sagtest, daß, wenn du ein Mädchen wärest —“

„Ich weiß wohl, was ich damals sagte,“ murmelte Jörg.

„Daß du ihn in diesem Falle zum Mann haben möchtest,“ schloß die Quälerin. „Und der schreibt mir nun, daß ihm die schöne Welt droben am Zürichsee zu eng werde und er deshalb mit meiner und des Vaters Erlaubniß bald wieder einmal in's Ried kommen möchte.“

„Und die hat der Vater sogleich ertheilt,“ sagte Jörg, die Augen niederschlagend, „da du jetzt so fröhlich bist.“

„Nun, wenn dir meine Fröhlichkeit nicht recht ist, kann

ich's bleiben lassen," lächelte Ameile in sich hinein; „aber nein, der Vater hat noch Nichts erlaubt, er weiß auch Nichts von dem Briefe, da er gleich nach dem Essen hinauf zu dem Bodenbauern gegangen ist. Und weißt was — am besten ist's, er erfährt auch Nichts davon. Nimm du den Brief zu dir und bring ihn am Abend in die Küche, wir wollen ihn zusammen verbrennen."

„Ist dir das Ernst," fragte Jörg leise.

„Gewiß ist's mir Ernst," flüsterte Ameile, indem es seine Stirn gegen die des armen Knechtes lehnte und ihm den Brief des reichen Freiers in die Tasche schob, warum sollt's mir auch nicht Ernst sein, lieber Jörg?" —

Jörg gab keine Antwort. Sie saßen lange schweigend, Stirn an Stirn gelehnt, zu Füßen den murmelnden Bach, zu Häupten das von der sinkenden Sonne umflossene, leiswehende Gezweig und in den Herzen die Seligkeit einer die Welt und ihre Sorge vergessenden Liebe. —

Als Jörg am Abend, um die Pfeife anzuzünden, in die Küche trat, wo Ameile schon im Hauskleide an den brodelnden Töpfen stand, mußte die alte Kathrin sogleich nach dem Stalle wandern, da es hohe Melkenszeit sei. Kaum war sie die Treppe hinunter, knisterte auch schon des Hauptmanns Brief, sorgfältig auf ein mächtig brennendes Scheit gelegt, in ein zitterndes Aschenhäufchen zusammen. Während Jörg, den einen Fuß auf den Heerd gestützt, diesem Feueropfer der Liebe andächtig zuschaute, sprang ein blitzender Funken aus dem Feuer, und ehe er denselben abgewehrt, war in die sonntäglichen Halbleinhosen ein umfangreiches, glimmendes Loch gebrannt. „Da haben wir's," sagte er,

mit betrübter Verdrießlichkeit die fatale Brandstätte betrachtend; „das sind meine einzigen Sonntagshosen.“ Ameile mußte hellauflachen über den possirlichen Jammer, in dem Jörg vor ihm stand. „Ja, du kannst wohl,“ murmelte er ärgerlich, das schwarz beränderte Loch, das sich gerade auf dem Knie befand, so angelegentlich reibend, als wär's in's Fleisch gegangen, „du hast gut lachen, die hätten's aber noch wer weiß wie lang gethan.“ — „Nein, das hätten sie gewiß nicht,“ meinte Ameile, das seines Lachens immer noch nicht recht Meister werden konnte, „das hätten sie gewiß nicht, Jörg; ich dachte schon heut' im Hard droben, du solltest dir doch jetzt andere Sonntagskleider anschaffen. In diesen da dürftest du ja nicht einmal mehr in die Kirche.“

Jörg blickte nachdenklich in das Feuer. Er hatte zwar heute beim Waldbrünnle, da ihm Ameile so anmuthig und zierlich geputzt entgegengetreten, das ganz Gleiche gedacht, was ihm jetzt zugemuthet wurde; aber es that ihm gleichwohl weh und verdroß ihn, diesen Gedanken von Ameile aussprechen zu hören. „Ich hab' jetzt kein Geld für Kleider,“ sagte er fast trotzig; „übrigens weißt du wohl, ein armer Knecht kann nicht so aus dem Truckli kommen, wie gewisse andere Leute.“

„Jetzt bist du wüst,“ entgegnete Ameile gekränkt; „aber,“ fügte es bald in begütigender Absicht bei, „wenn du kein Geld hast, will ich dir ja gerne geben. Mir thut's doch nichts im Kasten.“

Jörg richtete sich langsam auf und dehnte sich aus, daß er fast um einen Kopf größer schien als gewöhnlich. Dabei schaute er Ameile mit Augen an, daß dieses innerlich zu-

sammenschrak. „Hörst,“ sagte er endlich mit dumpfer Stimme, „hättest du lieber gerathen, ich sollt' stehlen, ich thät's eher, als so von dir Geld nehmen.“ Damit kehrte er sich ab und ging mit schwerem Tritt zur Küche hinaus, die Treppe hinunter.

Ameile setzte sich tief erschreckt und gekränkt auf den breiten Heerd nieder. So hatte es Jörg noch nie gesehen und doch konnte es nicht begreifen, warum er so zornig geworden, warum er von ihm kein Geld nehmen möchte, da es dasselbe doch so gerne gegeben hätte. Lieber stehlen — stehlen — flüsterte das Mädchen, mit leisem Schauer sich über die schreckhafte Vorstellung in verworrenes Sinnen verlierend — aber was hat man von seinem Vater gesagt? —

Beim Nachtessen erzählte der Riedmüller wieder von dem Einbruche bei dem Bodenbauer. Glücklicherweise sei heute Nachmittag der Hirtenfritz in die Rüti gekommen und der verstehe noch Etwas von dem Bannen. Der Bodenbauer woll' es drauf ankommen lassen, bei den Behörden finde man doch keinen Schutz. Für Ameile war dieses Gespräch unheimlich und beängstigend. Jeden Augenblick mußte es nach Jörg hinüberschauen, aber der saß still und in sich gekehrt, als höre er Nichts von dem, was um ihn her geredet wurde. Er war noch bleicher als heute, und als er einmal aufblickte, meinte Ameile, diese trüben Augen müßten so eben geweint haben. Dieser Gedanke that dem bedrückten Gemüthe wohl, und bald flüsterte das Mitleid mit dem Betrübten dem Mädchen zu, daß es doch eben allein schuld sei an dieser Traurigkeit, wenn es schon nicht recht

wisse warum und Beide sich wohl gegenseitig müßten mißverstanden haben. Bei einer solchen Stimmung findet das liebende Herz schnell ein ausreichendes Mittel zur Versöhnung, und bald auch glitt über Ameile's bisher bekümmertes Gesicht ein leichtes Lächeln, das einen gefundenen Herzenstrost verkündete. Als der Vater dem Karrer befahl, morgen früh einen Zweispänner zu rüsten, sie wollten bei dem Schloßbauer in Liebegg Korn holen, sagte die Tochter schmeichelnd: „Aber Vaterle, weißt denn nicht, wie lange ich der Base in Lenzburg schon versprochen, am Ostermontag gewiß einmal zu ihr zu kommen? — und jetzt wird es wieder Nichts draus, da du nach Liebegg gehst." — „Ja, Kleine," meinte der Müller behaglich, „was du Alles versprichst, kann ich doch nicht wissen; aber nach Liebegg muß ich, wie du weißt. Der Jörg kann dich ja nach Lenzburg führen, meinetwegen."

Ameile schaute mit einem Blicke nach Jörg hinüber, daß diesem aus aller Bekümmerniß ein plötzliches Lächeln aus dem Herzen stieg. Er empfand, daß Ameile das ihm angethane Leid wieder gut machen wolle; aber er mußte noch Zeit haben, die Kränkung abzustreifen und schlich sich bald, nach einer besonders heimlichen Zwiesprach mit der alten Kathrin, auf sein Kämmerchen. Es ist doch gut und hat mich lieb, dachte er statt des Nachtgebetes, wenn's schon nicht weiß, wie's einem armen Teufel manchmal zu Muthe ist. —

Als der Müller am Morgen das Kissen auf das Wägelchen brachte, an das Jörg den Braunen spannte, sagte dieser: „Ihr solltet mir etwa einen Kronenthaler geben,

Meister, damit ich abschaffen kann und für alle Fäll etwas Geld habe.“ — „Du kannst's ja aus dem deinigen zuthun,“ meinte der Müller obenhin, „und mir dann sagen, wie viel es ist.“ — „Ich hab' kein Geld mehr,“ antwortete Jörg, das Geröll aufschnallend, „ich habe Alles der Mutter gegeben.“ — „Jörg, Jörg,“ mahnte der Müller, in den Sack langend, „ich kann dir nicht befehlen, was du mit deinem Verdienst machen sollst; aber du solltest endlich doch auch an dich denken. — Da hast auch noch zu einer Maß für dich.“ Jörg spürte in der Hand, daß es ein Zwanziger war. Das giebt ein schönes Stück an ein Paar Hosen, dachte er vergnügt, und fing dann an, das muthige Roß zu besänftigen.

Das Reitwägelchen rollte bereits vom Hardwalde zwischen den Aeckern gegen das Dorf hinab und noch hatten die beiden Dahinfahrenden kein Wörtchen miteinander verloren. Ueber dem breiten Thale qualmte der von der Sonne angeglühte Morgennebel wie ein wechselndes Feuermeer, aus dem Häuser und Bäume wie schwarze Ruinen hervorragten. Ameile schien ganz in den seltsamen Anblick verloren; aber Jörg kam es vor, als fände es gleichwohl noch Zeit, manchmal unvermerkt einen halbspöttischen Blick über ihn herablaufen zu lassen. Der arme Bursche saß in der quälendsten Verlegenheit. Er hatte sich vorgenommen, dem lieben Mädchen sogleich zu erklären, wie's ihm gestern Abend um's Herz gewesen, wie es ihn überhaupt plage, daß er so arm, Ameile dagegen so reich sei, wie er wohl auch merke, daß es sich seiner Liebe wegen vor dem Vater ängstige und er deshalb lieber von ihm abstehen wolle, wenn's sein müsse. Er hatte sich das Alles so bestimmt und schön aus-

gedacht und jetzt war ihm die Kehle wieder wie zugeschnürt, er vermochte kein Wort hervorzubringen. Gerade vor ihm auf dem Knie, das nirgends zu verbergen war, glotzte ein tiefbrauner Fleck, den die alte Kathrin ungeschickt genug auf das gebrannte Loch gesetzt, wie ein großes Spottauge, und gleich daneben breitete sich über dem Schooße Ameile's das schwarzseidene Fürtuch, vom leisen Winde leicht bewegt, ein beständiges Hohnzeichen. Und nun erst noch in die Stadt, vielleicht gar zu der vornehmen Base! — Jörg schämte sich seiner Dürftigkeit nicht, aber er wußte nun, daß sich Ameile derselben schäme, und ja doch auch nur, weil es ihn lieb habe. Fast reute ihn schon, daß er das freundliche Anerbieten gestern Abend so schnöde abgewiesen, und doch — nein, er hatte nicht anders gekonnt. Ja, wenn er sein Herz einmal ausgeschüttet hätte, dann möcht's eher gehen! —

In diesen Gedanken ließ Jörg den Braunen wacker das Dorf hinabtraben, als Ameile vor einem großen Hause plötzlich die Hand auf seinen Arm legte und sagte: „Halt da und warte ein Wenig, ich muß sehen, ob Friedensrichters Rosele mitfahren will.“ Jörg wußte nicht recht, wie er diese Botschaft aufnehmen solle. Er wäre gerne mit Ameile einzig gewesen, aber in die bisherige drückende Stille hinein konnte das immer frohe und lachende Rosele auch keine unangenehme Gefährtin sein. Gleichviel, er hatte nicht zu entscheiden; nach langem Warten kamen die beiden Mädchen Hand in Hand mit froher Lachlaune herangetrippelt.

Nun mußte Jörg, um bequemer Platz für seine beiden

Gefährtinnen zu finden, bedenklich zusammenrücken und das eine Bein mit dem fatalen braunen Auge auf dem Knie fast über das Leiterbäumchen lehnen. „Jemine,“ rief Rosele, sobald das Pferd angezogen hatte, lachend auf die schlimm-geheilte Brandwunde deutend, „was hast du da für einen geschickten Schneider gehabt, Jörg? Gewiß nicht den Herren-David.“ Jörg wurde über und über roth; Ameile aber war rasch bei der Hand, ihm von einer Verlegenheit in die andere zu verhelfen. „Ja,“ sagte es, in Rosele's heiteren Ton einstimmend, „denk', das hat unsere alte Kathrin unter meiner höchst eigenen Beihülfe so geschickt gemacht. Jörg ist uns gestern Nacht ob seinem Tubaken fast in Brand gerathen und da konnten wir in der Eile nicht besser helfen. Drum hat er mir jetzt aber auch einen großen Bündel Geld mitgegeben, daß ich ihm Tuch zu neuen Kleidern kaufen soll. Mich wundert's von dem Knicker, daß er mir's anvertraut; aber er sagt, er verstehe Nichts von der Sache.“ — „Da wollen wir ihn schon ausstaffiren,“ rief Rosele, „daß ihn das Geld auf dem Heimwege nicht schwer mehr drückt — da will ich mit dabei sein.“

Jörg hörte nicht weiter. Er ließ den Braunen über die frisch bekieste Straße dahin brausen, daß die beweglichen Plaudermäulchen wohl zur Ruhe kommen mußten.

Als die muntere Gesellschaft beim Bären in Lenzburg abstieg, sagte Ameile: „Jetzt wollen wir gleich dem Jörg seine Sach abthun; später könnten wir nicht mehr Zeit haben.“ Jörg versuchte zwar allerlei verlegene Einwendungen; es könne später doch wohl noch geschehen, er wolle sich unterdessen selbst Etwas ansehen; aber das half Alles Nichts,

unter allerlei Neckerei Rosele's über seine Häuslichkeit mußte er wohl oder übel mit in den nächsten Laden treten. Da wurde denn eingekauft, daß dem armen Burschen fast Hören und Sehen verging. Ein feines, hellblaues Tuch, wie es reiche Müller zu tragen pflegen, zu einem Festtagskleide, grauer Halblein zu einem gewöhnlichen Sonntags= und Ausgangskleide, zweierlei dazu passende Westenzeuge und schließlich noch zwei Halstücher. Rosele, welches Jörg's Sträuben für übertriebene Sparsamkeit hielt, half dem nicht lange marktenden Ameile getreulich nach. Jörg mußte die Beiden willenlos schalten und walten lassen. Endlich wurde ihm der zusammengepackte Kram aufgeladen, Ameile drückte ihm dazu lächelnd einen Thaler in die Hand und sagte: „Da, das ist übrig geblieben, das kannst du nun meinetwegen noch vertrinken, bis wir von der Base zurückkommen.“ Die Mädchen gingen Arm in Arm die Straße hinunter, während Jörg wie im Traume mit seiner kostbaren Last nach dem Bären zurückkehrte. Er war froh, daselbst einen bekannten Fuhrmann aus dem Suhrenthale zu finden. So konnte er unter allerlei Gespräch und einem herzhaften Trunke dem Wirrwarr von Freude und unklarer Bangniß entgehen, bis die fröhlichen Gefährtinnen zurückkehrten.

Auf dem Heimwege, den der Braune durch den duftenden Abend in raschem Trabe zurücklegte, mußte Jörg noch manche Neckerei über sich ergehen lassen. Als sie unterhalb des Dorfes an das Haus des Herren=David kamen, sagte Ameile: „Es wär ja einfältig, wenn wir den Plunder nach Haus hinüberschleppten, um ihm morgen wieder zurückzu=

tragen. Gieb ihn da gleich ab, Jörg, und laß dir das Maaß nehmen; ich kann den Braunen unterdessen schon halten." Jörg konnte nun nichts Beßres mehr thun, als diesem Rathe Folge leisten.

Die Beiden waren jetzt wieder allein, als sie langsam den nachtdunkeln Hardweg hinauffuhren. „Ach, Ameile," sagte Jörg mit einem halben Seufzer, „ich weiß selbst nicht, wie mir's ist, oder was ich denken soll; 's ist mir ganz schwindlig." — „Bist du böse," flüsterte die süße Stimme so nahe, daß der warme Hauch des Mundes seine Wange berührte, „bist du böse, Lieber? Denk' doch, was mein ist, soll ja auch dein sein." —

Das stille Ried lag schon geraume Zeit in duftigem Sternenschimmer, als das Wägelchen mit zwei glücklichen Herzen auf den Mühlenhof hereinrollte.

Eine seltsame Geschichte.

Ueber den Wiesen dämmerte noch ein graues Zwielicht, als Ameile schon am Fenster seines Kämmerchens stand und nachdenklich in den erwachenden Tag hinausschaute. Hinter den noch dunkeln Spitzen der fernen Gebirge wallte der purpurne Morgen herauf, dem im nahen Walde schon Amsel und Drossel entgegensangen. In der Mühle selbst war's noch stille, nur die Wasser plätscherten von dem stillstehenden Rade mit schwerem Falle in die Tiefe hinunter. Ameile aber hatte eine seltsame Beklommenheit im Bette keine Ruhe mehr gelassen. Nach der Heimkehr von der frohen Fahrt

hatte es sich mit heiteren Gedanken im Herzen und einem Lächeln auf den Lippen niedergelegt; aber wie neidisch auf das stille Glück, kam der Schlaf mit schweren Träumen heran. Ameile war an seinem eigenen Angstrufe erwacht und hatte das Kissen von Thränen benetzt gefunden; es erinnerte sich wohl auch deutlich, im Traume heftig geweint zu haben, aber alles Sinnen war nun vergeblich, sich die Bilder und Vorgänge dieses Traumes wieder deutlicher in's Gedächtniß zurückzurufen. Es wußte nur, daß es Jörg's wegen in großem Jammer gewesen. Während es noch unruhig darüber nachdachte, ließen sich unten von den Nußbäumen her leise Tritte hören, die jetzt stehen blieben und dann wieder vorsichtig heranzukommen schienen. Ameile schaute sorgsam hinter dem hohen Geranium hinunter und sah Jörg langsam und spähend um die Ecke herbiegen. Er blickte scharf auf den Boden und dann wieder unruhig nach allen Seiten um, während er kaum mit den Fußspitzen aufzutreten schien. „Guten Tag, Jörg," rief Ameile dem Näherkommenden leise hinunter, „hast gut geschlafen?" — Der Angerufene fuhr sichtbar zusammen und blieb die Antwort eine gute Weile schuldig. „Wie du mich erschreckt hast," sagte er endlich, „ich glaubte, es schliefe noch Alles." Mit diesem kurzen, fast unfreundlichen Bescheide ging er rascher, nun in seinem gewöhnlichen Schritte, über den Hof nach der Scheune hinüber.

Ameile sah ihm verwundert und betroffen nach. Es hätte so gerne ein Wenig geplaudert, um die unheimliche Stille der nächtlichen Unruhe loszuwerden und nun war es durch das sonderbare Benehmen Jörg's nur noch banger

geworden. Was er doch nur haben konnte. Reute ihn vielleicht das gestern Geschehene und war er jetzt böse darüber? — Aber warum erschrak er, bei dem freundlichen Anrufe so heftig und warum schlich er überhaupt in der frühen Dämmerung umher, wie — Ameile, das während dieser Gedanken die blonden Haare zu flechten angefangen, ließ die halbvollendete Flechte plötzlich den Fingern entfallen und blickte mit einem leisen Schreckensrufe hinter sich. Es war ihm, als hätte da Jemand deutlich geflüstert, „wie ein — Dieb!" — Es war aber Niemand in dem Stübchen, als der über das Hard heraufsteigende Morgenschimmer, der mit allerlei bunten Schattengestalten an den Wänden herumspielte. Ameile wollte schon über seinen einfältigen Schreck lächeln; da plötzlich stand mit all seinen Einzelheiten der vergessene Traum deutlich und klar vor seiner Erinnerung, wie ein verdecktes Bild, vor dem unversehens der Vorhang verschwindet. Ja, es hatte ihm geträumt, es sei von einer weiten, weiten Fahrt matt und müde heimgekommen; aber das Haus stand mit offenen Thüren leer und still, wie ein Todtenhaus; kein Laut wollte sich regen, kein lebendes Wesen erscheinen. Ameile ging angstvoll von Stube zu Stube; aber Nichts ließ sich hören, als die eigenen Tritte, die in einem dumpfen Widerhall durch das ganze ausgestorbene Haus ertönten. Ameile wollte nach dem Vater, nach Jörg rufen; aber die Stimme war tief in der Brust verschlossen und kein Laut vermochte über die Lippen zu dringen. Vor Angst und Bangigkeit weinend ging es in die Mühle hinunter. Da standen in langen Reihen hohe, gefüllte Säcke herum; manchmal klang das Glöcklein, zum

Zeichen, daß wieder ein Maaß aufgeschütteter Frucht fertig gemahlen sei; aber die Werke standen doch alle still, kein Rauschen des Wassers oder Knarren des Rades und aus den runden Oeffnungen der Mahlgänge fiel kein Mehlstäubchen in die bereit hängenden Beutel herab. Endlich, am hintersten Kasten, sah Ameile einen Mann stehen, der eifrig Mehl in einen schwarzen Sack schöpfte. Es war Jörg, aber mit wilden, feurigen Augen, die aus einem todtbleichen Antlitz hervorleuchteten. „Um Gotteswillen," rief Ameile ihm entgegen, „was hast du auch und wo ist der Vater und die Andern?" — „Der Vater und die Andern sind gestorben schon vor vielen, vielen Jahren," antwortete Jörg mit dumpfer Stimme; „ich bin auch gestorben, muß aber hier bleiben, weil ich dem Vater Mehl gestohlen hatte und das that ich, um mir ein feines Sammtkleid kaufen zu können." Mit diesen Worten streckte die Gestalt ihre Hände aus, die immer länger und länger wuchsen, bis sie zu Ameile hinüberreichten. Es stieß einen lauten Angstschrei aus und erwachte.

In verworrenem Sinnen über diese Dinge ging jetzt das Mädchen nach der Küche hinunter, um das Morgenessen zu bereiten. Als das Feuer so lustig auf dem Heerde emporloderte und das auf dem langen Schranke aufgestellte Geschirr mit glitzernden Lichtern übergoß, fiel plötzlich auch ein heller Schein in das umdüsterte Gemüth Ameile's. „Ach," sagte es laut, „jetzt weiß ich's; der dumme Traum kommt nur daher, daß mich Jörg vorgestern hier so erschreckt hat mit seiner Rede, er wolle lieber stehlen, als von mir Geld nehmen — ja gewiß, das ist's." Ameile fand in dieser Auf-

hellung seiner dunklen Gefühle und Vorstellungen einen so schnellen und wirksamen Trost, daß es mit heiterm Lächeln an den Jammer zurückdenken konnte, mit dem Jörg sein verbranntes Kleid betrachtet hatte. Der Schaden ist ja mehr als gutgemacht, dachte es vergnügt, wenn auch nicht mit einem Sammtkleide.

Diese Heiterkeit war indeß von keiner langen Dauer und sollte bald genug wieder durch einen unheimlichen Schatten verdunkelt werden. Ameile hörte die Knechte und den Müller Trepp auf- und abgehen und sah sie drunten auf dem Hofe alle leise und eifrig sprechend beisammen stehen; dann gingen sie wieder nach verschiedenen Seiten auseinander, als suchten sie Etwas. Ameile wunderte sich, daß weder der Vater noch Jörg in die Küche kamen. Das war fast immer der regelmäßige Morgengang des Vaters; wenn er drunten am Brunnen ein Glas frisches Wasser getrunken, kam er in die Küche, um nach seiner Kleinen zu sehen. Endlich, als die Morgensuppe bereits fertig stand und Ameile eben hinübergehen wollte, um die Leute zusammenzurufen, kam die alte Kathrin mit bedächtigen Schritten und geheimnißvollem Wesen herein. „Denke nur,“ sagte sie leise und rings umherschauend, als ob sie einen unsichtbaren Zuhörer befürchte, „denke dir, es ist uns heute Nacht gestohlen worden.“ — „Gestohlen? —“ rief Ameile tief erschreckt, „um Gotteswillen, wo und was denn?“ — „Ja, das ist kurios,“ fuhr die Alte flüsternd fort, „mehr als kurios. Als der Jörg heut früh, wie er sagt, um den Rossen Kurzfutter nach der Scheune hinüberzuschaffen, die neue Stoßbähre sucht, findet er sie nirgends und als die Mahler in die

Mühle kommen, sind die zwei Säcke Semmelmehl fort, die sie gestern expreß noch für des Junkern in Liebegg zugerüstet hatten. Die Thüre aber war ganz richtig verschlossen und Jörg hatte sie vor den Andern mit dem Schlüssel aufgemacht." — „Der Schelm könnte auch durch ein Fenster eingebrochen sein," sagte Ameile leise. — „Nein, nein," entgegnete die Alte, „an den Fenstern fehlt Nichts nnd die Säcke müssen durch die Thüre getragen worden sein, es liegt auch ein kleiner Mehlstreifen vor derselben nach den Nußbäumen hinüber."

Dieser Bericht erfüllte Ameile mit neuer Beklommenheit. Lange stand es nachdenklich an den Schrank gestützt, in das verglimmende Feuer blickend. „Wenn nur Jörg heute nicht der Erste drunten gewesen wäre," sagte es endlich im Selbstgespräche vor sich hin. — „Das mein' ich auch," fiel die Alte ein, „das ist mir gleich verdächtig vorgekommen." — „Verdächtig?" rief Ameile sich rasch, fast heftig gegen die Alte wendend, „was ist dir verdächtig?" — „Denk wohl, was dir auch," antwortete Kathrin brummend, indem sie eine der Schüsseln aufnahm, um sie nach der Stube zu tragen; „aber das geht mich Nichts an und ich will Nichts davon wissen. Ich bin nicht der Schlüsselwächter."

Der angedeutete Argwohn der Magd verletzte Ameile, und es hätte sie gewiß hart angefahren, wenn sie nicht so eilig davongegangen wäre. Die rasche Deutung, welche die Alte seinem halbunwillkürlich gesprochenen Worte gegeben, kam ihm wie eine selbst erduldete Schmähung vor. Und doch wieder — es mußte sich selbst ernstlich zürnen, daß es einen immer wiederkehrenden Gedanken fast nur mit Gewalt

niederhalten konnte. „Das ist ja eine rechte Schande für mich," sagte es nach langem Sinnen, mit der Hand über die flimmernden Augen fahrend, „so Etwas sollte gar nicht in mir aufkommen; da ist aber auch gewiß nur der dumme Traum schuld daran."

Bei der Morgensuppe, zu der sich die Leute nur langsam und nach vielem Rufen zusammenfanden, wurde wenig gesprochen, Jedes ging seinen eigenen Gedanken nach. Diese Stille war für Ameile unheimlich und drückend; es empfand eine bange Neugierde, all die verborgenen Gedanken der Tischgenossen kennen zu lernen; aber es wollten sich ihm selbst keine Worte finden, ein Gespräch anzubahnen. Es mußte fast beständig nach Jörg hinblicken, der nachdenklich und mit niedergeschlagenen Augen langsam einen kleinen Bissen nach dem andern zum Munde führte. Er hat noch kein einziges Mal aufgeblickt, dachte Ameile und unwillkürlich entwand sich ein hörbarer Seufzer seiner Brust. Jetzt schlug Jörg die Augen auf, aber sie glitten von der Tochter eilig auf den Vater hinüber. Dieser sagte: „Aber ist es denn auch ganz gewiß, Jörg, daß der Schlüssel gestern Nacht nicht vergessen worden ist? Es ist ja möglich, da du spät und wie mir's schien, ziemlich lustig heimgekommen bist." — „Ich hab' es schon gesagt," antwortete Jörg nachdrücklich, „der Schlüssel hat heut früh, wie gewöhnlich, neben meinem Bette gehangen. Uebrigens —" fügte er nach einer Weile hinzu, „ist mir's recht, wenn Ihr ihn künftig selber verwahren wollt." Der Müller schnitt sich bedächtlich ein Stück Brod, brach dasselbe in viele kleine Bröckchen und antwortete dann: „Das ist schon lang meine Sach nicht

mehr gewesen.“ Er trommelte noch eine Weile mit den Fingern auf dem Tische und erhob sich, ohne das zerbröckelte Brod gegessen zu haben.

Erst als Ameile die noch halbgefüllten Schüsseln nach der Küche trug, fiel es ihm ein, daß weder vor noch nach dem Essen gebetet worden sei. Das war bei seinem Gedenken noch nie geschehen. Das fromme Kind faltete sogleich die Hände, das Antlitz in tiefer Demuth zum Gebete neigend. Die Lippen sprachen keine Worte, aber das Herz flehte stumm um Beruhigung, um Schutz vor bösen Gedanken und Worten. Ein solches tief innerlichstes Flehen bleibt nie ohne Trost. Als Ameile das Gesicht wieder erhob, war der dunkle Wirrwarr von streitenden Empfindungen und Gedanken von ihm gewichen und mit heiterm Sinne ging es auf den Hof hinunter, um unter irgend einem Vorwande mit Jörg sprechen zu können. —

Nicht so schnell war der Eindruck des Vorfalles bei den übrigen Hausbewohnern verwischt. Der Vater sprach nicht viel davon; aber noch mehrere Tage nachher probirte er das große Schloß an der Mühlenthüre und rüttelte an den starken Eisenstäben, mit denen die kleinen Fenster verrammelt waren. Einmal sagte die alte Kathrin zu Ameile, als sie Beide zusahen, wie Jörg einem alten Manne einen schweren Sack Korn von dem Hardwege her nach der Mühle herein trug: „Der Jörg ist doch ein herzguter Mensch, und wenn er etwas Schlechtes macht, thut er's blos aus Gutheit gegen seine alte Mutter.“ Ameile spürte, wie ihm bei diesem Worte das Blut in's Gesicht strömte. Es sah, wie tief der Argwohn bei der Alten und drum vielleicht auch

bei Andern Wurzel gefaßt, aber es mochte nicht weiter über die Sache sprechen und sagte daher blos: „Der Jörg hat gar nicht nöthig, Schlechtes zu thun; wenn er Etwas braucht, so weiß er auch, wo er's sonst haben kann."

Es ist jedoch ein geheimnißvolles Wesen um die Gewalt und Mittheilsamkeit fremder Gedanken, wenn das eigene Gemüth nicht tief befestigt ist. Sie wehen und weben in der Luft, daß wir sie unbewußt einathmen, sie verbergen sich im Wasser, das wir trinken, sie treten im Sonnenschein und in der Dunkelheit an uns heran und klopfen mit unsichtbarem Finger um Einlaß. Wir mögen nicht an eine Vorkommenheit glauben und wir würden sie daher auch bald vergessen haben; aber wir wissen, Andere glauben daran und vergessen sie nicht und ohne daß diese Andern davon sprechen, können wir's nun doch auch nicht vergessen. Der Glaube der Andern, mag er sich noch so sehr verschließen, beherrscht uns schon durch sein bloßes Dasein und nöthigt uns wider den eigenen Willen, sich mit ihm zu beschäftigen. Auch Ameile konnte sich von dieser räthselhaften Gewalt nicht losmachen. Nach den ersten Worten, die es an jenem Morgen mit Jörg über den Vorgang gesprochen, waren die unklaren Zweifel vollständig von ihm gewichen; aber es mußte sich mit diesem Nachhalle des Traumes immer wieder bemühen, da es wußte, daß auch in Andern ein ähnlicher Gedanke fortlebe.

Am Sonntag stand Jörg, als Ameile aus der Kirche heim kam, drunten unter den Nußbäumen; er trug zum ersten Male die grauen Halbleinhosen, die am Montag so fröhlich gekauft worden waren. Das neue Kleid saß viel

besser als das alte, abgetragene und plump geschnittene, Jörg sah darin zierlicher und fast größer aus. „Ei der Tausend," sagte Ameile lächelnd, „du bist ja viel hübscher; hast denn das Uebrige auch schon bekommen?" — „Nein," erwiderte Jörg, „ich kann's erst später holen; würd' es jetzt doch auch nicht tragen." Mit dem einzigen Wörtchen jetzt, das so leichthin und ohne Absicht gesprochen war, verschwand für Ameile sogleich das unschuldige Vergnügen, das es im ersten Augenblick empfunden und der Gedanke, daß das neue Kleid und jener verhängnißvolle Vorgang von Andern in Verbindung gebracht werden könnte, kam plötzlich mit banger Beklommenheit über sein Herz. Diese Unruhe fand neue Nahrung, als Jörg zum Mittagessen in die Stube kam. Ameile bemerkte, wie der Vater scharf nach dem neuen Kleide hinblickte und dann mit nachdenklichem Gesichte einen Marsch auf den Fensterscheiben trommelte. Die Tochter bebte innerlich zusammen, als sie bedachte, welch ein Gedanke jetzt im Herzen des Vaters könnte aufgestiegen sein; hatte sie sonst schon vor dem Augenblicke gebangt, wo ihr ganzes Herzensgeheimniß offenbar würde, so konnte sie jetzt nur mit Zittern an die Folgen denken, wenn dies zu so böser Stunde geschehen müßte.

Am Nachmittage war Ameile allein zu Hause. Die Dienstboten waren in's Dorf hinübergegangen, um dem Eierlesen zuzusehen und Jörg mit ihnen; der Vater hinauf in die Rüti zu dem Bodenbauer. Ameile hatte Jörg versprochen gehabt, zu dem lustigen Feste nachzukommen; doch jetzt wär's ihm unmöglich gewesen, es hätte sich lieber vor gar keinem Menschen mögen sehen lassen. Aber die lautlose

Stille durch das weite Haus vermehrte seine bange Unruhe eher noch, als daß sie dieselbe besänftigt hätte. Die Einsame fuhr bei dem leisesten Geräusche, das eine auf dem Gange schleichende Katze verursachte, aus ihrem Sinnen auf und horchte mit klopfender Brust, was kommen wolle; es regte sich aber Nichts, und durch die leeren Räume ging nur ein stilles Wehen, wie das ferne Athmen eines unsichtbaren Schläfers. Das ist ja so schaurig, wie mir's geträumt hat, dachte Ameile und stand auf, um hinunter zu gehen. Durch den Gang weg und die Treppe hinab eilte es immer schneller von Angst erfaßt über die unheimliche Stille, durch die jeden Augenblick eine schreckhafte Erscheinung daherschreiten konnte.

Ameile ging an den Nußbäumen hinaus, dem Bache entlang. Wie lag die Welt so still und feierlich in ihrer Frühlingszier! Selbst die Vögel im nahen Walde schienen im Anstaunen des blühenden Werdens zu verstummen und der Bach glitt so ruhig dahin, daß man nicht wußte, war es sein Rauschen oder das leise Wehen in den Zweigen, was mit einem tönenden Säuseln das Ohr umspielte. Ameile athmete tief auf, da es dem bangen Hause entronnen war, aber der Friede, der über Wald und Wiese wehte, konnte den Weg noch immer nicht zu seinem Herzen finden. Es setzte sich in die kleine Weidenlaube und da löste sich in der Erinnerung an Vergangenes das bange Ahnen vor dem ungewissen Kommenden in milde Thränen, die fast unbewußt über die Wangen herabglitten.

Die Tochter hatte schon lange so sinnend und träumend dagesessen, als der Vater im Begleit eines Andern vom

Walde herabgegangen kam. Die Beiden blieben oben in der Mitte der Wiesen stehen, da wo der Weg, von der Mühle her dem Bache entlang aufwärts leitend, über das kleine Brücklein führt. Die Männer besahen das Brücklein von allen Seiten und besprachen sich dann wieder miteinander. Ameile dachte, der Fremde werde ein Maurer oder Zimmermann sein und der Vater wolle, wie früher schon die Rede davon gewesen, ein Brückengeländer anbringen lassen. Es trat daher aus seinem Verstecke hervor und schritt langsam gegen die Männer aufwärts. Sobald dies der Fremde bemerkte, verabschiedete er sich von dem Müller und entfernte sich auf dem Wege nach dem Walde zurück. Ameile erkannte ihn jetzt an seinem etwas hinkenden Gange, es war der Hirtenfritz.

Ameile senkte den Kopf, wie um dem noch immer fernstehenden Vater das erschrockene Gesicht zu verbergen. Es wußte sogleich, worüber sich derselbe mit dem Hirtenfritz so angelegentlich unterhalten hatte — das konnte nur eine einzige Sache betreffen. Und doch, dachte es alsbald wieder, ist's vielleicht auch gut so; wenn der Hirtenfritz durch geheime Kunst Etwas weiß, so muß er auch wissen, daß Jörg unschuldig ist. Aber, flüsterte ein anderer Gedanke, wenn er Alles wüßte und es dem Vater sagen könnte! — — Ameile mußte sich alle Gewalt anthun, um den näher kommenden Müller ruhig fragen zu können: „Was hat er gesagt? — weiß er Etwas, Vaterle?" — Der Müller lächelte halbverdrießlich und brach eine niederhängende Blüthentraube von dem Apfelbaume, unter dem die sich Begegnenden standen. „Nun ja, wenn du doch Alles ausspionirst,"

sagte er endlich, „kannst du's schon auch wissen. Nein, er sagt, es lasse sich nicht wohl Etwas machen; der Schelm werde mit dem Gestohlenen zweimal über das gleiche Wasser gegangen sein. Vielleicht da beim Brücklein und dann wieder droben über den Steg gegen das Nest der alten Kräuter-Else." Ameile erzitterte bei dem drohenden Tone, mit dem die letzten Worte gesprochen worden. Mit innerem Zagen sagte es nach einer Weile: „vielleicht ist das auch nur eine Ausrede vom Hirtenfritz, weil er nichts Rechtes weiß." — „Nein," erwiderte der Müller ernst, „das hab' ich immer gehört, was zweimal über das Wasser getragen wird, kann nicht mehr zurück gethan werden. Uebrigens hat der Hirtenfritz dem Bodenbauer wieder fast zur Hälfte seines Geldes verholfen. Der kann freilich Etwas." — „Hatte es wirklich der Bub' genommen?" fragte Ameile liese. — „Das kann der Hirtenfritz nicht ganz bestimmt sagen," antwortete der Vater; „er meint, der Bursche habe vielleicht bei der alten Zigeunerin, deren Kindeskind er eigentlich sei, Gegengewalt gefunden. Genug, von dem Geld ist so und so viel wieder da. Mir aber," fügte der Müller im Weitergehen bei, „mir wär's um den Plunder gleich, ich möcht' nur wissen, wer's gethan hat und wie es zugegangen. Die Sach' ist kurios und ein falscher Verdacht hat Teufelsmacht, wie die Alten sagten."

Ameile wagte nicht mehr weiter zu reden oder zu fragen; es meinte, der Vater müsse ihm die innere Bangigkeit an jedem Worte abmerken. Auch der Müller ging schweigend neben ihm her und erst als sie an das Haus herankamen, sagte er: „Aber du redest mit keiner Seele davon, hast

gehört; 's ist gar Keinem mehr zu trauen und besser, du hast auch mit dem Jörg nicht mehr so viel." —

Von der bangen Unruhe müde und erschöpft saß Ameile hinter den Blumenstöcken an seinem Fensterchen. Die Sonne war noch nicht auf den Wald niedergesunken und umfloß das bekümmerte Gesicht mit einem schimmernden Lichtkranz. Das hohe Geranium und die knospenden Rosenstöcke bewegten sich leise am offenen Fenster und gerade darüber unterm Dache besprach sich zwitschernd ein Schwalbenpaar über den Ausbau seiner Sommerwohnung, den die kleinen Bauleute auch am Sonntage mit zierlicher Emsigkeit fortführten. Durch diese Stille ließen sich drunten von den Nußbäumen her leise Tritte hören. Ameile beugte den Kopf zwischen den Blumenstöcken hervor und bemerkte Jörg, der fragend nach ihm hinaufblickte. Dem guten Burschen war's bei dem frohen Feste zu einsam geworden, da er unter den drängenden und jubelnden Schaaren das einzige Gesicht nicht finden konnte, das seine Augen suchten. Er kehrte daher heim, um zu sehen, warum Ameile nicht nachgekommen. Er ging lange um das Haus herum, hinauf nach seinem Kämmerchen und wieder hinunter nach dem Garten, dann zurück nach den Nußbäumen, ein leises Liedlein pfeifend; aber Ameile wollte sich nicht blicken lassen, weder an seinem Fensterchen, noch kam es die Treppe herunter: es blieb in seinem Stübchen, langsam ein Stück des zierlichen Sonntagsstaates nach dem andern mit dem Werktagskleide vertauschend. Es wußte wohl, daß Jörg seinetwegen so früh nach Hause gekommen, es wußte auch, daß er jetzt seinetwegen in Sorge und Unruhe war; aber

doch vermochte es nicht, hinunterzugehen oder mit ihm zu sprechen. Es empfand dabei recht wohl, daß daran nicht blos die Mahnung des Vaters Schuld trage, es war eben all die Unruhe und Kümmerniß, die sich um die frohe Unbefangenheit seines Gemüthes gelegt und die ihm nun die liebe Gewohnheit, mit Jörg zu plaudern, in bange Zurückhaltung verkehrte. Die junge Liebe bedarf zu ihrem ungetrübten Gedeihen des heitern, vertrauenden Gemüthes, wie die junge Knospe des Sonnenlichtes. — Falscher Verdacht hat Teufelsmacht, dachte Ameile, sich selbst zur Entschuldigung und zum Vorwurfe zugleich, als es endlich nach der Küche hinunter ging. Gleichwohl hoffte es, Jörg werde unter irgend einem Vorwande hereinkommen und dann, nahm es sich vor, wolle es ihm recht freundliche Worte sagen; aber es wartete vergeblich; Jörg hatte schon lange sein neues Sonntagskleid mit traurigem Lächeln ausgezogen und war drüben in der Scheune beschäftigt, bis zum Nachtessen gerufen wurde. Kathrin und die Knechte erzählten dabei fröhlich von den Späßen des Festes, das sie mit angesehen. Jörg saß schweigend und in sich gekehrt und ging dann mit einem kurzen „gute Nacht" nach seinem Kämmerchen hinauf.

Das menschliche Auge sieht selten scharf, wenn es die feinen Fäden des eigenen Schicksalsgewebes zu zählen und zu bemessen gilt. Wir wissen wohl, daß zu dem äußerlichen Gewebe, das die Hand des Arbeiters fertigt, der erste Faden nur nach mancherlei Vorbereitung gezogen werden kann, sich dann aber rasch der zweite, dritte und die vielen Tausende daran spinnen, die das ganze Gewebe bilden; die

feinen Seelenfäden unseres Geschickes fangen wir erst an zu zählen und zu würdigen, wenn das Gewebe schon fast zu Ende gediehen ist. So zog das erste unbedeutend scheinende aber absichtliche Meiden Jörgs für Ameile und ihn selbst seine Folgen über viele der kommenden Tage hinaus. Ameile suchte manche Gelegenheit, die Anlaß zu freundlicher Erklärung gegeben hätte; aber Jörg that, als bemerke er die sonst so wohlverstandenen Winke nicht und ging schweigsam seiner Wege.

Der Bann.

Der in Feld und Wiese rüstig beginnenden Sommerarbeit lag Jörg diesmal, gegen seine frühere Neigung, lieber ob, als den Geschäften in Scheuer und Mühle. Er verspürte dabei zwar oft schon mitten im Tage eine eigenthümliche Mattigkeit in seinen Gliedern, die keine so rechte gesunde Müdigkeit war; auch empfand er bei jeder heftigen Anstrengung den stechenden Schmerz im Kopfe häufiger und viel anhaltender als früher, so daß er oft unwillkürlich zu sich selbst sagte. „du bist doch nur noch ein halber Bursch und wirst nimmer, was du schon gewesen bist.“ Aber Luft und Sonnenschein thaten ihm wohl, und so zog er, wo es immer anging, mit auf's Feld hinaus. Er blieb auch gerne bei den Arbeitern, die über Mittag nicht heimgingen und denen das Essen herausgebracht werden mußte. Vielleicht bemerkte es sonst Niemand, aber Jörg war im Stillen nicht undankbar dafür, daß an solchen Tagen Ameile das Essen

immer selbst brachte. Gleichwohl war seit dem Sonntage zwischen den Beiden Etwas zurückgeblieben, das Beide empfanden, von dem sich aber Keines Rechenschaft geben mochte — ein unsichtbarer Schatten, der sich vor das warme Sonnenlicht stellte, eine kühle Hand, die plötzlich nach dem zu alter Vertraulichkeit sich sehnenden Herzen griff, oder sich auf die Lippe legte, die eben ein inniges Wort aussprechen wollte. Sonderbarer Weise konnten sie Beide gerade an denjenigen Orten, wo sie früher am häufigsten und vertraulichsten beisammen gewesen, fast gar nicht mehr zu Worte kommen und suchten sie absichtlich zu meiden. Jörg kam nie mehr in die Küche, wenn er Ameile allein drinnen wußte und die grüne Weidenlaube draußen am Bache umschattete immer nur einen Besucher und hörte nur noch abgebrochene Worte trüber Selbstgespräche.

Einmal, als Ameile Abends mit Jörg hinter den andern Arbeitern her von der Wiese heimging, sagte es: „Du hast mich auch noch gar nie gefragt, warum ich am Sonntag nicht zum Eierlesen nachgekommen bin.“ Jörg suchte nach einer freundlichen Erwiderung, Ameile ging hart neben ihm her und hatte leise die kleinen Finger in seine Hand gelegt; aber nach langem Schweigen sagte er: „Ich frage nicht gern nach Sachen, die man mir nicht sonst sagen will.“ Das Wort war ihm noch nicht über die Zunge, als er auch schon deutlich empfand, daß es nicht das rechte sei; aber Ameile hatte die Hand schon zurückgezogen und Beide verdoppelten schweigend ihre Schritte, um die Vorausgehenden einzuholen. An einem folgenden Abend sagte Jörg: „Ich sollte hinüber zum Herren-David, die Kleider

zu holen, sie seien fertig; aber ich weiß nicht, ich bin so müde geworden heute.“ Ameile erwiderte rasch: „So wart' noch ein paar Tage, es wird dann auch schon finsterer gleich anfangs der Nacht.“ Jörg schaute ihm mit großen, traurigen Augen in's Gesicht; Ameile verstand diesen Blick und suchte nach einem freundlichen Worte der Aufklärung; aber bevor es ein solches gefunden, ging Jörg schon über den Hof nach dem Brunnen hinüber.

Er ist diese Nacht trotz seiner Müdigkeit und dem gegebenen Rath noch über das Hard zum Herren-David hinübergegangen; aber mit den Kleidern erst heimgekommen, als in der Mühle schon Alles längst im Schlafe lag. Er legte das Mitgebrachte ohne ein Licht anzuzünden auf den Boden seines Kastens und streute allerlei Lederbänder und Strickwerk, wie dasselbe in der Mühle gebraucht wurde, darüber. Am Sonntage, als Jörg zu seiner Mutter hinaufging, trug er wieder seine alten, abgetragenen Halbleinhosen.

In einem klaren Teiche sind die Kreise, die ein hineingeworfener Stein zieht, deutlicher und länger sichtbar, als in einer trüben Lache; aber allmälig verschwimmen sie doch in immer schwächere und weitere Schwingungen, und wird kein neuer Stein nachgeworfen, ebnet sich die Fläche wieder zum ruhigen Spiegel, aus dem das reine Blau des Himmels zurückschaut. So würden wohl auch die aufgeregten Gemüther mit der Zeit ihre ruhige Klarheit wieder gefunden haben, wären sie nicht von einem neuen Wurfe des Schicksals aufgeschreckt worden.

Wieder waren eines Morgens zwei Säcke feinen Mehles

aus der Mühle verschwunden, während das starke Schloß der Thüre fest in seinen Riegeln lag und die Fenstergitter kaum eine Oeffnung boten, durch die sich eine Faust zwängen ließ. Begreiflich war Staunen und Unruhe noch größer als das erste Mal. Als der von dem Vorfalle benachrichtigte Müller herunterkam, fragte er Jörg, der schweigend unter den flüsternden und verweisenden Knechten dastand: „Hast du die ganze Nacht geschlafen, Jörg?" — „Nein," antwortete dieser, „ich erwachte einmal und da meint' ich ein leises Geräusch drunten zu hören, ich ging hinab, aber Alles war still und die Thüre da war geschlossen; auch der Türk drüben regte sich nicht." Die Knechte schauten bei diesem Berichte einander verstohlen an und der Müller sagte: „Nun, wenn der Schelm nicht der Teufel selbst ist, so wird er mit den schweren Säcken wohl nicht durch das Schlüsselloch geflogen sein. Aber fort ist die Sach' und wir können für einmal nicht helfen; geht nur hinauf zum Morgenessen und schwatzt mir nicht über die Geschichte." —

Jörg gehorchte mit den Uebrigen der Weisung des Meisters. Er beachtete nicht, daß sich Alle vor ihm her an den Brunnen drängten, um die Hände zu waschen und schnell damit fertig waren, als er selbst an den geräumigen Trog herangetreten war.

Der Müller ging langsam und scheinbar ganz unbekümmert, wie um sich in der Morgenkühle zu erfrischen, nach den Nußbäumen hinüber. Als er sich hier allein sah, griff er rasch mit beiden Händen in das hohe Gras und sagte, dieselben thaunaß zurückziehend, vor sich hin: „Bei dem Thau muß der Staub weiter oben im Wege doch an-

gefeuchtet sein — es wird sich zeigen.“ Er schritt rasch am Bache aufwärts, bis da wo sich der Fahrweg auf der einen Seite an einem langen Ackerlande hinzieht und mit einer feinen Staublage bedeckt war. Es war richtig, in dem thaufeuchten Staube ließen sich die frischgetretenen Fußstapfen ganz deutlich vor den andern erkennen. Sie lenkten nach dem Brücklein. Jenseit desselben lagen in dem Fußwege, der sich nach dem Häuschen der alten Kräuter-Else von dem breitern Fahrwege abzweigt, deutliche Mehlstreifen. Der Müller athmete tief auf und sagte: „Da wird er die schwere Last fester auf die Schulter gerückt haben — schon einmal über das Wasser.“ Dann folgte er raschen Schrittes der hie und da erkennbaren Spur, die über den obern Steg nach dem ärmlichen Strohhäuschen führte. Kaum fünf Schritte vor demselben lag der letzte weiße Streifen. — —

Das Häuschen war verschlossen und die einsame Bewohnerin schien noch im Schlafe zu liegen. Vielleicht hat sie heute Nacht wenig genug geschlafen und muß es nachholen, dachte der Müller näher an die Thüre tretend, ich will einmal anklopfen. Er erhob die Hand nach der hölzernen Klinke, zog sie aber schnell wieder zurück und murmelte: „Wenn' ich die Sach' nicht finde, so ist sie dann schon beschrie'n und läßt sich auch der Schelm nicht mehr erkennen. Zweimal ist er doch über das gleiche Wasser.“

Langsamer als er gekommen, ging der Müller wieder am Bache abwärts. Ein kalter Schweiß stand auf seiner Stirn und manchmal mußte er stehen bleiben, um tief aufzuathmen. Aber wer hätte das gedacht, sprach es in seinem Innern, daß ich in meinen alten Tagen noch solche Dinge

erleben müsse; jetzt ist es klar —; nein, erhub sich leise flüsternd eine andere Stimme, klar ist es noch immer nicht. Oder wie, warum ist dann die Mühlenthüre jedesmal wieder verschlossen? Säh' es nicht einem Einbruche von Außen ähnlicher, wenn sie offen gelassen worden wäre? Sollte er das nicht auch bedacht haben? — Ja, aber wer weiß, entgegnete die erste Stimme, wer weiß, wie lange das Handwerk schon unbemerkt betrieben worden ist! und wie lange hätte es noch betrieben werden können, wenn sich der Schelm nicht zufällig an Säcken vergriffen hätte, die expreß hergerüstet waren! Wie viele lagen noch von mir seit Jahren nicht überzählt und ihm anvertraut in der Mühle! — Beide Male war er aber am Abend vorher nicht dabei und wußte Nichts davon, daß eben diese Säcke apart gerade zuvorderst gestellt wurden. — Der Müller stand still, um sich den Schweiß von der Stirne zu trocknen. In seine Gedanken verloren, sprach er laut vor sich hin: „Aber wie hab' ich ihn so lieb gehabt, den Jörg." — Wie von dem Namen aufgeschreckt, erhob sich im Augenblicke eine Elster von dem nächsten Baume und flog laut kreischend mit ihrem kurzen Flügelschlage über den Müller weg nach dem Harde hinüber, wo bald ein ganzer Schwarm dieser verdächtigen Vögel zusammenflatterte. — Nachdenklich und halb erschrocken sah der Müller diesem Schauspiele eine Weile zu und dachte dann im Weitergehen: ob die es schon gehört hat, daß ich einen Namen genannt habe — jedenfalls soll es mir eine Warnung sein; da sind die stillsten Wege auch die besten. —

Als der Meister auf den Hof hereintrat, standen die

Knechte flüsternd, die Köpfe zusammensteckend um den Karrer herum, während Jörg allein drüben am Brunnen die Pferde zur Tränke führte. „Was habt ihr da herumzudufeln," sagte der Müller streng, „wollt ihr heute Feiertag machen?" — Die Knechte gingen mit geheimnißvoller Miene auseinander, als hätten sie sich durch irgend ein Verdienst besondere Nachsicht erworben. Als der Müller in die Stube hinaufkam, saß Ameile den Kopf in die Hände gestützt mit verweinten Augen am Tische. „Was hast du, Kleine," fragte der Vater freundlich, „was fehlt dir?" — „Ach," antwortete Ameile leise, „mir ist's so schwer, daß ich mich recht ausweinen möchte." — „Du machst mir ja ganz angst," meinte der Vater näher tretend und seine Hand auf die blonden Haare seines Kindes legend, „so sag' mir doch, was dir begegnet ist?" Mit bangem Herzen erzählte Ameile, daß es beim Morgenessen beinahe Händel gegeben hätte. Der Karrer habe an einem fort auf die kuriosen Schlösser gestichelt, die Einer aufmachen und wieder schließen könne, während doch ein Anderer die Schlüssel in Händen habe. Endlich habe Jörg zornig gesagt, wenn er sich noch einmal muckse, so schlage er ihm die Zähne in den Hals hinunter. „Und Jörg hätt' es gewiß auch gethan," schloß Ameile mit thränenvollen Augen zum Vater aufblickend, „wenn ich ihn nicht gebeten hätte, ruhig zu sein." — „Da hätt' er ganz Recht gehabt," sagte der Müller und öffnete rasch ein Fenster, den Karrer heraufrufend. Dieser trat mit einem wichtig erwartungsvollen Blicke herein, als ob er bereits im Besitze des meisterknechtlichen Ansehens stehe, das Jörg bisher innegehabt. Aber die Siegesfreude

verschwand bald, als ihn der Meister barsch anließ: „Was hast du mit dem Jörg gehabt, was hat er dir zu Leid gethan — du Schlingel?“ — Der Karrer stand lange verdutzt, bis er eine rechtfertigende Anklage zusammengelesen hatte. „Schweig,“ rief der Müller sogleich, als er den Mund öffnen wollte, „ich will Nichts hören von dir, aber wenn du noch eine einzige derartige Andeutung über Jörg machst, so weißt du, wo des Zimmermanns Loch ist. Das kannst du auch den Andern sagen, wer noch ein Wort über die Geschichte schwatzt, hat zum letzten Male an meinem Tisch gegessen.“

Der Karrer zog halb verblüfft, halb trotzig ab und der Müller setzte sich gemächlich zur kalt gewordenen Morgensuppe nieder. Scheinbar ganz heiter und unbefangen plauderte er mit der Tochter von den Tagesgeschäften und theilte ihr mit, daß er am Nachmittag zum Kornkauf über den Berg gehen wolle.

Ameile war wohl von einer bangen Last befreit, daß es mit dem Vater nicht weiter über den nächtlichen Vorfall sprechen mußte; gleichwohl fand sein Gemüth in dieser ruhigen Zurückhaltung keine Besänftigung. Es empfand deutlich, daß der Vater seine Gedanken und Absichten nur zu verbergen suche; aber es konnte in seinem eigenen verworrenen Sinnen keinen sichern Ausweg finden. Endlich nahm es sich vor, Jörg zu bitten, mit dem Vater ganz offen zu reden und diesem vor Allem die Schlüssel zurückzugeben. Mag dann später kommen, was da will, dachte es, so ist er doch ohne Verantwortlichkeit; aber so oft es den Vorsatz auf's Neue faßte, jedesmal fehlte ihm der Muth zur

Ausführung. Sobald Jörg in seine Nähe kam, erinnerte es sich des schrecklichen Gesichtes, mit dem er den Karrer angeschaut hatte, und das schon auf die Zunge getretene Wort wendete sich wieder einem andern gleichgültigen Gegenstande zu oder kehrte in ein nachdenkliches Schweigen zurück. Daneben wollte sich auch keine Gelegenheit zu einem heimlichern Zwiegespräch finden. Es war offenbar, daß Jörg dasselbe noch absichtlicher mied als früher. Ameile ängstigte sich auf's Neue darüber, ohne zu bedenken oder zu bemerken, daß sein eigenes ängstlich thuendes Wesen die Ursache von Jörgs Benehmen war. Es erwartete immer, er werde die Schlüssel von selbst zurückgeben; aber Jörg, der nun wußte, daß wenigstens unter seinen Mitknechten ein Verdacht gegen ihn obwalte, blieb bei seinem Amte mit dem Trotze des guten Gewissens. So vergingen einige stille, für Ameile aber unruhevolle Tage, an denen Jörg von früh bis spät auf dem Felde blieb, während der Vater fast beständig in Geschäften über Land ging.

Am Freitag sagte der Müller beim Nachtessen, daß er noch zum Schlosser in's Thal hinüber wolle; er habe mit ihm wegen einer Aenderung am Mühlenschlosse gesprochen und wolle ihm nun den Schlüssel zeigen. Nach dem Essen zog er denselben ab und befahl Ameile, nicht auf ihn zu warten, da er wohl spät heimkommen werde. Die Tochter folgte dieser Weisung mit heitererm Gemüthe, als sie die letzten Nächte zur Ruhe gegangen war. Es war diesen Abend das erste Mal, daß der Vater wieder an die geheimnißvollen Vorfälle erinnert hatte, und Ameile sah auch wohl, daß das Schlüsselamt in andere Hände übergegangen

und Jörg abgenommen sei; aber das war's ja gerade, was es gewünscht, und die schonende Art, mit der dies vom Vater geschehen, schloß selbst wieder manche tröstliche Aussicht ein. Auch Jörg schien gar nichts Arges dabei zu denken. Ameile wünschte ihm wärmer und traulicher eine ruhsame Nacht, als dies seit Langem geschehen war.

Mit nicht so heitern Gedanken stieg der Müller durch die eingebrochene Nacht gegen das Hard hinauf. Am Waldrande blieb er stehen und schaute nach der Mühle zurück, die sich in immer dunklere Schatten einhüllte. Bald erlosch auch das kleine Lichtlein, das aus Ameile's Kämmerchen heraufgeschimmert, während hinter dem schweigenden Tannenwalde gegenüber schwere Wolken emporstiegen. Die Nacht wird finster, sagte der Müller und glitt geräuschlos in den schweigenden Wald, so leise dahin schreitend, als ob ihm selbst vor der geheimnißvollen Stille bangen wolle.

Als der nächtliche Wanderer an das Waldbrünnlein kam, blieb er horchend stehen und ließ dann einen leisen Pfiff ertönen. Hart vor ihm regte sich das Gesträuch und es richtete sich über den rauschenden Zweigen eine dunkle Gestalt empor. Den Müller überrieselte ein kalter Schauer, als er leise fragte: „Bist du es, Hirtenfritz?“ — „Ja,“ erwiderte der Andere gleichfalls leise, „ich muß da ein Wenig eingeduselt sein. Ist es Zeit?“ — „Sie werden wohl schon Alle schlafen,“ antwortete der Müller, „wir können wenigstens vor den Wald hinübergehen.“

Die Beiden gingen schweigend mit einander zurück, bis sie wieder am Waldrande angekommen waren. Durch die Wipfel der Eichen und Buchen ging von Zeit zu Zeit ein

rauschendes Wehen, das sich in langem Zuge über den Bergrücken hin verlor. „Wir werden ein Gewitter bekommen,“ sagte der Müller nach den Wolken schauend, die sich in mächtigen Gestalten bereits über das Ried hereinbeugten. „Um so besser,“ erwiderte der Andere, „wenn die Geister der Elemente wach werden.“ — „Meinst du, es werde auch gelingen?“ fragte der Müller leise. „Das kann ich nicht bestimmt versprechen,“ gab der Hirtenfritz zur Antwort, „es kommt drauf an, ob er Gegengewalt übt. Zurückbringen wird er Nichts, da er zweimal über das gleiche Wasser gegangen und Ihr ihn noch beschrie'n habt am Morgen drauf. Aber die Planeten stehen günstig, so daß wir ihn vielleicht sehen oder doch kennzeichnen können. Ihr müßt nur fest sein.“

„Horch, jetzt schlägt es im Dorf Elf,“ sagte der Müller. Die Beiden zählten die langsam durch den stillen Wald heraufhallenden Glockenschläge und gingen dann schweigend die Halde abwärts.

Als sie gegen die stille Mühle herankamen, flüsterte der Müller: „Ich will ein Wenig voraus, daß der Türk nicht anschlägt.“ — „Das ist nicht nöthig,“ erwiderte der Hirtenfritz, „mich bellt bei der Nacht kein Hund an.“ Sie schritten hart an dem Lager des sonst so wachsamen Thieres vorüber, das sich zum scheuen Erstaunen des Müllers jetzt mit keinem Athemzuge regte. Geräuschlos öffnete sich die Mühlenthür und wurde hinter den Eingetretenen ebenso leise wieder in's Schloß gelegt; der Müller aber stieß, als er dies zu Ende gebracht, einen halb erstickten Schrei aus, da der weite schwarze Raum plötzlich von einem glühendrothen

Schimmer durchblitzt wurde. „S—t, still,“ machte der Hirtenfritz, „ich muß mir doch das Quartier besehen.“ Als der Müller sich umkehrte, hielt sein Begleiter eine kleine runde Laterne in der Hand, die jetzt nur noch einen schmalen, bleichen Lichtstreifen aussandte, der gespenstisch an den dunkeln Mauern herumglitt. „Das ist der rechte Platz,“ sagte der Hirtenfritz, indem er ein kleines Drehrad von seinem Rücken hob und neben einen hölzernen Stützpfeiler niederstellte, „da kommt her und vergeßt nicht, was ich Euch gesagt habe.“ Er selbst setzte sich auf einen umgestürzten Sack Korn und breitete ein großes Buch über seine Knie, auf dessen Schriftzeichen er das dürftige Licht seiner Laterne ruhen ließ. „Jetzt sprecht noch einmal die drei höchsten Namen und dann beginnt,“ befahl er mit geheimnißvollem Tone. Der Müller kniete vor dem aufgestellten Rade nieder und faßte dessen Wirbel, während der Hirtenfritz mit flüsternder Stimme aus seinem Buche zu lesen begann. Bald rieselte dem Müller ein kalter Schauer durch Mark und Gebein; das Rad, kaum von ihm berührt, fing an sich schneller zu drehen und bald schwang ihm der gespenstische Wirbel die ermüdende Hand mit unwiderstehlicher Gewalt im Kreise herum, während von der sausenden Felge bläuliche Funken auszusprühen schienen. Die kleinen springenden Speichen verwandelten sich in hohnlachende Fratzen, die vor den flimmernden Augen auf- und niederwogten und die ganze Mühle in ihren tollen Wirbel hereinschwangen. Die schweren Mahlgänge tanzten auf und nieder, wie leichte Spielbälle und an die Ohren schlug ein dumpfes Brausen, als ob das ganze Haus auf wogenden Gewässern dahin

wirble. Der Müller schloß die unstät irrenden Augen und die erlahmte Hand glitt kraftlos von dem sausenden Rade auf den Boden nieder. Da schlug plötzlich wieder ein greller Lichtschein durch seine Augenlider und der Hirtenfritz flüsterte, den Halbohnmächtigen an der Schulter schüttelnd: „Halt ein — halt ein, sonst sind wir verloren; er übt Gegengewalt.“ Das Rad blieb stehen und der Müller stöhnte, das Gesicht in die Hände drückend: „Gott helf mir, ich kann nicht weiter.“ — „Ruf keinen heiligen Namen an,“ raunte der Hirtenfritz, „jetzt gilt's Gewinnen oder Verderben — wir müssen ihn in's Leben treffen.“ Hastig gab er dem schwindelndem Manne das Gipfelkrönchen einer jungen Tanne in die Hand und befahl ihm, dasselbe in Kopfhöhe an den Stützpfeiler zu halten. Mit zitterndem Finger that der Müller, wie ihm befohlen war, während der Hirtenfritz mit drei kräftigen Hammerschlägen einen langen Nagel mitten durch das Krönchen in den Pfeiler trieb. Mit dem letzten Hammerschlage drang ein falber Blitz durch die niedrigen vergitterten Mauerfenster, dem ein gewaltiger Donner über das Haus nachrollte, daß alle Fugen erzitterten. Der Hirtenfritz ließ den Hammer fallen und der Müller taumelte an die aufgehäuften Kornsäcke zurück. „Was hast du da gethan,“ fragte er mit stockender Stimme, „können wir abstehen?“ — „Jetzt können wir's,“ murmelte der Banner, „jetzt ist er in die Lebenskrone getroffen; aber herzwingen können wir ihn nimmer.“

Der Müller stand tief athmend an die Säcke gelehnt, als draußen plötzlich ein rascher Tritt gegen die Thüre herankam und die Klinke mit kräftigem Griff angefaßt wurde.

Sogleich erlosch das Laterncheu und der Hirtenfritz flüsterte ängstlich: „Teufel und Hölle! jetzt will er doch noch kommen — seid still.“ An der Thüre wurde gewaltig gerüttelt und Jörg's kräftige Stimme rief: „He da — aufgemacht!“ — „Ach,“ machte der Banner, sich leise zum Müller niederbeugend, „nun wißt Ihr, wer's ist; aber das Krönlein ist schon geschlagen. Jetzt geht und heißt ihn in Gottes Namen in's Bett gehen — vielleicht hilft's dem jungen Leben noch. Geht nur gleich mit ihm weg, ich werd' nachher den Weg schon finden.“ Der Müller preßte beide Hände gegen das Herz, es war ihm, als ob dasselbe von einem dumpfen Schmerz zerspringen müsse; aber draußen rüttelte die Thüre immer gewaltiger und der Hirtenfritz drängte ängstlich den Halbbewußtlosen fortschiebend: „Zum Teufel, so geht doch und erlöst ihn — sonst giebt's ein Unglück.“ —

Als der Müller die Thüre geöffnet, prallte Jörg gegen ihn heran, fuhr aber eben so schnell zurück, als der Meister mühsam sagte: „Geh' in Gottes Namen zu Bett — nur ich bin's.“ — „Ich meinte, es sei ein Schelm in der Mühle,“ sagte Jörg stockend. Ich konnte vor Kopfweh nicht schlafen und da glaubt' ich auf einmal einen Schlag zu hören. An Euch hab' ich gar nicht mehr gedacht, Meister.“ — „Nun, ich“ — wiederholte dieser, „ich bin erst heimgekommen. Geh' in Gottes Namen, es steht ein schweres Gewitter am Himmel.“ — „Ja, es donnert stark, wir werden wohl nicht viel schlafen können,“ sagte Jörg nachdenklich gegen die Treppe gehend, während der Müller langsam nach dem Brunnen hinüberschritt, um sich das glühende Haupt zu kühlen. —

Das Gericht.

Der Herbst lag mit seinen feuchten Nebeln über dem Lande und bleichte mit nächtlichem Reife die Bäume, die ihr abgetragenes Sommerkleid auf die einschlummernde Erde schüttelten. Es war dies immer eine trübe und melancholische Zeit in der einsamen Mühle. Droben in dem schmalen Thälchen staute sich der Bach, von den nächtlichen Regengüssen geschwellt, und ergoß seine Wasser über die Wiesen, die alsbald in einen kleinen See verwandelt schienen. Aus demselben stiegen schon mitten am Tage die stillen Nebel empor, zuerst wie leichte Räuchlein hin und her schwebend, aber allmälig dichter und fester stehend, bis sie als feuchte Wolken, platt auf der Erde liegend, über die Mühle herabwallten. Es kamen zwar um diese Zeit immer viele Leute aus dem Thale herüber und von den abgelegenen Berghöfen herab; aber sie kamen nicht, um mit geselliger Theilnahme die düstern Abende und windrauschenden Nächte verkürzen zu helfen; sie ließen blos mit hastiger Geschäftigkeit ihre Wintervorräthe mahlen und gingen dann wieder davon. Sie kamen und gingen wie die hohen Vogelzüge, die über dem Harde heraufschwammen, eine kurze Weile über dem Riede schwebten und dann wieder hinter dem Tannenwalde hinabtauchten.

Ameile sammelte am Nachmittage das dichtliegende Laub unter den Nußbäumen und trug dasselbe in großen Körben nach dem Garten hinüber, um den Beeten, in

denen Blumenzwiebeln oder Herbstsamen lagen, ein schützendes Winterkleid zu bereiten. Als es so niederkauernd mit sorglicher Hand Keim um Keim überdeckte, rann eine stille Thräne nach der andern über die Wange nieder. Ach, wie manche Blüthe war schon vor dem Herbst geknickt, deren Keim auf keinen Frühling mehr hoffen durfte. Ameile gedachte jenes Morgens nach der furchtbaren Gewitternacht, die auch ihm die sprießende Saat seiner Hoffnungen vernichtet hatte. Das waren schmerzliche, qualvolle Erinnerungen, aber ihre Bilder standen stündlich vor dem innern Auge und mochten durch keine Thränen gebleicht oder ausgelöscht werden.

Ameile erschrak damals über den Anblick des Vaters, der erst nach langem Rufen zum Morgenessen kam; er schien in der einzigen Nacht um Jahre älter geworden zu sein. Das sonst noch frische und volle Gesicht lag in tiefen Falten, aus denen die kleinen Augen halb traurig, halb zornig unstät hervorflimmerten. „Um Gotteswillen, was hast du auch, Vater?“ rief Ameile, „du siehst sterbenskrank aus; es wird dir doch kein Unfall begegnet sein?“ — „Ich will dir's nachher sagen,“ erwiderte der Müller mit gedämpfter Stimme; „ich bin nicht krank — sei nur unbesorgt.“ Er faßte den Löffel mit der Hand, ließ ihn aber immer vor sich hinschauend auf dem Teller liegen, bis ihn die Tischgenossen durch ihr Aufstehen aus seinem Sinnen weckten. „Bleib' noch ein Wenig da, Jörg,“ sagte der Müller, ohne aufzublicken, „ich muß dir Etwas sagen.“ Der Ton dieser Worte fuhr dem bangen Ameile wie ein lähmender Schlag durch die Glieder; es wäre nicht im Stande

gewesen, aufzustehen, auch wenn ihm der Vater befohlen hätte, mit den Andern hinauszugehen. Jetzt giebt es ein Unglück, war der einzige Gedanke, den es zu fassen vermochte, und vor seinen Augen ging ein Flimmern, als ob es lichtgeblendet plötzlich in die dichte Finsterniß schauen müßte. Jörg hatte sich erhoben und stand an das untere Ende des Tisches gelehnt. „Was soll ich, Meister?" fragte er ruhig. Der Müller lehnte sich zurück und sagte nach einer Weile mit zitternder Stimme: „Jetzt Jörg, sag' mir aufrichtig, warum du das gethan hast." — „Ich hab's Euch ja schon gesagt," antwortete Jörg, „ich konnte nicht schlafen und da meint' ich in der Mühle ein Geräusch zu hören — drum bin ich hinuntergegangen." — „Nein, nicht das — darüber nachher," sagte der Müller, beide Hände wie abwehrend vor sich hinstreckend, „zuerst möcht' ich wissen, warum du das Mehl gestohlen hast." — Ameile stieß bei diesem Worte einen leisen Schrei aus, während Jörg vom Tische zurücktretend mit lauter Stimme rief: „Gestohlen sagt Ihr? — Nein, das wird doch nicht Euer Ernst sein, Meister." — „Ja wohl ist das mein Ernst," erwiderte der Meister mit dumpfer Stimme, „und das Leugnen kann dir Nichts mehr helfen. Ich weiß auch," fügte er leiser hinzu, „warum dir der Schmerz im Kopfe keine Ruhe ließ. Bekenn' es mir, Jörg, wenn noch ein guter Funke in dir ist." Der Jüngling setzte sich erbleichend auf die Fensterbank nieder. „Ich weiß nicht," murmelte er vor sich hin, „was ich sagen soll, das kommt mir zu unerwartet, Meister." — „Du sollst unverhohlen bekennen, warum du es gethan hast," rief der Müller aufstehend. „Du bist der Dieb, ich weiß es

besser, als wenn ich es selbst mit tausend Augen gesehen hätte. Sprich nun, warum bist du ein solcher geworden?" — „Laßt mich einen Augenblick," bat Jörg mit zitternder Stimme, „laßt mich nur einen Augenblick besinnen, mir wirbelt Alles im Kopfe." — „Laß es gut sein, Vater," flehte Ameile, das sich vergeblich aufzustehen bemühte; „ich bitte dich um der Mutter willen, thu' mir's zu lieb." — „Nun," sagte der Müller, ohne auf sein Kind zu hören sich Jörg nähernd, „wenn dir das Sprechen so schwer wird, so will ich dir auf eine Spur helfen. Du weißt, am Ostermontag hattest du kein Geld mehr und bald darauf heimlich Kleider, die mehr als einen ganzen Jahreslohn gekostet haben müssen. Sag', bist du die noch schuldig?" — Ameile ließ die Hände vom Gesichte sinken und schaute Jörg mit starren Blicken an, als hätt' es eine angstvolle Bitte auszusprechen. Der Jüngling erhob sich trüblächelnd und fragte an den Tisch herantretend mit unsicherer Stimme: „Nun, Ameile, was sagst du dazu?" — „Gnädiger Gott," seufzte zitternd das Mädchen, die Hände in den Schoß faltend, „ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll." — „Du weißt es nicht," sagte Jörg leise vor sich hin, indem er die Hand über seine Stirne legte — „du weißt nicht mehr, was du sagen sollst? — Nun ja, dann kann ich gehen — dann ist's genug." — Er schritt langsam der Thüre zu und sagte noch gegen den Müller: „Thut nun, was Ihr wollt, Meister, ich habe Nichts mehr zu reden."

Als die Thüre zuklinkte, raffte sich Ameile auf und wollte dem Davongehenden nacheilen; aber der Müller faßte es am Arme und sagte streng: „Du bleibst da — du

wirst dem Schelm doch nicht nachlaufen wollen.“ Das Kind drückte sein Gesicht an die Brust des Vaters und stammelte: „Aber ich — ich hab' ihm die Kleider gekauft.“ — „Du“ — rief der Müller die Tochter von sich wegstoßend — „du hast sie ihm gekauft? — und warum denn, wenn ich fragen darf?“ — „Ich hab' ihn lieb gehabt, Vater,“ antwortete Ameile weinend, „aber ich fürchtete mich vor dir.“ Der Müller hob die Hand zu einem raschen Schlage empor; als er aber auf das stillweinende Kind, das in demüthiger Ergebung vor ihm stand, niedersah, ließ er sie nieder sinken und sagte bewegt: „Dann hast du nicht nur deinen Vater hintergangen, sondern dich auch an einen undankbaren Dieb weggeworfen. So mag es ihm gehen, wie er's verdient hat.“ Der Müller ging schweren Schrittes aus der Stube, das halbohnmächtige Kind seinem Jammer überlassend.

An diese Dinge dachte jetzt Ameile, da es am rauhen Herbstnachmittage die Beete zum Schutze vor dem Winter überdeckte, die es im Frühling mit Jörgs freundlicher Hilfe beblümt hätte. Es hatte ihn seit jenem schrecklichen Augenblicke nie mehr gesehen, sich mit kindlicher Ergebung der Strenge des Vaters fügend, der in harten Worten Gehorsam verlangte. Am Abend jenes Tages war eine alte Bettelfrau gekommen und hatte Jörg's wenige Habseligkeiten aus der Mühle abgeholt. Die neuen Kleider, die Ameile mit dazugelegt, schob sie bei Seite und sagte: „Das darf ich nicht nehmen.“ Seitdem vernahm Ameile noch hie und da, daß Jörg drüben im Thale und noch weiter hinab einen Platz gesucht; aber obwohl der Müller seinen Leuten auf's

Strengste befohlen, über das Vorgefallene zu schweigen, war dem unglücklichen Jüngling doch überall der geschändete Name vorausgeeilt, der ihn vergeblich an die Thüren klopfen ließ. Er kehrte wieder heim zu seiner alten Mutter und schlich da lichtscheu um das verfallene Häuschen herum. Auch da war er seit Langem nicht mehr gesehen worden; Ameile hatte nur einmal im beginnenden Herbste von der alten Bettelfrau gehört, daß er den ganzen Tag stumm auf dem Kunstofen sitze und sich blos dann und wann beklage, wie er kalt habe und frieren müsse. —

Diese Vorgänge hatten auf Ameile eine sonderbare Wirkung gemacht. Während vielleicht in seinem eigenen Herzen der erste unklare Verdacht entstanden war und es sich dieses heimlichen Gedankens nie ganz zu erwehren vermocht, stand es seit jenem Morgen in ihm sonnenklar, daß Jörg unschuldig sei, wie ein neugebornes Kind. Die Sicherheit, mit welcher der Vater seine Anklage festhielt, konnte diesen Glauben nie erschüttern, obwohl Ameile sich immer scheute, den väterlichen Beweggründen nachzufragen. Dieser Glaube war auch die einzige Stütze, an der sich das kummervolle Leben emporrichtete. Wenn es Gott gefällt, wird die schwere Zeit der Prüfung auch vorübergehen, dachte Ameile, und kein Gebet wurde beschlossen, das nicht auch um Trost und Stärke für den unschuldig Verfolgten gefleht hätte.

Als Ameile seine Arbeit beendigt hatte und trüben Blickes über die Gartenhecke schaute, wie der schwere Nebel, von scharfen Windstößen bewegt, an der braunen Halde des Hardes auf- und niederwogte, sah es die Bettelfrau am Mühlenbache herunterkommen. Es hatte sie schon wochen-

lang nicht mehr gesehen und ging ihr eilig unter die Nußbäume entgegen, um einige Worte unbemerkt mit ihr sprechen zu können. Die Frau kam hastig heran und sagte scheu umherblickend: „Es ist gut, daß ich Euch allein treffe, Ameile. Ihr solltet einmal zu Jörg hinaufkommen, er möcht' noch gern mit Euch reden und ich glaube nicht, daß er's lange mehr kann." — „Um Gotteswillen, was ist mit ihm," rief Ameile erbleichend, „will er fort, oder —" Die Alte nickte geheimnißvoll. — „Ja, er will fort, glaub' ich, und einen weiten, weiten Weg machen. Wißt Ihr denn nicht, was die Leute sagen?" Ameile schüttelte traurig mit dem Kopfe. „Nein, ich sehe gar wenig Leute und sie sagen Nichts zu mir darüber." Die Frau kam ganz nah heran und flüsterte: „Ja sie sagen, der Hirtenfritz habe den Jörg gebannt und daran müß' er sterben. Der Hirtenfritz hat's selbst erzählt." Ameile senkte das Gesicht, über das von Neuem die Thränen niederflossen. „Geh' wieder zurück," sagte es, weinend der Alten eine Gabe in ihr Körbchen legend, „und sag' ihm, ich komme, so bald es dunkel werde."

Es war eine unheimliche, stürmische Nacht, durch die des Müllers Tochter am Bache entlang die Wiesen hinaufschritt. Der Wind fuhr in schweren Stößen von den Höhen herunter und schlug dem bangen Mädchen den eiskalten Regen in's Gesicht. Es achtete nicht darauf und bemerkte kaum, daß es jenseit des Brückleins durch fast fußtiefes Wasser waten mußte. In seinem Innern rief eine unabläßige Stimme: „du hast zu lange gewartet — du kommst zu spät!" — Die nächtliche Wandlerin jagte mit jedem Schritte schneller, die Brust pochte dem Winde entgegen,

nach Athem haschend und mit den kalten Regentropfen floß brennender Schweiß von der Stirne. Jetzt war der Steg erreicht und drüben schimmerte durch die Finsterniß ein mattes Lichtlein aus dem Häuschen. Ameile stürzte ihm, ohne auf den Weg zu achten, entgegen und drückte das glühende Gesicht an das niedrige Fensterchen. Drinnen im schwach erhellten Stübchen saß Jörg's alte Mutter und starrte bewegungslos, die grauen Haare tief über das Gesicht herabhängend, auf das Bett nieder. Ameile horchte, den Athem in der pochenden Brust niederhaltend; es ließ sich kein Laut vernehmen und nur der Wind rumorte durch das schadhafte Strohdach mit unheimlichem Pfeifen in dem leeren Balkenwerk. Ameile eilte um das Häuschen herum nach der Thüre. Als es leise in die Stube trat, kehrte sich die Alte um, starrte ihm lange in's Gesicht und sagte dann leise, mit der dürren Hand auf das Bett deutend: „Er ist still, ganz still." —

Ameile beugte sich auf den Stillen nieder. Er lag bewegungslos mit geschlossenen Augen, über dem eingefallenen Gesichte ein schmerzliches Lächeln, als ob er träume. „Schläfst du, Jörg," flüsterte Ameile, „sieh', ich bin da." — „Nein, er schläft nicht," sagte die Mutter, ihre grauen Haare langsam aus dem Gesichte streichend, er schläft nicht; er ist todt, schon mehr als eine Stunde."

Ameile sank auf das Bett nieder und drückte seine Lippen auf den kalten Mund, wie es in der Nacht gethan, da der Vater den Verwundeten ohnmächtig nach Hause gebracht. Jetzt aber gaben die dunkelglänzenden Augen keine Antwort mehr auf die stumme Frage. — —

Es war schon lichter Morgen, als des Riedmüllers Tochter von der stillen Todtenwacht nach Hause ging. Der Vater stand an der Treppe, ihr entgegenschauend. Als er die verweinten Augen sah, schritt er ohne eine Frage langsam um die Ecke herum nach der Scheune hinüber. —

Zwei Tage später ging ein stiller Zug über das Hard nach dem Dorfe hinüber. Auf einem kleinen Wagen, vor den des Müllers Brauner gespannt war, lag ein langgestreckter Sarg, hinter dem einige Männer in schwarzen, abgetragenen Hüten gingen. Diesen folgte Ameile, an der rechten Hand die alte Mutter Jörg's führend; auf der andern Seite ging das Bettelweib. Als der kleine Zug an das erste Haus herabkam, gesellte sich zu den Frauen noch ein schönes Mädchen, das da im Trauerkleide gewartet hatte. Es war des Friedensrichters Rosele.

Sei es Zufall oder Absicht — der Todte fand sein Grab am äußersten Rande des Kirchhofes, hart an der Umfriedungsmauer. Der Schnee hatte dasselbe noch nicht lange zugedeckt, als einige Schritte weiter einwärts ein neues Grab sich öffnete, in das die alte Kräuter-Else gelegt wurde.

Im Frühling, als die ersten Knospen trieben, kam das alte Bettelweib mit einem hochragenden Rosenstocke, der bisher in des Riedmüllers Garten gestanden. Die Alte suchte und schaufelte, und setzte den Strauch auf das abgelegene Grab an der Kirchhofmauer. Im Sommer war in dem weiten friedlichen Raume keiner, der vollere und duftigere Rosen trug; aber gleichwohl sah man vor und nach dem Gottesdienste keine stillen Besucher um denselben stehen. Sie gingen schnell vorüber oder kehrten zurück,

wenn sie in die Nähe gekommen. Nur manchmal, wenn sich die Menge verlaufen, kam von dem Grabe, auf dem der Name der Riedmüllerin auf einem glänzenden Schilde geschrieben stand, ein bleiches Frauenbild herüber; bisweilen waren es auch zwei, von denen sich jedes eine der blühenden Rosen brach. Ob die Beiden wohl nicht wußten, daß die Leute sagten, in dem Grabe liege Einer, den der Diebsbann getödtet habe? — Die Leute sagten und glaubten dies, obwohl der Doktor, der den Gestorbenen ein einziges Mal, am Morgen seines Todestages, besucht hatte, erklärte, Jörg sei an einer alten Kopfwunde gestorben, die anfänglich zu rasch geheilt und nachher vernachläßigt worden sei, bis es zu spät gewesen. —

So verging der Sommer, der Winter kam und machte wieder einem Frühling Platz. Der diesem folgende Sommer war noch nicht ganz abgeblüht, als die Thäler herauf wieder wie vor zwei Jahren zahlreiche Kriegshaufen gezogen kamen. Diesmal galt es einen ernstern Kampf, die Auflösung des Sonderbundes. Auch in der einsamen Riedmühle fehlte es nicht an Einquartirung, und eines Abends rückte mit mehreren Gefährten der Hauptmann vom Zürichsee daselbst ein, der das stille Quartier noch immer nicht vergessen konnte. Aber er würde dennoch die bleiche Wirthin kaum wieder erkannt haben, wenn sie ihn nicht mit der nämlichen Stimme begrüßt hätte, deren Glockenton ihm einst so tief zu Herzen gegangen. Dieser nie vergessene süße Klang hatte die alten Hoffnungen bald wieder aufgeweckt, aber eine einzige vertrauliche Stunde reichte hin, sie für immer niederzulegen. Der Hauptmann wußte nun, warum die frische

Jugendblüthe Ameile's so schnell abgewelkt, und er mochte auch ahnen, warum der früher so kräftig heitere und gesprächsame Müller jetzt wortkarg und verschlossen einherging.

Diese Erfahrungen waren ganz geeignet, daß der Hauptmann eifriger als vor zwei Jahren seinen Dienstobliegenheiten nachging. Dies war wohl auch nothwendig. Das kleine Piquet, das in der Mühle lag, hatte besondern Befehl, die einsamen Waldpfade im Auge zu halten, die über den bewaldeten Bergrücken von der Luzerner Grenze herabführten und zu geheimer Kundschafterei wie geschaffen waren. Eines Abends brachten die wachsamen Schützen einen Gefangenen nach der Mühle, der ihnen verdächtig vorgekommen war. Der Müller erkannte ihn trotz der Dunkelheit auf den ersten Blick; aber er kehrte sich rasch von ihm ab und ging davon. Es war der Hirtenfritz.

Der Gefangene wurde noch in der nämlichen Nacht über das Hard nach dem Hauptquartier gebracht. In seinen Bettelkleidern fanden sich geheime Briefschaften eingenäht, die nach Solothurn hätten gebracht werden sollen. In der Angst vor dem angedrohten Spionentode bekannte der Elende manche Verbrechen, die er in frühern Jahren begangen und erzählte dann auch, später den bürgerlichen Gerichten übergeben, wie er vor zwei Jahren in der Riedmühle einen Diebstahl bewerkstelligt habe. Eines Morgens, da er vor Anbruch des Tages die Gegend durchstrichen, habe er die Leute zu einer Ausfahrt auf dem Hofe beschäftigt gesehen und sei schnell die Treppe hinaufgeschlichen; aber in

der Eile habe er nur von einem Schlüssel, der in dem nächsten Kämmerchen neben dem Bette gehangen und der ihm seiner Größe wegen wichtig geschienen, einen Abdruck genommen und sei dann, da er das Geräusch der Abfahrenden gehört, schnell davongegangen. Der Schlüssel, den er sich nach dem gewonnenen Bilde selbst verfertigt, habe, wie er vermuthet, die Mühle geöffnet, und da sei er auch in Gesellschaft eines Gefährten, der einmal beim Bodenbauer Knecht gewesen, zweimal eingebrochen. Den Müller, der im Glauben, er könne durch geheime Kunst das Gestohlene wieder zurückschaffen, ihm gleich anfangs die Sache mitgetheilt, habe er in seinem Verdachte auf den Oberknecht bestärkt, um selbst desto sicherer zu sein.

Dieses Geständniß wurde dem Riedmüller mitgetheilt und er selbst dem Gefangenen gegenübergestellt. Der Hirtenfritz wiederholte seine Aussagen mit allen Einzelheiten. Der Müller mußte halb bewußtlos aus dem Gerichtssaale geführt werden und am Abend brachte ihn ein langsam fahrendes Wägelchen nach Hause zurück. Er lag in heftigem Fieber, in seinem Irrsinne beständig nach Jörg rufend, der ihm doch die schwere Last von den Schultern heben solle; am Freitag woll' er ihm ja Ameile zur Frau geben. —

Als der Kranke nach Mitternacht einige Ruhe fand und eingeschlummert war, kniete Ameile an seinem Bette nieder und dankte Gott mit inbrünstigem Gebete, daß seine ewigwaltende Gerechtigkeit das lange Flehen erhört und endlich die Schmach von dem Grabe eines Schuldlosen abgewälzt habe.

Der Müller genas zwar unter der liebevollen Pflege

seines Kindes von der langdauernden Krankheit, aber die frühere Lebenskraft konnte er nicht wieder gewinnen. Sein erster Gang, den er mit Ameile über das Hard machte, ging nach der Kirche und auf das Grab Jörg's, über dem der Rosenstock eben wieder seine ersten Frühlingsknospen trieb. Nicht weit davon hat der Lebensmüde endlich auch seine Ruhe gefunden.

Ameile hat bald darauf die Mühle einem Schwestersohne seiner Mutter übergeben und sich nur ein kleines Kämmerchen und einige ihm so liebgewordene Blumenbeete des großen Gartens vorbehalten. Aber wie still und zurückgezogen es auch lebt, ist sein Name doch allen Armen und Nothleidenden in weiter Gegend wohlbekannt.

Der Taugenichts.

Der Taugenichts.

An grüner Halde.

Da droben im Oberlande, etwa eine Stunde bevor sich die Aare in den Brienzersee ergießt, liegt ein Dörflein, dessen kleine aber freundliche Häuser sich im Halbkreise um den Fuß eines waldigen Vorsprunges hinstrecken wie die Gezelte eines Nomadenlagers, das am Rande eines Gebüsches oder hinter einer Felswand Schutz sucht. Oben auf dem runden Hügel, dessen Abhänge mit grünen Tannen bekleidet sind, dehnt sich eine fast ebene Wiesenfläche aus, von der ein Häuslein wie ein vorgeschobener Wachtposten auf die unten liegenden Hütten niederschaut. Es ist eine gar liebliche Wohnung, so still und verborgen wie der geheime Liebestraum einer Jungfrau. Im Hintergrunde gegen Süden erheben sich aus dem dunkeln Tannengürtel hohe graue Felswände, die im Frühlinge oder Herbst den gefährlichen Föhn abweisen, und vom Abend her rückt der Wald wie ein schützender Wall die Ebene herauf bis an den Bach

heran, der weiter oben ein Bächlein aussendet, um das vor dem Hause liegende Gärtchen mit einem hellen Silbersaume einzufassen. Gegen Osten ist die Aussicht frei und der erste Sonnenstrahl, der über die morgenrothen Häupter der Wetterhörner hereinbricht, läßt die kleinen Fenster wie glühende Feuerbrände in das noch dunkle Thal niederleuchten. Von der luftigen Laube, die sich von der Hausthüre nach beiden Seiten an den hölzernen Wänden hinstreckt, schweift das Auge unbeengt über die Thäler und Hügel in's Land hinab bis an den Jura, der sich am lichten Abendhimmel wie blaue in Duft verschwimmende Wolken dahinzieht. Man hätte meinen sollen, daß Kummer und Leid nicht wagten, hier Einkehr zu halten; aber denen ist freilich kein Felspfad zu steil und kein Versteck verborgen genug, sie finden die leisesten Spuren, die des Menschen Tritt zurückgelassen, er mag flüchten, wohin er will.

Oberhalb des Häuschens, da wo der Bach aus dunkelm Gebüsch hervorsprudelt, saß ein Knabe im Schatten eines dichtästigen wilden Apfelbaumes. Sinnend guckte er in den Kelch einer prächtigen gefüllten Tulpe, die er sorglich zwischen den Fingern hin und her drehte. Ueber seine rechte Schulter herein schaute ganz ernsthaft eine Ziege, ihren weißen Kopf vertraulich an des Knaben blonde Haare gelegt, als sei sie ebenfalls berufen, das Farbenwunder anzustaunen. Weiter abwärts lag im Grase eine Kuh, zu der schweren Mühe, das saftige Gras abzuweiden, neue Kräfte sammelnd, während von den Hälsen der aufwärts umherkletternden Ziegen die hellen Glöcklein herniederklangen.

Der Knabe griff wie träumend mit der Hand rückwärts empor, den Kopf seiner Gefährtin streichelnd. „Gelt, Schimmel," begann er und hielt die Blume höher; „gelt, so was Schönes hast du noch nie gesehen? Guck da, wie das Rothe und das Gelbe neben einander stehen, wie die Wolken Abends am Himmel, wenn die Sonne unter ist." — Der Schimmel antwortete mit einem leisen Meckern, als wär' er mit der Meinung vollkommen einverstanden. „Und da drinnen," fuhr der Knabe fort, die Blumenblättchen mit den Fingern auseinander haltend, „das braune Kreuzchen, das ist noch viel schöner und feiner als der Sammet an dem braunen Göller, das Vreneli von der Großmutter bekommen hat." Dem bärtigen Zuhörer, der die Art seines Lehrers kennen mochte, schienen diese Subtilitäten nicht mehr behagen zu wollen; er drehte den Kopf ab und machte Miene, davonzugehen. „Halt!" rief der Kleine aufstehend; „wart, Schimmel, du giebst ein Herrenrößli." Die Ziege stand und hielt ganz geduldig ihrem kleinen Herrn den Kopf hin, der ihr die Tulpe mit einem rothen Schnürchen zwischen die Hörner band; dann trabte sie munter davon, den Schmuck wie zur Parade auf- und niederschwenkend. Der Knabe schaute ihr vergnügt nach und murmelte mit schlauem Lächeln: „Der Hinegegen, der Hinegegen." Ein Liedlein pfeifend drehte er sich ein paar Mal auf der Ferse herum und schlenderte nach dem kleinen Bächlein nieder.

Hier hatte er im Schutze einer Haselstaude ein ganz wunderbarliches Kunstwerk aufgeführt. Auf zwei Gäbel-

chen lag horizontal über den Graben weg ein runder Stab, durch den mehrere Schindeln kreuzweise gestoßen waren, die mit den äußersten Enden in das Bächlein niedertauchten und so ein lustiges Wasserrad bildeten. Am einen Ende des kleinen Wendelbaumes waren abermals zwei längere Stäbchen befestigt, die in ihrem Umschwunge ein Hämmerchen hoben und mit hellem Pochen wieder auf den Boden einer umgekehrten Milchschüssel niederfallen ließen. Der Knabe hatte sich gar bald im Anschauen seiner „Hammerschmiede" verloren in's Gras gestreckt und ließ sich behaglich das glühende Gesicht von den wasserstäubenden Schindeln abkühlen.

Da schreckten ihn hastige Tritte, die durch das Gras heraufrauschten, und ehe er entrinnen konnte, stand mit ängstlichem, fast zornigem Gesichte ein schlankes Mädchen vor ihm. „Was hast, Vreneli?" fragte der Knabe und schaute verlegen durch die Haselstaude, ob nicht etwa noch ein zweiter Bote anrücke. „Bäldi, du wüster Bäldi," eiferte das Mädchen und vermochte kaum Athem zu holen aus dem vollen Mieder, das sich vom schnellen Laufe mächtig hob und senkte, „der Bibelvogt ist bei der Großmutter und sagt...." — „Still, still!" rief Bäldi und rannte geduckt fast auf allen Vieren am Bächlein aufwärts, wie eine gehetzte Katze. Das Mädchen eilte ihm ebenso flink nach; aber schon hatte er den wilden Apfelbaum erreicht und schwang sich wie ein Eichhörnchen an dem knorrigen Stamm empor in die dichte, laubige Krone. „Was sagt er denn, der Hinegegen, was hat er denn, Vreneli?" fragte der kleine

Wildfang vom Aste herunter. „Du gottloser Bube," erwiderte das keuchende Mädchen, „du sollst auf der Stelle heimkommen, sagt die Großmutter. Denke nur, ich wollte dich noch in Schutz nehmen und glaubt' es nicht, da kommt gerade der Schimmel damit hergesprungen. Das giebt Schläge, Bäldi." Der Knabe kratzte bedenklich hinter den Ohren und guckte durch die Zweige aufwärts, als müsse ihm von oben Hilfe kommen. „Hör', Vreneli," flüsterte er nach einigem Besinnen, „sag' der Großmutter, du habest mich nirgends gefunden, ich sei denk' wohl im Walde nach den Vogelnestern und dem Bibelvogt gieb gute Worte, weißt du kannst's." Das Mädchen konnte sein zürnendes Gesicht nicht länger halten, unwillkürlich mußte es lächeln, als der Kleine immer höher hinaufkletterte und zuletzt wie ein verborgenes Elsternnest im Wipfel hing. „Komm sag' mir's dann," rief er herunter, „wenn die Großmutter wieder gut ist, und bring' mir auch ein Stück Brod, wenn's zu lange geht." — „Ja mit dem Stecken," lautete die Antwort, aber in einem Tone gesprochen, den der Baumbewohner wohl kennen mußte. Wenigstens kicherte hinter dem abgehenden Vreneli ein neckisches „Hinegegen" aus dem Gipfel.

„Eine so große Sünde wird's nun doch auch nicht sein," dachte das Mädchen und mußte von Neuem lächeln, als es am Hause angekommen noch einmal nach dem Baume zurückschaute, dessen grüne Krone unbeweglich im Glanze der sich neigenden Sonne dastand, als säße kein Vögelein in ihren Zweigen. Nur mühsam vermochte es den nöthigen Ernst zu erringen, als es um die Ecke bog und ihm von

der Laube her ein hagerer ältlicher Mann entgegenrief: „Bringst du ihn mit, meine Tochter, damit man den Belialssohn züchtige?“ — „Ich hab' ihn nicht finden können,“ war die Antwort. — „Ist er nicht am Bache droben?“ fragte die Großmutter, die ernst und betrübt dasaß, aber doch sichtlich erleichtert schien, als sie hörte, daß der kleine Verbrecher der Fahndung entflohen sei.

„Vergebt ihm diesmal, Schulmeister,“ wendete sich das schöne Mädchen zu dem Entrüsteten; „wenn ich in die Stadt hinunter gehe, bring' ich Euch einen andern Blumenstock mit.“ Der Blick des strengen Schulmonarchen wurde milder, als er auf die schöne Fürbitterin fiel. „Du hast ein gutes Herz, Vreneli“ sprach er feierlich, die sonst heftig gestikulirenden Hände in die weiten Rocktaschen schiebend; „hinegegen hat mir der kleine Bösewicht die schönste Tulpe gestohlen, die im ganzen Thale geblühet hat.“ — „Er versteht's noch nicht besser,“ schmeichelte das Mädchen; „wenn er erst unter Eure Zucht kömmt, wird's schon anders werden. Wißt Ihr noch, wie ich eine wilde Hummel war! und daß ich so ernsthaft und verständig geworden, wie Ihr sagt, hab' ich ja blos Euch zu verdanken.“ — Ein Schimmer selbstgenügsamer Zufriedenheit schlich über das krausfaltige Gesicht des Bibelvogtes, und mit seiner Rechten über die Blüthenwangen der Jungfrau streichelnd, sprach er: „Jawohl warst du eine wilde Bergrose; hinegegen habe ich dich umgewandelt und umgepflanzt zur Rose von Jericho, deren Düfte lieblich sind. Die Sünden jedoch der Eltern werden bestraft bis in's dritte und vierte Ge-

schlecht, und der Willibald ist empfangen und geboren in....“

Ein rascher bittender Blick aus Vreneli's blauem Auge staute den breiten Strom biblischer Beredtsamkeit, von der der Schulmeister seinen Uebernamen hatte, und als er sah, wie die Großmutter beide Hände auf die Augen preßte, die Thränen zu verbergen, griff er hastig nach seinem Stocke. „Hinegegen muß ich jetzt nach Hause; bestraft das Böse und Friede sei mit Euch.“ Mit diesen Worten ruderte er rasch den Weg abwärts dem Dorfe zu.

Es war ein großes Glück für den kleinen Verbrecher, daß sein Ankläger eine Saite berührt hatte, die in der Brust der alten Großmutter jedesmal schmerzhaft nachklingen mußte und die Erinnerung an Vergangenes konnte nicht verfehlen, neue Nachsicht gegen den Wildfang zu erwecken. „Geh', Vreneli,“ sagte sie, indem sie mit der Schürze über die grauen Wimpern fuhr, „geh' such' den Bäldi noch einmal; er wird bald Hunger haben.“ Mit diesen Worten trat die Großmutter in die Thüre und das Mädchen wanderte erleichtert nach dem grünen Gefängniß seines kleinen Lieblings.

Der Grund ihrer schnellen Sinnesänderung lag in Folgendem. Der alten Margreth, so hieß die Großmutter, waren jetzt aus einer reichgesegneten Ehe nur noch die jüngste Tochter Vreneli und der Enkel Willibald übrig geblieben. Mit frommer Ergebung hatte sie mit ihrem Manne am Grabe geliebter Kinder gestanden, und als sie auch ihm das letzte Geleit gab, hatte sie noch Meieli, ein

etwa achtzehnjähriges Mädchen, und Vreneli, das damals noch fast ein Kind war. „Herr," sprach die vielgeprüfte Frau, „laß mir die beiden letzten Kinder zur Stütze meiner alten Tage; — doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe." Und in diesem Willen war's anders beschlossen.

Ein junger Maler hatte sich auf der Halde bei Margreth eingemiethet, um von dem günstig gelegenen Punkte aus die reiche Gebirgswelt nach allen Richtungen durchstreifen zu können. Die arglose Mutter bemerkte nicht, wie Meieli allemal erröthete, wenn der schöne braune Jüngling in die Stube trat, wie sein Auge an ihm hing, wenn er von dannen ging, und wie es Abends unruhig um das Haus herumtrippelte, war er zur gewohnten Stunde nicht heimgekommen. Sogar als der Herbst schon hie und da ein gelbes Blatt sinken ließ und mit der bleicher werdenden Sonne auch Meieli's Wangen zu erbleichen anfingen, ließ sich die besorgte, aber blinde Mutterliebe noch mit den Worten trösten: „Es fehlt mir Nichts, mir ist nur so schwer im Herzen, als müsse irgend ein großes Unglück kommen, — 's wird schon wieder besser werden."

Aber besser ward es nicht. Eines Morgens war der Maler verschwunden und wie lange auch Meieli mit bangem, erwartungsvollem Auge nach allen Wegen ausschaute — er kam nicht wieder. Da endlich entdeckte der namenlose Jammer, der über das Herz des verlassenen Mädchens hereinbrach, der Mutter das schreckliche Unglück, als dessen Miturheberin sie nun ihre eigene Kurzsichtigkeit anklagen mußte. Nach einigen Monden genaß Meieli eines Knäb-

leins, das nach dem verschollenen Vater den Namen Willibald erhielt. Die junge gattenlose Mutter mochte wenig von dem Glücke genießen, das sonst im Geleit eines solchen kleinen Engels, wie eine Mitgift aus einer bessern geheimnißvollen Welt, zu gehen pflegt. Die Schande und der Schmerz verrathener Liebe umnachteten ihre Seele mit einer Schwermuth, deren schwarze Schatten nicht einmal das lichte Auge und das kindliche Lächeln des kleinen Willibald zu verscheuchen vermochten. Als der Frühling aus den Thälern in die Gebirge hinaufstieg und der schmelzende Schnee brausende Fluthen in die Tiefen niederstürzte, ward Meieli's Leiche unterhalb des Dorfes von der Aare an's Ufer getragen. — —

Diese Ereignisse waren es, die der Bibelvogt in seinem rücksichtslosen Eifer andeutete und deren Erinnerung so plötzlich alle Strafentwürfe der Großmutter zu nichte machte. Von Vreneli aus seinem luftigen Banne erlöst, ward der kleine Tulpendieb gegen das Versprechen, keine derartigen Streiche mehr zu begehen, mit Ermahnung und Butterbrod entlassen, die Ziegen einzufangen.

Willibald oder Bäldi, wie die Bequemlichkeit des ländlichen Ausdruckes den fremdklingenden Namen verkürzte, war übrigens manchmal ein sonderbarer Heiliger. Unter der nachsichtigen Obhut der Großmutter und auf den Armen Vreneli's, das sich so in den Kleinen hineingewöhnt, daß es die eigene Mutter nur Großmutter nannte, hatte er zehn Sommer verlebt, wie ein Vogel auf grünem Zweige. Das Unglück, das über seinem Eintritte in die Welt lag,

hatte den kindlichen Sinn, der's doch nicht zu fassen im Stande gewesen, nie betrübt; da droben in der grünen Einsamkeit bestand fast seine ganze Kameradschaft in einem alten Gemsjäger, der ihm Kristalle und andere Seltenheiten aus den Gebirgen mitbrachte. Schon das erste Frühroth, das hinter den östlichen Firnen emporglühte, fand ihn manchmal im Gipfel einer Tanne, von wo er niederspähte, auf welchem Gebüsche eine Amsel oder ein Gimpel sein Morgenlied beginnen würde; hatte er auf diese Weise ein Nest gefunden mit farbigen Eiern oder nackten Jungen, so guckte er täglich neugierig hinein, wie das Völkchen sich befiederte und endlich flügge davonflog.

Dann ging er hinunter zu seinen Ziegen und konnte Tage lang träumen, wohin die kleinen Vögelein nun wohl geflogen wären. Manchmal, wenn er so sinnend dasaß und Vreneli oder die Großmutter ihn fragte: „Was fehlt dir, Bäldi?" konnte er antworten: „Ach, ich möchte nur auch einmal fliegen können, dahinauf ganz nahe an die Wolken und sehen, wie sie am Morgen oder Abend so brennen wie Feuer, aber doch nicht verbrennen und gleich wieder so schön blau werden. Das müßte doch herrlich sein." Die alte Frau schüttelte bei solchen Reden den Kopf und sagte: „Solche Dinge hat gerade sein Vater — Gott vergeb' ihm — auch geschwatzt; gebe, daß das kein schlimmes Erbtheil ist."

Erst vor wenigen Tagen hatte Vreneli seinen kleinen Liebling in bittern Thränen angetroffen. Er hielt in der Hand ein grünes Blatt, auf dem ein prächtiger Schmetter-

ling mit einem Dorne festgeheftet war. „Warum weinst du, Bäldi?“ fragte das Mädchen. — „Ach,“ antwortete er, „ich wollte da den schönen Sommervogel betrachten, und weil er nicht stille hielt, mußt' ich ihn todtstechen. Sieh' nur den braunen Rand da ringsherum, wie prächtig der ist, und da drinnen der blaue Ring, wie mit einem feinen rothen Faden umwickelt — aber jetzt ist er todt und kann nicht mehr umherfliegen.“ Und sogleich schossen ihm wieder Thränen in die Augen.

Freilich war das Handkehrum anders und kaum war die Thräne auf der frischen Wange trocken, so begann er einen neckischen Spuk, zu dem ihm weder Vreneli noch die Großmutter zu gut waren, wie sehr er auch mit inniger Liebe besonders an Ersterm hing. In die Schule war er noch nie gekommen. Wenn im Winter der Schnee sich mondenlang und fußhoch um das einsame Häuschen legte und Erwachsene kaum in's Dorf gehen konnten, saß der Kleine in der Stube und malte mit den Farben aus des Vaters Nachlasse die wunderlichsten Dinge. Gott und Teufel, die graue Hauskatze und die Großmutter fanden sich ganz vertraulich auf Einem Blatte zusammen. Die Tulpengeschichte sollte dieser ausschließlichen Winterbeschäftigung ein Ende machen; Bäldi mußte jetzt mit dem ersten fallenden Schnee in die Schule gehen.

In der Schule.

Der Schnee wirbelte in gewaltigen Flocken an die kleinen Fenster der Schulstube, hinter denen Willibald ärgerlich

vor einem Blatte saß, das mit großen, schwarzen Buchstaben bemalt war; aber je genauer er die krausen Dinger betrachten wollte, um so wirrer sprangen sie in seiner Vorstellung durcheinander, wie die Bilder eines neckischen Traumes. „Ich kann's nicht und wenn mir der Hinegegen den Kopf abreißen thäte." Mit diesen Worten warf er das Blatt auf den Boden und langte ein leinenes Säcklein herab, das über seinem Kopfe an der Wand hing. Er zog ein mächtiges Stück Brod und ein Fläschlein Milch heraus, das er vorsorglich mitgenommen, wenn er etwa über die Mittagszeit zur Strafe müßte sitzen bleiben. Seine schlimme Ahnung hatte ihn nicht betrogen.

Nach dem frugalen Mahle lehnte er traurig das Gesicht an die Fensterscheiben und schaute hinaus in die wirbelnden Flocken. „Ach, wär's nur bald wieder Sommer!" seufzte er, und lächelnde Erinnerungen voll Sonnenschein und Blüthenduft gingen an ihm vorüber, bis ihm fast unwillkürlich wieder ein verdrießliches „Hinegegen" entfuhr. Sinnend hob er das auf dem Boden liegende Buchstabenblatt auf und langte aus seinem Säcklein eine Farbenschachtel hervor. Emsig begann er die schwarzen Buchstaben mit allerlei Farben zu bemalen und mit bunten Verzierungen auszustaffiren. Er war so in diese Arbeit vertieft, daß er nicht bemerkte, wie ihm der Bibelvogt, der nach seinem Malefikanten schauen wollte, über die Achsel auf das Blatt guckte und das faltige Gesicht in Aerger und Staunen sich abarbeitete. Der kleine Künstler war eben an das U gekommen und gestaltete dasselbe mit wenigen Strichen zu einer Tulpe um, als ihn zwei knochige

Finger am Ohre packten. „Warte, du nichtsnutziger Tulpendieb!“ schrie der erzürnte Alte, und dicht wie draußen die Flocken fielen die Schläge auf den kleinen Schulsünder. Sein halbunterdrücktes Schluchzen vermochte endlich der Strafe Einhalt zu thun, aber nur um einer noch peinlicheren Platz zu machen. Nachdem die Stunde begonnen, mußte der arme Willibald neben dem Pult, dem Thron des unerbittlichen Schulmonarchen, stehen, und um ja ein recht abschreckendes Exempel für die liebe Schuljugend abzugeben, sogar sein warmes Winterwämschen ausziehen.

Noch hatte der Kleine, halbzornig mit einer Thräne im Auge, nicht lange an seinem Schandpfahle gestanden, als die Großmutter in die Schulstube trat. Die Besorgniß hatte ihr trotz Wind und Schneegestöber zu Hause keine Ruhe gelassen; sie mußte sehen, warum Bäldi nicht zum Mittagessen gekommen. In schlimmer Vorahnung hatte sie in einem Körbchen Eier mitgebracht, um den befürchteten Zorn des Schuldespoten zu besänftigen und sein strenges Herz für den kleinen Enkel milder zu stimmen. Tieferschreckt blieb sie an der Thüre stehen, als sie diesen zur Zielscheibe aller schadenfrohen Blicke des kleinen Völkleins hingestellt sah. „Margreth,“ rief ihr der Schulmeister entgegen, „seid Ihr gekommen, die Schande an Euerm Fleisch und Blut zu sehen? Ich hab's Euch wohl gesagt; hinegegen wolltet Ihr nicht glauben.“ — „Aber mein Gott, Bäldi, was hast du denn auch gethan?“ — „Was er gethan und gesündigt hat? Nichts thut er; heute Vormittag konnte er keinen Buchstaben, d'rum mußte er dableiben; hinegegen statt zu

lernen — schauet nach im Schulsacke des Buben, wie er die Buchstaben, in denen die heilige Schrift gedruckt ist, sündlich verunstaltet hat. Guckt dort, ob Ihr die Tulpe kennt, Margreth!" — Die Großmutter öffnete in banger Ahnung das Säcklein, betrachtete mit großen Augen die farbigen Dinger, mußte aber trotz ihres Kummers lächeln, ob der bunten Ausstaffirung. „Er ist der Sohn seines Vaters, Art läßt nicht von Art," sagte sie mit einem halben Seufzer. — „Nehmt ihn mit nach Hause," schrie der Schulmeister, auf's Neue erzürnt; „nehmt ihn mit, ich mag heute seinetwegen nicht noch mehr Aerger haben. Hinegegen ist er ein Taugenichts, wie ich stets sagte."

Die Großmutter nahm den kleinen Sünder an der Hand und ging; sie vermocht' es nicht über sich, die in ihrem Körbchen gebrachten Sühnungsopfer darzubringen; aber traurig dachte sie auf dem Heimwege darüber nach, wie nothwendig dem Knaben eine strenge Vaterhand wäre.

Zu Hause angekommen, wurde beschlossen, daß man mit allem Ernste hinter den ungelehrigen Bäldi gehen müsse. Vreneli stellte sein Spinnrad in die Ecke und begann sogleich den Unterricht. Der Knabe überschaute sinnend das bemalte Blatt und fragte dann: „Wie heißt der — und der — und der?" „So," sagte er aufschauend, „der erste rothe heißt c, der zweite rothe g und der erste grüne k." — „Siehst du, Faulenz, du kannst schon, wenn du willst," sagte die liebliche Lehrerin. — „Ja, aber nicht als sie noch so schwarz waren, da konnt' ich sie gar nicht recht ansehen." — Am folgenden Morgen kannte Willibald zum großen Erstaunen

des Bibelvogtes jeden Buchstaben. „Alle Züchtigung," dachte er, „kommt von oben und dient zur Besserung; hinegegen begreifen's die Thoren nicht." Der kleine Willibald gehörte auch zu diesen Thoren.

Einige Tage nach diesem Vorfalle entstand im Dorfe plötzlich große Aufregung und eine unsichere Angst malte sich auf allen Gesichtern. Die sonst so winterstillen Dorfwege füllten sich mit hastig Hin- und Hereilenden und vor dem Schulhause begannen sich bereits Gruppen zu sammeln, die ängstlich hinaufschauten und sich dann wieder entsetzte Blicke zuwarfen. „Es ist schon richtig, daß Gott erbarm'," meinte ein alter Mann, „mein Käspi hat gesagt, er habe ganz deutlich gesehen, daß er ihm zuerst den Kopf abgerissen und wie eine Kugel auf dem Boden hingerollt habe." — „Ja," ergänzte ein Anderer, während er furchtsam seine Pelzmütze fester anzog, „mein Mareili hat gesehen, wie er ihm zuerst aus dem Kopfe herausgekrochen ist; zuerst hab' er nur ein Horn oder vielleicht auch eine Klaue herausgestreckt. Der muß aber schon lang in ihm gesessen haben." — „Man sollte aber doch hinauf und nachsehen," meinte ein stämmiger Dritter; „mich wundert's nur, ob er ihn mit Haut und Haaren davongetragen hat." — „Das werd' ich für meinen Theil bleiben lassen," entgegnete der Nachtwächter — dabei probirte er bedächtig, ob sein Seitengewehr nicht in der Scheide festgerostet sei. „Da soll mich der Wunderwitz nicht plagen. Zwischen Eilf und Zwölf begegnete er einmal meinem Großätti, um Mitternacht draußen in der Wässere. Mein Großätti, der ein Teufelskerl (bewahr'

uns der Herrgott) muß gewesen sein in seinen jungen Tagen, hieb nach ihm; aber plumps — lag er im Graben und am Morgen stak seine Säbelklinge in einem alten Weidenstocke. Er hat tausend Mal erzählt, es sei gut gegangen, daß es nicht böser gegangen sei, denn er habe...." Ein dumpfer, halberstickter Schrei, der aus der Stube des Bibelvogtes herabdrang, unterbrach den Sprecher und die Leute stoben auseinander, als wäre eine platzende Bombe unter sie gefallen. Die Einen eilten nach Hause und schlossen hinter sich sorgfältig die Thüren ab, während Andere, muthiger, sich nach der Pinte begaben, um in Gesellschaft sich gegenseitig den Schrecken auszureden.

Um diese Vorfälle zu verstehen, müssen wir sagen, daß die Kinder bleich und schreiend aus der Schule nach Hause gerannt gekommen und erzählt hatten: der Teufel habe den Schulmeister geholt.

Die bedenklichsten Gerüchte durchliefen mit beflügeltem Schritte das geängstigte Dorf. Eine schwarze Gestalt, hieß es, sei gleich nach dem Vorfalle in der Schule auf der Straße vor dem Dorfe gesehen worden und dann im Walde nach der Halde hinauf verschwunden. Von den Füßen habe man Nichts gesehen, die seien von einem Mantel bedeckt gewesen; aber im Schnee habe er Pferdespuren zurückgelassen. Auf dem Hute habe eine rothe Feder geschwankt — so wenigstens hab' es ausgesehen; es werde aber wohl ein Flämmchen gewesen sein. Die Sache war bereits klar — das war der Gottseibeiuns, der den Schulmeister geholt hatte. Jetzt kam die neue Kunde, der Schwarze sei draußen im Kreuze

an der Brienzer Straße abgestiegen; mit zwei Pferden, schwarz wie die Nacht, sei er angefahren gekommen, aber gleich wieder verschwunden mit Roß und Wagen, „wenigstens hab' er diese nicht mehr vor dem Hause stehen sehen," betheuerte der Brienzer Bote, der diese neue Mähr gebracht hatte.

So hatten Angst und Schrecken sich aller Herzen bemächtigt; die in dem kleinen Dorfwirthshause Versammelten wagten kaum mehr auseinander zu gehen und Mancher dachte mit Beben an eine dunkle That, von der allein sein Herz wissen mochte, die ihn aber jetzt zum schrecklichen Gerichte reif machen konnte. Da endlich ging, als es bereits zu dunkeln begann, der Pfarrer über die Straße. Man rief ihn herein. Eben erst von einem entfernten Berghofe, wo er einen Krankenbesuch gemacht, heimgekehrt, wußte er noch Nichts von dem Unglücke; aber hundert Zungen waren bereit, dasselbe eilig zu erzählen und mit den schrecklichsten Farben auszumalen. Unwillig schüttelte der junge Geistliche den Kopf, als er hörte, es habe noch Niemand gewagt, nach dem alten Bibelvogte zu sehen. „Geht Einer mit mir?" fragte er. Die Männer schwiegen, einer den andern mit ängstlichen Blicken herausfordernd. „Ich komme, Herr Pfarrer," sagte der Stämmige. Festen Schrittes gingen die Beiden nach dem Schulhause, während die Andern halb beschämt, aber mehr noch bang erwartungsvoll, aus der Ferne nachschlichen.

In der Schulstube sah's allerdings aus, als ob da wirklich der Böse sein Unwesen getrieben. Das Pult, der sonst friedliche Thron des Schulmonarchen, lag umgestürzt;

der Boden war mit zerbrochenen Schiefertafeln und Heften bedeckt, über deren weiße Blätter schwarze Tintenströme weg-flossen; neben dem umgestürzten Pulte lag die große baum-wollene Zipfelmütze des Schulmeisters. Der Pfarrer hob dieselbe auf und sah, daß sie oberhalb der Mitte mit einem Bindfaden zusammengebunden war; an der Spitze neben der weißen Zottel fand sich ein Loch wie von einem scharfen Zahne durchnagt. Die Männer stiegen die Treppe hinauf; aber die Thüre des Schulmeisters war geriegelt; keine Ant-wort auf Rufen und Pochen. Des Pfarrherrn Begleiter stemmte mit der Schulter an und mit einem Rucke war die Thüre aus den Angeln gehoben. Da scholl's von innen mit halberstickter Stimme: „Zu Hülfe, zu Hülfe! ... die Hölle!" Der Pfarrer konnte sich eines hellen Gelächters nicht enthalten, als er in die Stube trat. Von dem Schul-meister, der quer über dem Bette lag, mit Kissen und Dek-ken überladen, war Nichts sichtbar als die untern Schenkel, die wie schnellgejagte Windmühlenflügel auf- und nieder-arbeiteten, während die erstickte Stimme immer kläglicher nach Hülfe schrie.

„Zum Teufel! seid Ihr verrückt, Schulmeister?" rief der Stämmige und mit einem festen Griffe packte er die wim-mernde, zappelnde Gestalt und setzte sie aufrecht auf den Rand des Bettes. Mit wirrem Blicke und schweißtriefendem Gesichte schaute der Geängstigte um sich, während ihm der Pfarrer eindringlich zusprach, sich zu beruhigen. „Oh, oh," stöhnte endlich der Bibelvogt, „ich will ja Alles thun, was Ihr wollt und schweigen; hinegegen Gott loben, daß mich der Teufel nicht geholt hat."

Während diese Vorfälle das Dorf in Aufregung und Angst versetzt hatten, ereignete sich auf der stillen Halde ebenfalls das Unerwartete. Bäldi war besonders vergnügt und heiter aus der Schule heimgekommen; aber von dem Teufelsspuke wußte er Nichts zu erzählen und bald saß er vor einem Blatte, auf das er eine Ratte mit entsetzlich langem Schwanze malte. Da klopfte es an die Thüre und ein schwarzbärtiger Mann in einen langen Mantel gehüllt trat in die Stube. Erschrocken und ehrerbietig standen Margreth und Vreneli von den Spinnrädern auf, während des Fremden dunkles Auge wie suchend von Einem auf das Andere schweifte. Er ließ, Margreth näher tretend, den Mantel fallen. „Kennt Ihr mich nicht mehr, Mutter?" — „Allmächtiger Gott, der Maler Willibald!" seufzte die alte Frau, und erschreckt, überrascht und fast bewußtlos sank sie in seinen Armen zusammen. — —

Es war ein Glück für den vom Teufel verschonten Bibelvogt, daß die Leute die folgenden Tage genug zu erzählen hatten von dem fremden Herrn, der auf die Halde gekommen. Der, hieß es, sei der Vater von dem kleinen Bäldi, der Maler, der vor Jahren bei der Margreth gewohnt habe; aber jetzt sei er reicher als irgend ein Junker aus der Stadt Bern. Der Wirth zum Kreuze sage, Kutsche und Pferde, die der Fremde bei sich habe, seien mehr Geld werth, als ein starker Mann zu tragen vermöchte, wenn er's in Thalern auf dem Rücken hätte. Das sei aber einerlei; der Herr wolle doch mit Gewalt Vreneli zur Frau haben und Margreth und Bäldi mit sich fortnehmen. Und das Letztere wenigstens war richtig. Der Schwarze war keineswegs ein

Teufel, für den ihn die erschrockenen Dörfler anfänglich angesehen; wohl aber ein reumüthiger, kummerbelasteter Mann, trotz seines äußern Glückes. Vreneli's Schönheit und Unschuld öffneten ihm einen neuen freundlichen Weg, auf dem die schwere Jugendsünde so weit möglich wieder gut zu machen und Meieli's Schatten zur Ruhe zu bringen war. In wenigen Tagen waren Häuschen und Wiesen auf der Halde ausgeliehen und die Bewohner derselben fuhren mit den schwarzen Pferden, die sich im Kreuze wieder vorgefunden, in die Lande hinunter. Nach Paris sogar meinten Einige.

Dem kleinen Bäldi aber folgte noch eine schlimme Nachrede. „Seht," sagte der Pfarrer zum Schulmeister, „die ganze Teufelsgeschichte hängt folgendermaßen zusammen, wie mir Herr Willibald, der ein lustiger und kluger Mann ist, selbst erzählt hat. Der kleine Bäldi, der so Etwas von dem Blute seines Vaters in den Adern haben wird, konnte Euch nicht vergessen, daß Ihr ihn so unbarmherzig geschlagen und besonders noch vor der ganzen Schule einen Taugenichts geheißen habt. Er brachte deswegen eine große Ratte, die er zu Hause gefangen, mit in die Schule und band sie in den Zipfel Eurer Kappe, die Ihr liegen gelassen und dann im Eifer wieder auf den Kopf setztet. Als nun das Thier zu krabbeln begann und Euch mit der Mütze vom Kopfe rollte, habt Ihr zuerst: der Teufel! geschrien und seid aus der Stube gerannt; da schrie der schadenfrohe Bäldi Euch aus vollem Halse nach und die andern erschreckten Kinder mit ihm. Am Ende meintet Ihr, die Kinder, die nach Euch aus der Stube liefen, müssen den Schwarzen

noch deutlicher gesehen haben, als Ihr — sie aber meinten, er habe Euch gepackt, weil Ihr zuerst gerufen. Schaut, da ist Euer dummer Aberglaube auch mit schuld daran.“ — „Ihr habt Recht, Herr Pfarrer,“ sagte der zerknirschte Schulmeister; „aber ’s ist schrecklich; hinegegen möcht’ ich ihn noch einmal in der Schule haben, den kleinen Taugenichts.“ Dabei schüttelte er die zusammengepreßte Hand, als hätte sie sich auf einem jungen Krauskopfe in das tiefere Dickicht verloren.

Nach Jahren.

Droben auf der Halde am Waldbache, da wo er aus dem dunkeln Verstecke dichten Tannengebüsches auf die Wiesenlichtung sprudelt, saßen zwei Männer im Schatten und blickten schweigend auf die blühende Landschaft hinunter, aus welcher der ferne See wie ein belebendes blaues Auge heraufschaute. Die Gebirge zur Rechten standen in leuchtender Majestät und schlangen sich im bunten Spiele bald dunkle, bald lichtere Wolken um die Scheitel. „Man sollte meinen,“ begann der Eine, ein blonder, blühender Jüngling, „das Alles müsse vor tausend Jahren gewesen sein wie heute, so unbeweglich und still liegt es da; und doch wechselt in kurzer Frist so Manches, das eine ganze Erinnerung ausfüllte. Jahre lang sehnte ich mich nach diesem Flecke zurück; ich wollte hier ein Bild malen, das eine drollige Scene aus meiner Jugend darstellen sollte. Nun aber ist der wilde Apfelbaum, der eine Hauptrolle dabei spielen müßte, ver-

schwunden. Barbarische Hände, die ihn gefällt haben." — „Was war's denn?" fragte der Aeltere. — „Ach, Herr Pfarrer," erzählte lächelnd der junge Maler, „eine Diebsgeschichte." — „Eine Diebsgeschichte?" — „Ja, in der ich selbst der Held gewesen. Von der unwiderstehlichen Farbenpracht einer Tulpe angelockt, stahl ich dieselbe dem Bibelvogte, der mich heute glücklicher Weise nicht wieder erkannt hat, als wir ihm begegneten, und mußte dann da droben im Wipfel eines wilden Apfelbaumes meine Sünde verbergen oder wenigstens mich vor der Strafe verstecken." Der Jüngling berichtete, besser als wir's oben vermochten, was der Leser im Anfange der Erzählung erfahren hat. Der junge Künstler war Willibald und sein Begleiter der furchtlose geistliche Teufelsbeschwörer. „D'rum bleiben auch Erinnerungen," fuhr Letzterer nach einer Weile fort, „die unabhängig von solchen leicht veränderlichen Naturgegenständen in unsrer Seele stehen, frischer und ungetrübter, weil keine spätere Vergleichung der Scenerie störend einwirken kann. Hätten Sie keinen andern Gegenstand, wenn Sie nun doch Etwas aus Ihrer Kindheit darstellen wollen — einen Moment, der so tief in Ihr inneres Leben einschnitt und zugleich am Wendepunkte Ihres äußerlichen liegt? Zum Beispiel so Etwas von einem Taugenichts!" setzte der Pfarrer langsam und lächelnd hinzu. Der Jüngling besann sich einen Augenblick, dann sprang er laut lachend auf und rief: „Wahrhaftig, ja bei Gott, ich hab's! Das giebt ein Geschenk zum Geburtstage des Bibelvogtes — bin ich doch noch sein Schuldner für seine ausgestandene Teufelsangst."

Wenige Wochen später war die Schulstube festlich mit

Kränzen und Blumen ausgeschmückt, als der alte Lehrer hereintrat. Es war sein Geburtstag. Der freundliche Pfarrherr folgte auf dem Fuße, um seinen Glückwunsch darzubringen, und freute sich mit dem Alten an den duftenden Sträußen und Laubgewinden. „Was ist denn das?" fragte er, auf eine grüne Fläche an der Wand deutend; „das grüne Tuch ist ja mit den prächtigsten Alpenrosen bekränzt." Der Schulmeister hob die Leinwand und ließ sie mit einem verwundernden Ausrufe wieder fallen, als ihm ein leuchtender Goldrahmen drunter hervor entgegenblinkte. Der Pfarrer trat lächelnd näher und zog den Vorhang weg. Da hing in köstlicher Einfassung ein Gemälde in so täuschender Lebendigkeit, als wollten die Figuren jeden Augenblick von der Wand herabsteigen. Der Schulmeister stand vor Staunen und freudigem Schreck sprachlos auf sein Ebenbild starrend. „Das bin ich," sagte er endlich langsam; „hinegegen trage ich seit der bösen Geschichte mit dem nichtsnutzigen Bäldi keine Zipfelkappe mehr; aber was ist denn das," fuhr er, das Bild noch immer zaghaft betrachtend, fort, — „das ist, so wahr mir Gott helfe, die alte Margreth auf der Halde — leibhaftig wie sie leibte und lebte. Das hinegegen," schrie er in komischem Zorne, „das ist der kleine Willibald — der Taugenichts." — „Errathen!" sagte hinter dem eifrigen Kunstbetrachter eine lachende Stimme, indem sich eine Hand auf seine Schulter legte; „errathen, Schulmeister!" Der Bibelvogt wandte sich um und blickte erschrokken in das freundliche Gesicht des fremden Herrn, der leise eingetreten war. „Kennt Ihr mich nicht mehr," fragte dieser, „oder ist Euch der kleine Taugenichts zu groß geworden?" —

Der Bibelvogt hat früher und später keinen so fröhlichen Geburtstag gefeiert, wie diesen in der Gesellschaft des Pfarrers und seines ehemaligen ungerathenen Schülers verlebten. Im Pfarrhause trat ihm mit freundlichem Glückwunsche und reichem Geschenke eine schöne Dame entgegen, die, wie er nachher zu sagen pflegte, in ihren glänzenden Kleidern aussah, wie eine Mutter Gottes, so vornehm und doch so lieblich. Es war Breneli, die Rose von Jericho.

Dem Schulmeister ist bis heute das Gemälde um keinen Preis abzugewinnen gewesen, so oft ihm auch reiche Kenner dasselbe mit Silber aufwiegen wollten. „Es ist ein beßrer Lehrer für mich," pflegt er zu sagen, „als ich manchmal für meine Schüler; besonders wenn mich der Zorn ungerecht machen will gegen einen kleinen Weltbürger; hinegegen werd' ich wohl nicht sobald wieder einen solchen Taugenichts auf meinen Bänken haben. Viele sind berufen, hinegegen Wenige auserwählt!"

Blond-Röschen.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] keinen so fröhli-
[illegible] [illegible], als [illegible] in der Gesellschaft des
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Schülers ver-
lebte. Im [illegible] trat ihm mit freundlichem Glück-
[illegible] [illegible] [illegible] eine schöne Dame entgegen,
[illegible] [illegible] zu sagen pflegte, in ihrem glänzenden
[illegible] [illegible] [illegible] Kleide, so vornehm und
[illegible] [illegible] [illegible], die Rose von Jericho.

[illegible] [illegible] ist das Haus und Gemälde um [illegible]
[illegible] [illegible] gewesen, so oft ihm auch reiche
[illegible] [illegible] mit Silber aufwiegen wollten. „Es ist ein
[illegible] [illegible] für mich,“ pflegt er zu sagen, „als ich manch-
[illegible] [illegible] [illegible] mich der Zorn
[illegible] [illegible] gegen einen kleinen Weltbürger; hinc-
gegen [illegible] ich wohl nicht [illegible] wieder einen solchen Lau-
[illegible] auf meinem [illegible] haben. [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible].“

Die Mühlen besitzen von Alters her ein Privilegium, das sie mit lobenswerther Hartnäckigkeit durch all' die bewegten Zeitläufe herab bewahrt haben, viel besser als andere Gewerbe ihre Innungsvorrechte, oder als manche Städte und Völker ihre Freiheiten. Dieses schöne und vielbeneidete Privilegium besteht darin: nebst weißem Brode und wohlgefülltem Mehlkasten stets schöne Töchter zu haben.

Wer hört in die stille einsame Winterlandschaft hinaus das muntere Mühlengeklapper, ohne sich in dem traulichen Stübchen über dem wirbelnden Räderwerke ein Mädchen zu denken, das mit zierlichem Finger und schalkhaftem Auge am Spinnrade sitzt, um aus dem selbstgepflanzten Flachse den feinsten Faden zu drehen, der zum Linnen der Aussteuer gewoben werden soll? Oder wer liegt im Sommer unter dem Schatten eines frischen Gebüsches am Mühlenbache und träumt nicht, daß die klaren Wellen schon um

den weißen Fuß der Müllerin gespielt haben? — Die Müllerstöchter sind die Grazien des Dorfes und die bestaubten Mühlen die wahren Burgen der Liebe, auf welche Ritter und Edelknappen schon so manchen Sturm gewagt, und deren Vertheidigung oder Uebergabe schon so mancher Dichter besungen hat.

Auch ich kann keine Mühle hören oder sehen, ohne dabei an ein schlankes, blühendes Mädchen zu denken, das ich noch als Knabe gekannt habe. Meine Haare sind schon lange grau geworden, aber noch steht frisch und klar vor meiner Erinnerung, wie sie alle Mal im zierlichsten Sonntagsstaate in die Kirche trat, das große, blaue Auge keck aufschlagend, als wollte sie fragen: Wer kann mich ohne freundliches Lächeln ansehen? — Dabei summt mir unwillkührlich aus längst vergangenen Kinderjahren eine Melodie im Ohr, wie ein fernes, halbverlornes Läuten von Alpenglocken:

„Müller's blond Röschen ist stolz und schön.
Wer darf mit ihr zum Tanze gehn?..."

Aber am Schlusse dieser freundlichen Erinnerung steht, wie ein schwarzes Gewitter am Abend eines blühenden Maitages, das Bild eines schrecklichen Todes und eines frühen Grabes. —

Am Ausgange eines schmalen, fast schluchtartigen Seitenthälchens, das sich von der waldigen Luzerner Grenze nach dem lieblichen obern Wynenthale öffnet, steht nicht weit vom Bade Schwarzenberg ein stattliches Haus, das jetzt noch unter dem Namen „die alte Lenzmühle" in der Gegend bekannt ist. Von einer Mühle ist nun freilich daran

Nichts mehr zu merken — kein Rad, keine Wasserleitung. Der Bach, der weiter aufwärts in engem Bette über Gestein und knorriges Wurzelwerk niederschäumt, fließt leise und ruhig an dem Hause vorbei, als hätt' er hier noch nie in den Rädern geschäumt, oder den schweren Stein in der kleinen Hanfreibmühle in sausenden Galopp gesetzt — und das hat er doch gethan, als der alte Lenzmüller mit seiner Tochter da oben im Hause lebte — es sind kaum fünfzig Jahre her.

Der alte Lenzmüller hatte alle Eigenschaften, die man bei einem ächten „Bauernaristokraten" treffen kann; er war stolz und hartherzig, verschwenderisch und großmüthig, je nach Umständen. Der reichste Mann im Dorfe, wo nicht im ganzen Thale, hatte er das volle Bewußtsein des Ansehens und Einflusses, den ihm sein Reichthum allerwärts verschaffte; sprach er mit einem Aermern auch manchmal noch so freundlich und zutraulich, so ließ doch seine Stellung, die straff über die Scharlachweste gekreuzten Arme und der Ton seiner Stimme deutlich genug merken: „neben all' dem bin ich der Lenzmüller." Aber nicht nur nach unten trat dieses Bewußtsein hervor; selbst die Bernerherren, die damals in der Umgegend noch manch freundliches Schlößlein mit weiten Gütern besaßen, waren zufrieden, wenn der Müller bei ihrem Gruße mit kurzem Rucke an sein ledernes Käpplein langte, und die Stiftsherren von Münster, denen der Bauernfürst zehntpflichtig war, wußten recht wohl, daß er öfter sagte: „Ich wüßt' nicht, warum ich mich vor einem dicken Bauche bücken sollt', über dem eine Pfaffenkutte hängt." Sie schwiegen lieber, als daß sie

dem Kecken solche Rede zu verweisen wagten. — Selten ging die Armuth getröstet von seiner Thüre: „Geh' und arbeit'," war sein Almosen, „ich thu's auch." Kam aber etwa ein armer Mann und sagte: „Lenzmüller, ich sollt' einen Gevatter haben für mein Büblein; ich bin schon bei Dem und Dem gewesen, aber er hat mich mit einem Thaler Kindbettgeschenk weiter geschickt," dann griff der stolze Müller in die Tasche und sagte: „Da hast zwei Thaler, such' dir einen andern;" oder noch öfter nahm er das Gesuch an und richtete Kindbett und Taufe auf's Glänzendste aus. Eine rechte Herzensfreude war es für ihn, wenn er auf dem Markte bei'm Roßhandel einen vornehmen Städter überbieten, und den Rappen, der würdig erfunden war, mit silbernem Geschirre vor einer Karosse zu paradieren, an seinen Kornwagen spannen konnte. Bei solcher Gelegenheit warf er seine Thaler weg, als könnt' er sie mit Eimern aus dem Mühlbache schöpfen. Als der Müller einst in frühern Jahren einen Mann blutig geschlagen, der gesagt hatte, die reiche Müllerin hab' es nicht besser, als die arme Nachtwächtersfrau, bemerkte der Landvogt von Lenzburg zu dem Beklagten: „Ihr könnt froh sein, daß ich Euch kenne, sonst würde die Geschichte ihre hundert Kronen kosten." Der trotzige Lenzmüller entgegnete: „Herr Landvogt, ich danke für Eure gnädige Bekanntschaft; hier habt Ihr die hundert Kronen." Das war in damaliger Zeit ein keckes Wort, das von Hunderten Keiner gewagt hätte.

Aber wie jedes Menschenherz, so hatte auch dieses stolze und unbeugsame seine schwache Seite, von der es sich ohne die geringste Abwehr überrumpeln ließ. Des Müllers ein-

ziges Töchterlein durfte nur seine kleine Hand auf des Vaters braune Wange legen und „Väterchen, lieb Väterchen!" lispeln — da stand der eigenwillige und starrköpfige Mann gefügig und gehorsam, wie auf dem Paradeplatze der Soldat, der des Commandowortes harrt. Man hätte meinen können, der alte Müller habe in seinem ganzen Leben keinen Funken Liebe verschwendet und die ganze volle Gluth zusammengehalten, um sie ungetheilt auf seine Tochter überströmen zu lassen, oder als wollt' er dem Kinde nachentrichten, was er der todten Mutter schuldig geblieben. Und vielleicht war's auch so; denn gar Mancherlei wurde gemunkelt, wie hart und lieblos die sanftmüthige Müllerin von ihrem Manne behandelt worden sei, und blos der Gram darüber habe sie so früh unter den Boden gebracht. Sei dem, wie ihm wolle, Lenzmüllers Rose war ein Mädchen, für das die blindeste Zärtlichkeit begreiflich und verzeihlich sein mußte, und dem nicht allein der eigene Vater zu liebe lebte. Die Schwesterblume schien all' ihren reizenden Farbenschmelz auf das jungfräuliche Gesicht ausgegossen zu haben, und die Grübchen in den Wangen neben den lächelnden Lippen schienen ein süßer Geheimniß verrathen zu wollen, als die sich der Morgensonne öffnende Rosenknospe selbst. Wer immer sein Herz mit vorsätzlichem Zorne gewappnet hätte, er war ein verlorner Mann, wenn er in das feinbewimperte Auge blickte, das mit sehnsüchtiger Neugier auf der Seele tiefsten Grund niederzuschauen schien; dabei war Röschens ganzes Thun und Lassen von einer Anmuth übergossen, die sich weder anlernen noch anerziehen läßt, die ein freies Geschenk der Natur ist und wie der blaue

Duft an den fernen Bergen allfällige Mängel und Fehler umschleiert.

Den schönsten körperlichen Schmuck aber, den Müllers Rose besaß, waren ihre blonden Haare, deren fluthende Fülle weder Bänder noch Flechten einzudämmen vermochten; hingen sie aber losgebunden, so umflossen sie die schlanke Gestalt wie ein halbdurchsichtiger, hellschimmernder Zaubermantel, der beinahe bis auf die Knöchel niederfiel. Diese Zierde, die auf dem Lande viel häufiger gefunden und darum weniger beachtet wird, als in Städten und Palästen, wurde auch von Röschen wenig geschätzt, bis ein besonderer Vorfall gleichsam dazu aufforderte. Jeder Mensch hat irgendwo einen Haken, an den das Schicksal den Fangring seiner ehernen Kette werfen kann, um das Opfer widerstandslos festzuhalten.

Des Müllers Rose hatte kaum achtzehn Sommer durchlebt, und schon stand sie in voller entfalteter Blüthenpracht. Was Wunder, daß manches Auge sehnsüchtig nach dem Fenster hinaufschaute, hinter dem das reichste und schönste Mädchen der ganzen Gegend saß. Aber mancher wackere Jüngling kam von der Mühle den Weg am Garten herunter und sah nicht, wie drinnen die Blumenbeete in leuchtenden Farben prangten — entweder kam ihm die ganze helle Frühlingswelt voll Glanz und Leben schwarz und todt vor wie ein Grab, oder eine Thräne verdüsterte sein Auge, daß es die Herrlichkeit nicht erschauen konnte. War das Mädchen auch mit allen Reizen der Liebe geschmückt, so hatte diese doch sein Herz noch nicht berührt, der erwärmende Sonnenstrahl die innerste umschlossene Knospe noch nicht

aufgelockert; d'rum wurde im Thale jenes Lied gesungen, mit spöttischem und zornigem, manchmal auch in wehmüthigem Tone:

> Müller's Blond-Röschen ist stolz und schön,
> Wer darf heut' mit ihr zum Tanze geh'n?
> Holt sie der zuckrige Junker schon,
> Oder will sie des Landvogts Sohn? . . .

Es war nun freilich weder ein Junker noch des Landvogts Sohn, der Blond-Röschen heimführen sollte, wohl aber des Waldbauern junger Georg.

„Röschen," sagte der Lenzmüller zu seiner Tochter, „nun ist's genug. Wenn ich vom besten Kernen zu viel aufschütte, so bleibt mir der Gang stehen, oder das Mehl wird schlecht, wie von halbreifem Roggen. Ich hab' schon manchen Burschen, der um dich anhielt, fortgeschickt, wenn er mir auch noch so gut gefallen hätt'; Mancher, der dich möcht', kommt nicht mehr, weil er sich fürchtet. Zudem mag ich die Lieder nicht und die Jungen, die anfangen, auf dich zu zeigen und dich gerne schlecht machen möchten. Georg ist ein wackerer Bursche und noch jung genug, um zu lernen, was er als mein einstiger Statthalter wissen muß. Er kömmt vorerst zu mir in die Mühle, da magst du ihn recht kennen lernen." — Was war da zu sagen? Die Gründe waren einleuchtend und Georg wirklich ein guter und schmucker Bursche. Schon lange konnte Röschen nicht mehr so froh und unbefangen in die Welt hineinleben; es lag ihm schwer auf dem Herzen, wenn es in's Dorf hinunterkam, die Leute wispernd die Köpfe zusammensteckten und selten mehr das freundliche

Lächeln zu sehen war, das sonst die schöne Müllerstochter allerwegen begrüßt hatte. Georg kam also in die Mühle und Röschen mochte ihn recht gut leiden; mit Wohlgefallen streichelte es seine krausen, braunen Haare und schaute in seine dunkeln Augen; doch schlug auch kein Pulsschlag schneller, ob er kam oder ging. Röschen glaubte, das werde ein zufriedenes, ruhiges Leben geben und Georg konnte sich vor Freude kaum fassen, wenn Jemand zu ihm sagte: „Ich wünsche dir Glück, du bekömmst die Schönste weit und breit."

Am schwülen Nachmittage saß Röschen im Garten im Schatten eines mächtigen Birnbaumes; die Blumen zu seinen Füßen dufteten und nickten schweigend mit ihren Blüthenhäuptern wie im Traume; die Wellen des Mühlbaches murmelten leise, als besprächen sie die Geheimnisse ihrer kühlen Fahrt in die Lande hinunter, und dem Mädchen war's, als murmelten die Töne in seinem eigenen Herzen und erzählten Etwas von einer geheimen Lust, die es noch nie empfunden, und von einer Seligkeit, die es noch nie geahnt hatte. Leise, süße Stimmen, wie verklingende Orgeltöne, riefen ihm aus der Ferne, und eine morgenrothe Wolke trug es schwebend aufwärts den Stimmen zu, denen das Herz in bebender, athemloser Lust entgegenschlug — da tauchte aus dem Lichtmeere eine dunkle Gestalt empor mit grimmiger Faust seinen Arm fassend. Röschen fuhr entsetzt auf und sah Georg vor sich stehen, der lachend fragte: „Hast du geschlafen?" Das Mädchen strich mit der Hand über die Augen, noch bebten die Adern der empfundenen Lust in

seiner Brust und klangen die geheimen, süßen Melodien — aber Georg war der dunkle, freudestörende Kobold. Nur mit Mühe konnte sich Röschen zu einer freundlichen Antwort zwingen, und es kam ihm fast unbegreiflich vor, wie es dem Garstigen je einmal habe gut sein können. Wer vermag den geheimen, unsichtbaren Faden aufzufassen und festzuhalten, an dem sich das innere Leben des Menschen, all' die keimenden Gedanken und Gefühle, Empfindungen von Liebe und Haß abspinnen und die äußeren Geschicke bestimmen?

Georg ging seines Weges und Röschen versank wieder in tiefes Sinnen, nicht im Stande, die widersprechenden Regungen seines Herzens zu ordnen, als eine helle, fremdartige Stimme „schönste Müllerin, schönste Müllerin!" in den Garten hereinrief. Am Zaune stand ein großes, braunes Weib, in bunte Lappen gekleidet, mit einem Tragkorbe auf dem Rücken. „Du kommst mir wie gerufen, Kosel," sagte Röschen, die Gartenthüre öffnend; „du mußt mir einmal wahrsagen!" — „Zeig' mir deine Hand, Goldkind, zeig' mir deine Hand!" erwiderte rasch die Zigeunerin, „ich weissage dir Glück; du bist unter einem guten Planeten geboren, das sagten mir schon längst deine schimmernden Haare, darin sich der glänzendste Sternenschein verloren hat — von dem Sterne, der über deiner Wiege gestanden, bevor die erste Sonne aufgegangen war. Das ist der Glanz des Sternes Venus, der dem Mars entgegengeleuchtet, dem Kriegsmanne." — Röschen hielt die Hand hin, bangend und begierig zugleich, wie der Knäuel seiner Gefühle gelöst werden solle. Aengstlich blickte es auf die Alte, die lange

sinnend auf die feinen Linien niederschaute und dazu den Kopf nach einem gemurmelten Zauberspruche im Takte hin und her bewegte. „Ich glaube, du siehst nichts Gutes," sagte es endlich. — „Ja, ... nein, ... diese Lebenslinie ist dunkel, da fällt kein Strahl deines Glückssternes hin, ... ein Mann steht davor und fängt den hellen Schimmer auf, ... laß ihn fahren," schrie die Prophetin heftig; „laß ihn fahren, er wirft einen schwarzen Schatten über dein ganzes Leben; fort, fort! Ha, jetzt weicht er ... es wird wieder licht und hell. Da steht der Andere von Glanz übergossen und wirft sprühende Lichtlein auf dich, ... die Funken ziehen sich zusammen, im Kreise, immer enger und enger ... O gnädige Frau," fuhr die Alte leise und bittend fort, „es ist eine Krone, die er auf deine glänzenden Haare setzt, eine rothe purpurne Krone, wie Blut schimmert sie über deiner Stirne. Denkt an die Armen, wenn's Euch gut geht!" — Röschen zog halb erschrocken seine Hand zurück und mußte doch lächeln über die schlaue Wendung, mit der die Alte ihre Bitte anzubringen wußte; aber das Menschenherz ist manchmal ein wunderlich Ding und glaubt gerne etwas Unglaubliches, wenn es ihm mit dem Erwünschten geboten wird. Röschen dachte an die Purpurkrone und den glückverkündenden Schimmer seiner Haare, weil es keinen Augenblick zweifeln mochte, daß Georg der dunkle Schatten sei, der sein helles Leben trüben sollte — war er ihm nicht vor wenigen Augenblicken so erschienen? —

Während das Mädchen unter solchen Gedanken nach einer Gabe für die Alte suchte, sprengten zwei Reiter im

grünen Jagdkleide die Straße herauf. „Ist das der Weg nach Bad Schwarzenberg?“ fragte der Aeltere über den Zaun herein. Aber Röschen vergaß die Antwort, mit unbeweglichem Blick auf den jüngern Reiter schauend, der sichtlich erröthend sich über den schlanken Hals seines Rappen vorbeugte. Das Herz der Jungfrau begann zu pochen, als wollt' es die Brust zersprengen, ein flimmernder Schimmer floß über die Augen und in ihren Ohren ertönten wieder all' die süßen Klänge und Melodien, die sie vorhin im Traume gehört hatte; von der Rede und Antwort, die zwischen der Zigeunerin und dem Frager gewechselt wurde, vernahm sie keine Silbe. „Nun,“ wandte sich dieser endlich zu seinem stummen Begleiter, „nun, Junker Dießbach, habt Ihr noch keine goldlockige Germania gesehen?“ — „Bei Gott, noch keine, auf deren Locken ich die Krone des römischen Reiches deutscher Nation lieber sehen möchte — wenn ich Kaiser wäre!“ erwiderte der Angeredete lächelnd, und in scharfem Trabe jagten die Pferde die Straße aufwärts.

Noch immer in tiefes Sinnen verloren, schaute Röschen den Reitern nach, bis sie hinter den Nußbäumen neben der kleinen Reibmühle verschwanden. „Ja, ja, die blonden Haare und die Krone,“ grüßte die Alte bedeutsam nickend, indem sie am Gartenzaune hinunterging; es ist ein feiner Junker!“

Diese letzten Worte schreckten Röschen aus seinen Träumen auf. In seinen Gedanken hatte es ja nicht den Junker gesehen, sondern blos den schlanken, braunen Jüngling,

der sich bei seinem Anblicke erröthend vorwärts neigte, dessen dunkles Auge tief in sein Herz geschaut und alle Pulse zu stürmischem Pochen aufgejagt hatte, den es im Leben noch nie gesehen und der ihm doch bekannt war, wie ein wiedergefundener Jugendgespiele, der ihm schon tausend Mal in freundlichen Träumen erschienen war. — „Ich Arme," seufzte das Mädchen, die Hand auf's Herz legend, „er ist ein Junker!" Aber bald begann es in seinem Innern zu tönen, leise und verworren, wie ein leiser, fast verwehter Gesang; dann immer lauter erklang es, immer deutlicher wurden die Stimmen und schollen die Töne, bis es zuletzt wie ein jubelndes Halleluja in jauchzendem Chore rief: „Die Krone auf deinem blonden Haare!" Röschen ging unter den Nußbäumen aufwärts an der Reibmühle vorbei; aber erst als es an die kleine Brücke kam, die über den wilden Bach führt, merkte es lächelnd, daß Bad Schwarzenberg kaum noch einen Flintenschuß weit entfernt war.

Noch keine Woche war nach diesem Tage vergangen, als im Dorfe schon mancherlei Gerüchte im Umlaufe waren, die auf Markt und Straße laut und leise auf's Eifrigste verhandelt wurden. Der junge Junker Dießbach, der aus kaiserlichem Dienste heimgekommen, hieß es, habe im Bade gesagt: des Lenzmüllers Rose sei die Schönste, die er in aller Herren Landen gesehen, und ihre Haare allein seien mehr werth, als ein Eulennest von einem Schlosse, das so ein adeliges Fräulein zur Mitgift bringe. „Ja, ja," meinte die Schmiedbäuerin, der eine Nachbarin diese Neuigkeit erzählte, „mit Speck fängt man die Mäuse; die Herren haben

feine Nasen — aber kuriose manchmal.“ — „Denkt nur, wie's weiter gegangen ist: als der Junker mit noch einem Andern vom Bade zurückgeritten kam, hat die Rose auf ihn gewartet bei den Erlen außen an der Reibmühle; da ist der Junker abgestiegen und hat sie in die Arme genommen und geküßt! Denkt, vor dem andern Herrn, ohne sich zu schämen! Die wird noch eine gnädige Frau.“ — „Oder eine . . . eine andere Frau,“ war die hüstelnde Antwort. — „Nur nicht so pfiffig, Schmiedbäuerin,“ schnatterte die Nachbarin weiter; „ich merke schon, was Ihr sagen wollt, ich bin auch nicht so ganz links — gewiß, die haben's schon länger mit einander getrieben; so zum ersten Male sich auf offener Straße herzen und küssen — nein, nein, glaub's wer's mag, so dumm bin ich nicht. Aber der Georg hat Alles mitangesehen, denkt nur, der will jetzt Nichts mehr von ihr wissen — das giebt eine schöne Geschichte; der gehört schon was.“

So Viel war richtig: im Bade hatte sich der Junker nach der schönen Müllerin erkundigt und Georg hatte gesehen, wie er auf dem Heimwege bei den Erlen sich zum freundlichen Gruße vom Pferde nach Röschen niederbeugte und wie im Fluge mit seiner Hand über ihren Scheitel wegfuhr — das war Alles; aber es war genug, um in das Herz des Jünglings Eifersucht und Trauer und in die sonst so friedliche Mühle trübe und unheimliche Tage zu bringen.

Der Lenzmüller saß noch in düsteren Gedanken am Tische, während der Waldbauer mit dröhnenden Schritten die Stube auf und nieder maß, dann und wann einen

zornigen Seitenblick auf Röschen werfend, das bleich und mit thränenfeuchten Augen die noch vollen Schüsseln und Teller wegräumte. Georg stand am Fenster und schaute auf das Mühlenrad, das, von den schäumenden Wassern gepeitscht, sich dröhnend und wirbelnd um seine Achse schwang — ihm war's, als möcht' er mit den Wellen niederstürzen, tief, tief in den brausenden Strudel und nur als Leiche wieder emporgetragen werden.

„Und du nimmst ihn dennoch, Rose!" sagte der Lenzmüller aufstehend; „du nimmst ihn, sag' ich; du bist die Tochter und ich — ich bin der Vater." — „Ich will Euch ja folgen, Vater," erwiderte Röschen mit unsicherer Stimme, „wenn Ihr Euer Kind zeitlebens unglücklich machen wollt." — Der Alte hielt die Antwort zurück, als er die Thränen unter den langen Wimpern seines einzigen, geliebten Kindes hervorbrechen sah, und wendete sich mit zweifelndem Blicke nach dem Waldbauer um. — „Und ich sag' es Euch auch," entgegnete dieser trotzig, „so ist's nicht gemeint! nein, mein Bub ist mir lieber, als daß ich ihn . . ." — „Was?" fragte der Müller, dem Zögernden näher tretend; „was meint Ihr?" — „Als daß ich ihn einem Junker zum Gutgenug nachwerfen möchte."

Der stolze Alte zuckte zusammen, wie ein gefesselter Gefangener, der den schmählichen Backenstreich des Feindes ungerächt entgegennehmen muß. Georg warf einen bittenden Blick auf seinen Vater, der etwas milder fortfuhr: „Und dann, ja — ihn den ganzen Sommer in der Mühle behalten, wo er Nichts gelernt hat; zu Hause hätt' er mehr

geschafft als zwei Taglöhner, die ich bezahlen mußte." Das war unklug gesprochen zu dem Lenzmüller. Er richtete sich empor, wie eine Eiche, die ihren Wipfel einen Augenblick dem Sturme beugen gemußt; es that ihm wohl, den empfangenen Schlag heimgeben zu können, obwohl er wußte, daß damit all' seine langgehegten und liebgewonnenen Hoffnungen zertrümmert würden. Mit verächtlichem Blicke maß er den Waldbauer: „Freund, ich habe nicht gewußt, daß Ihr das Rechnen so trefflich versteht; daß Euer Sohn nicht zu gut wäre zum Gutgenug eines Junkers, wenn er zu Hause Nichts versäumt hätte; aber gottlob, dem Uebel kann der Lenzmüller abhelfen." Mit diesen Worten öffnete er einen Schrank und warf dem betroffenen Gegner eine Rolle vor die Füße. „Da habt Ihr so Viel, als Meister und Knechte den ganzen Sommer auf Euerm Hofe verdient haben — denk' ich. Nun sind wir fertig; Ihr nehmt Euern Sohn mit und ich behalte meine Tochter!" —

Georg folgte seinem Vater willenlos wie im Traume. Röschen faßte hastig seine Hand. „Sei mir nicht böse," bat es mit weicher Stimme; „denke, Georg, du bist nicht so unglücklich und elend, wie die arme, arme Rose." Als die beiden Männer zur Thüre hinaus waren, warf sie sich laut schluchzend an den Hals ihres Vaters, dessen starkes Herz selbst um Linderung mit den Thränen ringen mußte. —

Der Sommer verging allmälig und mit ihm auch das Gerede über Röschens und Georgs unerwartete Trennung, die freundliche und giftige Zungen im ganzen Thale wochenlang beschäftigt hatte. Der Junker Dießbach war nach

einem Aufenthalte von wenigen Tagen wieder von Schloß Liebegg weggezogen und dadurch böswilligen Gerüchten jeder Vorwand benommen. Er sei nach Bern gegangen oder gar wieder zu den kaiserlichen Husaren, hieß es. Neue Ereignisse brachten das Vergangene in Vergessenheit; aber wer jetzt Röschen sah, das seit dem Vorfalle nur selten in's Dorf kam, nicht einmal zur Kirche, der schüttelte mitleidvoll den Kopf und sagte: „die treibt's nicht mehr lange; der Georg war ihr lieber, als sie's merken ließ, sonst würd' es ihr nicht so zu Herzen gehen. Mich wundert's, ob sie den Kukuk wieder schreien hört." — Der alte Lenzmüller durchwachte manche kummervolle Nacht, als er bemerkte, wie das Roth auf den Wangen seiner Rose von Tag zu Tag mehr erbleichte mit den Rosen draußen im Garten, bei deren leerwerdenden Sträuchen das Mädchen stundenlang saß, als führte es geheime Gespräche mit diesen Zeugen der Vergänglichkeit; vergeblich kaufte er Putz und allerlei Staat zusammen, an dem Röschen sonst so vielen Gefallen gefunden; sie legte Alles in den Schrank, ohne sich nur ein einziges Mal damit zu schmücken; sogar ihre gewöhnliche Kleidung sah gegen alle Gewohnheit fast vernachläßigt aus. Nur die Haare zierte und flocht Röschen mit größerer Sorgfalt, als jemals in frühern Tagen; es konnte stundenlang damit zubringen und wurde nicht müde, neue Flechten und Windungen zu erfinden, um die goldschimmernde Fluth in feste Formen zu fassen. Das vermehrte noch die Besorgnisse des geängstigten Vaters. Es ist ein sicherer Vorbote des Todes, dachte er; jeder Mensch findet vor seinem Ende noch

an Etwas Gefallen, das er sein ganzes Leben kaum beachten mochte — meine Mutter hat's oft gesagt und an meiner Frau hab' ich's erfahren, setzte er seufzend hinzu. Aber auf alle bekümmerten Fragen ward ihm die Antwort: „Mir fehlt Nichts, lieb Väterchen, mir ist ganz wohl.“ Vergeblich war das Drängen, man müsse einen Doktor fragen, es könnt' doch eine geheime Krankheit sein. Röschen erwiderte mit traurigem Lächeln: „sie ist so geheim, daß kein Doktor sie finden kann; nein, nein, mir thut Nichts weh'; es ist wohl nur so ein Uebergang und mit der Zeit werd' ich schon wieder besser aussehen und fröhlicher werden.“

Und was Röschen vorausgesagt, traf richtig ein, obwohl es selbst vielleicht nicht so fest an die tröstliche Erfüllung seiner Prophezeihung geglaubt haben mochte. Ein freundlicher Spätherbst zog über das Land herauf, wie ein verirrter Nachzügler des Sommers, und plötzlich war's, als ob die späte Sonne vor ihrem gänzlichen Scheiden wieder alle ersterbenden Lebensgeister in Röschens Herz wachrufen wollte. Seine Wangen begannen wieder aufzublühen wie thaufrische Rosenknospen, und aus seinen Augen leuchtete eine innere Freudigkeit, die von früh bis spät in Liedern und Trillern das Haus durchtönte. Der alte Vater war zu glücklich, um über die Ursache dieser raschen Veränderung nachzudenken; seine wankenden Hoffnungen richteten sich wieder auf, wie die ährenschwere Saat nach vorübergezogenem Gewitter; er sah und hörte Nichts als die neu aufkeimende Schönheit seiner Rose und die fröhlichen Klänge ihrer Flötenstimme — und wohl ihm, daß es so

war; er hätte doch nicht vermocht, in die Speichen des heranrollenden Schicksals hemmend einzugreifen.

Aber andere Augen und Ohren sahen und hörten; Kummer und Leid lassen sich den Blicken der Menschen noch länger verbergen, als das Glück — sie erregen keinen Neid.

Es war gerade die Zeit, daß die Frauen und Töchter des Dorfes ihren Flachs und Hanf zum „Reiben" brachten. Das ist ein unheimliches und ängstliches Geschäft; der schwere runde Stein schwingt sich mit donnerndem Gepolter auf seinem Bette um den aufrechtstehenden Wendelbaum, daß das kleine bretterne Mühlhäuschen vom Grundbalken bis an die First erzittert. Es gehören flinke und vorsichtige Hände zum Wenden der Flachsbüschel, um nicht von dem schnellrollenden Ungethüm erfaßt zu werden. Keine Mutter entläßt ihre Tochter zur Reibe, ohne die eindringliche Mahnung: „Kind, binde deine Zöpfe fest, hefte das Haarband auf; denke, denke — nimm dich in Acht!" Und diese Ermahnungen sind gewiß keineswegs überflüssig. Wie leicht könnte die starke Luftbewegung, die durch den kreisenden Gang des Steines entsteht, ein loses Band oder eine Flechte aufwehen und das Opfer widerstandslos in den zermalmenden Strudel ziehen!

Trotz all' dieser Fährlichkeiten war das wieder muntere und schäkernde Röschen jeden Nachmittag bei den Mädchen in der kleinen Reibmühle, die in der äußersten Ecke des väterlichen Baumgartens stand, da wo sich der Wald von beiden Seitenhängen des schmalen Thälchens bis auf einige

Schritte an die Straße und den Mühlbach herabzieht. Mit Rath und That war die Müllerin hülfreich zur Hand und wußte die unangenehme Arbeit mit allerlei drolligen Geschichten und Schwänken zu würzen; so freundlich und lustig hatte man sie in ihrem Leben noch nicht gesehen. Aber kaum begann sich die Sonne zu neigen, so erklang im nahen Walde ein Hüfthorn mit dreimaligem silberhellem Rufe und — Röschen war aus der Reibmühle verschwunden. Leute, die immer Alles wissen, wußten gleich in den ersten Tagen, daß dieser Ruf aus dem Jagdhorn des Junkers Dießbach erklang und nicht etwa dem flinken Windspiele galt, das ruhig an der Leine neben dem Jäger herging, wohl aber des Müllers schlanker Rose, der die dunkeln Waldpfade nicht zu dunkel waren, darauf ihren Geliebten zu finden. Und diesmal wußten die Alleswissenden die Wahrheit. Im Spätherbste, an der Schwelle des Winters, war den Liebenden ein Frühling aufgegangen, reicher und blühender als Veilchenduft und Lerchenschlag ihn zu zaubern vermögen. Der Junker hatte keine Ruhe gefunden in den Vergnügungen und Festen der stolzen Patrizierstadt; es war vergeblich, daß so manches schöne Auge unter perlengeschmückten Locken hervor sehnsüchtig nach dem schmucken Offiziere aufschaute — er sah Nichts als das schwellende Haar, das blaue Auge, die süßlächelnden Lippen, mit Einem Worte das ganze unschuldig liebliche Bild der schönen Müllerin, das ihn wachend und im Traume mit tausenderlei Liebkosungen umgaukelte. Er kam zurück, nach dem einsamen Schlosse Liebegg und fand Röschen im Grame über hoffnungslose Liebe

verwelkend. Wie bald das anders geworden, haben wir gesehen. Die Jungfrau überließ sich sorglos der Gewalt der ersten Leidenschaft, deren ein natürlich gesundes Herz fähig ist; durch die Voraussagungen der Zigeunerin wurde ihre Neigung wie von einem frommen Hauche durchweht, vergeistigt und gemildert, ohne dem ängstlichen Verstande einen zweifelnden Blick in die Zukunft zu gönnen. Es war der Liebe Lust ohne Leid — das auch nicht ausbleiben konnte.

An einem schönen Oktobernachmittage war Röschen mit ihrem eigenen Flachse in der Reibmühle beschäftigt. Wie rasch wendeten sich die zierlich geflochtenen Büschel unter dem wuchtig daherrollenden Steine, als ob Eile noth thäte, den Faden zu spinnen, der zum bräutlichen Linnen gewoben werden sollte — nein, so weit vermochte das liebende Herz kaum zu denken; es hatte übrig genug am Glücke der Gegenwart. Da erklang das wohlbekannte Jägerhorn. Röschen konnte seinen Posten nicht verlassen; es öffnete das kleine Fensterchen, um dem Harrenden, der schon spähend aus dem Walde getreten war, ein Zeichen zu geben. Er grüßte freudig über die Straße hinüber das erröthende Mädchen, das lächelnd mit der Linken eine breite Haarflechte emporhob, die nach des Geliebten Wunsch tief an die Wange niederfallend geflochten war — ein goldener Rahmen um das lieblichste Gemälde, das je unter der Hand eines Meisters hervorgegangen. Der junge Jäger bückte sich, um durch eine Heckenlücke zu schlüpfen; da schlug ein heller, durchdringender Schrei an sein Ohr; erschrocken

blickte er auf — Röschen war von der Fensteröffnung verschwunden. In namenloser Angst sprang er auf die Schleuse, um die das Räderwerk treibende Wasserleitung abzuschließen. Das Hauptrad stand, das rollende Gepolter des Steines drinnen schwieg, aber auch sonst kein Laut war hörbar — nur das matte Geplätscher des langsam abfließenden Gewässers. Mit wankendem Schritte stieg der Jüngling die kleine Treppe hinauf und — wir wollen den Vorhang fallen lassen; der Tod war in grauenvoller Gestalt an das junge, blühende Leben getreten.

Als später des Müllers Mägde in die Reibmühle traten, saß der Junker zusammengesunken, halb bewußtlos in einer Ecke, den leichten Mantel über Röschens Haupt, das auf seinem Schooße lag, geworfen, als habe er das schreckliche Bild seinen Augen verbergen wollen. In der Rechten hielt er das blutige Waidmesser, mit dem er die Haarflechte abgeschnitten, die sich um den eisernen Haken, welcher den Stein am Wendelbaume festhielt, aufgewickelt hatte. Der starke Luftzug, der noch immer durch das geöffnete Fensterchen drang, mochte ein Band aufgeweht haben, das durch die Bewegung, mit welcher Röschen den Geliebten begrüßte, lose geworden war.

In dem blonden Haare der todten Müllerstochter glänzte die verhängnißvolle Krone in schrecklichem Purpur.

Der früher so trotzige und stolze Lenzmüller ging, seitdem ein milder Helfer der Armuth, noch manches Jahr still und gramgebeugt im Dorfe umher. Die Mühlenwerke hatte er bald nach dem Tode des einzigen Kindes

zerstören lassen — das Rädergeklapper war ihm wie hülferufendes Todesgeschrei vorgekommen. Am liebsten sprach er von seiner Rose, die so schön gewesen und die er so sehr geliebt hatte, und von dem Junker, der im fernen Böhmenlande lebe, aber kein Mädchen mehr freundlich angeschaut habe, seit Blond=Röschen auf dem Kirchhofe liege.

Der arme Schwingerkönig.

Wer da glaubt, man dürfe sich nur im Gebirge befinden, um auf Schritt und Tritt eine Aussicht auf tief unten liegende blaue Seen oder auf Thäler zu haben, die sich an dem Silberbande der Ströme weitab in verschwimmende Fernen dahinziehen, der nehme einmal den Weg nach dem Hochlande unter die Füße, um sich von seiner irrigen Meinung bekehren zu lassen. Er wird dann bald finden, daß man hoch über den Wolken stehen kann, das Gewitter, das über die Thalgelände dahinrollt, schallt nur mit dumpfem Grollen zu uns empor und doch ist's, als ob wir zwischen tiefen Mauern begraben wären. Der schmale Weg zieht am Fuße des Felsengrates dahin, an dessen einförmigen, glattaufsteigenden Wänden wir emporschauen; dort biegt er um eine Ecke und wir beeilen den Schritt in der Hoffnung, aus der fast unheimlichen Einsamkeit einen Blick nach den duftigen Thälern mit ihren weißschimmernden Wohnungen und Städten hinabwerfen zu können;

aber da steigt eine neue Felswand himmelan und drüberherein zieht in langsamem Fluge ein Gebirgsgeier. —

Auf solchen einsamen Wegen hat der Mensch Zeit, seinen Gedanken, seinen Erinnerungen und Hoffnungen nachzugehen und dieselben aneinanderreihend und verknüpfend dem ewigen Geheimnisse nachzusinnen, das die Menschen Schicksal nennen, jenem wundersamen Gewebe planvoller Fügungen und scheinbarer Zufälle, dessen Anfang nicht in unsern Händen liegt, und dessen Ende wir nicht überschauen können, und das doch den Menschen unsichtbar auf Schritt und Tritt umschließt wie die Luft, die er einathmet.

Solche einsame Gedankenpfade geht auch der Häusler Christen, der dort langsam den Pfad am Felsen heraufsteigt. Weiter unten, da noch die Morgensonne die kleine Wiese übergoß, die er durchschreiten mußte, hatte er ein Lied vor sich hingepfiffen, vielleicht halb unbewußt von der Amsel verführt, deren Schlag aus dem Gebüsche klang; aber als er den aus rohen Planken gezogenen Wiesenzaun überschritten hatte und in den Schatten der Felsenwand getreten war, verstummte sein Lied. Er hob die Axt, die er bisher, wie der Jäger das Gewehr, schräg vor der Brust getragen, auf die linke Schulter und langte mit der rechten Hand langsam in die Seitentasche seines braunen Wamses, aus der er eine kurze hölzerne Tabakspfeife hervorzog. Die Spitze des Stummels wurde ebenso bedächtig zum Munde geführt und die Lippen fingen an, sich taktmäßig zu öffnen und zu schließen, als ob sie qualmende Rauchwolken hervorziehen und wieder hinausstoßen müßten.

— Der Mann dachte nicht daran, daß er seine Pfeife weder mit Tabak gestopft, noch angezündet hatte. Er dachte an andere Dinge, die wohl wie bald sich festgestaltende, bald wieder verwehende Rauchwölkchen vor seinem innern Auge auf- und niedergingen; aber heitere Gedanken konnten es nicht sein, die sein Sinnen beschäftigten. Ueber das kräftige, braune Gesicht glitt es wie dunkle Schatten herab und die Lippen schlossen sich mit immer finstrerem Trotze um die Pfeifenspitze, während die linke Hand die gewuchtige Art von der Schulter hob und sie am äußersten Ende des Stieles haltend in so raschem Kreisel auf- und niederschwang, daß man meinte, sie müsse jeden Augenblick krachend an die Felsenwand oder auf das Haupt des sich selbst vergessenden Verwegenen einschlagen. —

So war der Mann ungleichen Ganges, bald stille stehend, dann wieder einige hastige Schritte vorwärts gehend, an die Felsenbiegung gekommen, wo ein kaum erkennbarer Steig über grobes Steingeröll nach einem mit dunkeln Tannen bewachsenen Abhange ablenkt, als ihn plötzlich eine laute Stimme aus seinem Sinnen aufschreckte. In ziemlicher Höhe über dem Wege saß auf einem vorspringenden Felsstücke ein Mann in wunderlicher Jägertracht, mit einem mächtigen Bergstutzer in der Hand. „Ach, das „verirrte Bein“,“ sagte der Angerufene unwillig und wollte den Steig nach dem Tannwalde einschlagen. „Ei, so pressiren doch nicht so,“ rief der Andere in gebrochener Rede herunter, „wollen dir Feuer geben, Häusler Mann, das kalte Rauch ist nicht gesund; aber so das Rundummachen mit der großen Beil möcht' ich auch einmal probiren.“ Damit

kletterte der Jäger mit großer Behendigkeit von seinem Felsensitze herab und stand mit einem letzten Sprunge vor dem Holzhauer.

Dieser gewahrte erst jetzt, daß er bisher kalte Pfeife geraucht und langte in die Wamstasche, um sich Tabak und Feuerzeug hervorzuholen; aber nach hastigem Herumtasten zog er die Hand zurück und brummte mit einem unterdrückten Fluche: „Jetzt hab' ich das Kraut daheim vergessen — im Zorne über die Alte.“ Der Jäger schaute dem Aergerlichen freundlich in's Gesicht und sagte: „Ja, sehen jetzt, Kamerad, ein Wort ist nie zuviel, ich haben schon Tabak.“ Damit langte er in seine mächtige Waidtasche, die wie ein weitaufgeblasener Schlauch den schmalen, ausgedörrten Leib umschloß und brachte eine hölzerne Pfeife, wie sie Sennen und Jäger zu gebrauchen pflegen, nebst einem mächtigen Lederbeutel hervor. „Da nehmen,“ fuhr das Männchen in freundlichem Eifer fort, indem er mit der Hand in seinen Tabaksbeutel fuhr und dieselbe gefüllt in seines Begleiters Wamstasche schob, „da nur viel nehmen, ich nur so zum Plaisir rauch.“ — „Ich dank' Euch, Herr,“ sagte der Holzhauer, über der seltsamen Freundlichkeit seinen Aerger fast vergessend, „ich dank' Euch und habe jetzt mehr als genug; aber wo wollt' Ihr denn so allein hin mit dem schweren Stutzer?“ — Der Jäger schlug zuerst bedächtig Feuer; dann wiegte er sein schmales Gesicht bedeutungsvoll hin und her, daß die Reiherfeder an seinem grünen Hütchen auf- und niedertanzte, und hob sich dabei auf die Zehen, um seinen Mund dem Ohre seines hochragenden Gegenübers etwas näher zu bringen. „Den Bären will ich schie-

ßen," lispelte er leise und schaute wieder vorsichtig umher, ob das genannte Wild seine gefährlichen Worte nicht etwa könnte vernommen haben. — „Aha, den Bären," machte der Holzhauer, mit der Hand sein Lächeln verdeckend, „da müßt Ihr freilich eine gute Büchse haben." — Er erinnerte sich dabei, was man drunten im Thale von dem wunderlichen Manne zu erzählen wußte. Es war ein steinreicher Engländer, der schon Jahre lang regelmäßig in die Gegend kam, aber erst wenn er sich genau erkundigt, ob noch keiner seiner wanderlustigen Landsleute anwesend sei; sobald sich ein solcher zeigte, war er über Nacht wieder verschwunden. Diese Sonderbarkeit hatte ihm den ausschließlichen Uebernamen „verirrtes Bein" zugezogen, mit dem sonst Bergführer verfrühte oder verspätete Reisende zu bezeichnen pflegen. Daneben hatte der Alte noch die besondere Marotte der Bärenjagd; man konnte ihm lange versichern, daß sich seit Jahren in diesen Gegenden keine solche Bestie mehr gezeigt; das half Alles Nichts, er wies ungläubig mit dem Finger auf die mächtigen Felshörner und sagte: „Solch' Gegend ist ganz gemacht für die Bär, also muß er da sein." Gegen eine solche Logik ließ sich Nichts einwenden und der Mann ging seit Jahren mit seinem schweren Stutzer auf die Bärenjagd. —

Während Christen über dem Anzünden seiner Pfeife an diese Dinge dachte, hatte der Engländer die auf den Boden gestellte Axt ergriffen und meinte: „Jetzt, gut Freund, müßt Ihr mir auch noch zeigen, wie Ihr das so Rundum macht, wie vorhin." Der Holzhauer faßte das Ende des Halmes zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand,

hob das gewichtige Werkzeug empor und ließ es im sausenden Kreise herumfahren, als ob es eine dürre Haselgerte wäre. Der Bärenjäger hatte dem gefährlichen Spiele mit gieriger und zugleich scheuer Bewunderung zugeschaut und faßte nun selbst das Ende des ihm hingereichten Axtstieles. Aber kaum daß das Instrument auf den Anschwung im halben Kreise herumfuhr, flog es unter einem lauten Schmerzensrufe des Schwingers auch schon weit über das Geröll dahin. „Goddam," schrie er, die Hand an dem ausgestreckten Arme auf- und niederschlenkernd, „das will ganz den Leib ausrenken." — „Ja, ja, guter Freund," sagte Christen, schmunzelnd das Beil aufhebend, „dazu braucht's anderes Zeug als Ihr habt, seht solches." Damit streifte er den Aermel seines Wamses herauf und ließ einen Arm sehen mit einem Muskelspiele, das sich auf die leiseste Handbewegung wie ein aus Eisenspangen geflochtenes Gewebe hin und her bewegte. Der Engländer schaute mit Bewunderung auf dieses Meisterwerk der Natur und mannhafter Uebung und fing dann mit prüfendem Finger an, auf den steinharten Muskeln herumzutippen. „Goddam, Mann," sagte er endlich, „Ihr müßt nächste Woche auf das große Schwingfest nach Bern, ich wetten auf Euch 100 Pfund." Christen ließ den Arm plötzlich sinken, wie wenn ihm ein scharfer Schmerz durch denselben gefahren wäre. Er hob rasch seine Axt auf die Schulter und schlug mit einem kurzen viel Dank und lebt wohl den Fußsteig nach dem tannenbewachsenen Felsenhange ein. Der Jäger rief ihm vergeblich nach, noch auf ein Wort stehen zu bleiben; er erhielt keine Antwort zurück.

Christen war hastig über das Steingeröll weggeschritten und fing nun an, den steilen Pfad zwischen den niedrigen und knorrigen Tannen emporzusteigen. All' die Gedanken, über die er vor seiner Begegnung mit dem Fremden gebrütet, waren wieder aufgewacht, nur hatten sie dadurch, daß ihn ein Anderer daran gemahnt, noch einen bittern Beigeschmack gewonnen. Er stieß die Axt im Gehen bisweilen heftig gegen den Boden, als müßt' er da ein giftiges Gewürm zertreten; er kämpfte auch mit einem giftigen Wurme, der arme Mann, aber der saß ihm drinnen tief im Herzen und fing nun an, wie die Schlange im Paradiese, in lauter, vernehmlicher Stimme sich auszusprechen.

Nicht war, hub der Verführer an, der alte Narr hat's auch gesagt; er will auf den ersten Blick Geld und Gut wetten, ohne zu wissen, wie manchen Schwung du schon gethan hast.

Ja, aber er weiß auch nicht, sprach eine andere Stimme in Christen dagegen, wie es bei dir daheim aussieht; daß du nicht Weib und Kind vergessen und deinen Lustbarkeiten nachgehen darfst.

So, das wäre ein Vergehen, rief's hinwieder, wenn du dir auch einmal eine unschuldige Freude gönnen würdest, der du das ganze Jahr wie ein Hund gearbeitet hast?

Aber was haben denn die Andern für Lustbarkeiten, und arbeiten sie nicht auch nach Kräften? tönte es leise zurück.

Die Andern, wer die Andern? rief's höhnisch dagegen; von der Frau will ich noch Nichts sagen, aber die Alte, was thut denn die und mit welchem Rechte rafft sie

jeden Kreuzer in ihre Hände und zankt, wenn du nur ein Röllchen Tabak kaufen willst? —

„Ja, das ist wahr," schrie Christen laut, der unter diesem Zwiegespräche auf einen schmalen, lichten Platz gekommen war, „das muß anders werden und wenn darüber Hälse brechen müßten." Wie zur Bekräftigung seines Vorsatzes hieb er die Axt mit weitausgeholtem Schwunge nach einem knorrigen Stamme, der halb entästet vor ihm auf dem schmalen Plane lag; aber die sonst so sichere Hand hatte diesmal im Zorne fehlgezielt. Die Axt fuhr neben dem Stamme hinstreifend in den felsigen Boden und mit einem schrillen Klange war das längere Stück der gestählten Schneide abgesprungen.

Wie es dem einmal verbitterten Gemüthe geht, statt sich durch ein selbstverschuldetes Mißgeschick zur Besinnung und Umkehr lenken zu lassen, wird es nur noch verbitterter, indem es die Schuld auf Andere wälzt. Mit zornigem Auge prüfte Christen den erlittenen Schaden und brummte dann mit mühsam unterdrückter Stimme: „Daran ist wieder die alte Hexe schuld und hintendrein werd' ich erst noch ihr Schelten hören sollen, wenn sie zu Mittag heraufkömmt — verflucht das." — Er setzte sich auf den liegenden Stamm und schaute, das düstere Gesicht in die Hand gestützt, in den gähnenden Abgrund hinunter, der kaum zwei Schritte vor ihm in die nächtliche Tiefe hinabschoß.

Es waren unheimliche, wilde Gedanken, die durch die Brust des verbitterten Mannes gingen, schwarz und schaurig wie der Abgrund, der sich zu seinen Füßen aufthat. Sie waren aber auch der nächtigen, grauenhaften Tiefe ent-

stiegen, diese Gedanken. Er erhob sich langsam mit vorgebeugtem Oberleibe von seinem Sitze, um über den dunkeln Rand hinabzustarren. Endlich trat er mit einem fröstelnden Schütteln zurück und sagte tonlos vor sich hin: „Dann freilich wär's abgeholfen."

Ueber den Laut der eigenen Stimme erschreckt, schaute er mit banger Hast um sich, ob ihn kein menschliches Ohr gehört habe; nein, er war allein in der lautlosen Einsamkeit, durch die nur das halbverschollene Brausen heraufdrang, mit dem drunten am Fuße der Felsenwand ein Bergbach dahinstäubte.

Der starke Mann wankte zurück wie von schwerer Arbeit erschöpft. Mit geschlossenen Augen legte er sich auf das weiche Moos, über das die Sonne, die unterdessen hinter den rückwärts liegenden Felsenkuppen emporgestiegen war, goldene Streiflichter durch die Tannenzweige niederwarf. Der heitere und erwärmende Glanz führte auch freundlichere Bilder in die Seele des Einsamen und er suchte sich daran festzuklammern, wie das vom Sturm erschütterte Stämmchen an seinem Stabe.

Es waren aber auch sonnige, gemüthstärkende Erinnerungen und Bilder. — Der Ostermontag war in der milden Schönheit eines sonnigen Vorfrühlingstages über dem Lande aufgegangen und durch die Straßen der Stadt Bern zogen jauchzende Gesellen Arm in Arm nach der Schanze hinauf; hinter ihnen drein drängende Menschenschaaren, die sich, auf dem Festplatze angekommen, zu einem weiten Zuschauerkreise zusammenschlossen. In der Mitte die kampfbegierigen Schwinger nach hergebrachter Schlachtordnung:

hie Emmenthal, hie Oberland, und in der vordersten Reihe der Letztern Christen, der kaum erwarten mochte, seine erste Meisterprobe abzulegen. Hei, wie sich da die mächtigen Glieder reckten, wie sich die strammen Muskeln spannten und zusammenzogen, bis der Gegner mit einem raschen Rucke in der Höhe zappelte und dann mit dumpfem Krache auf dem Rücken lag. Christen kam sich während des langen Kampfes wie ein Träumer vor; seine Augen bohrten sich nur in diejenigen des Gegners, und die weiten Zuschauerschaaren, die ihn schon nach dem ersten Schwunge jedesmal mit lautem Hallo begrüßten, erschienen ihm wie auf- und niedertauchende Nachtgestalten. Endlich aber, als er mit dem Letzten um die Ehre des Tages, um die Krone des Schwingerkönigs rang und er mit seinem Gegner im gegenseitigen Prüfen und Belauern der Kräfte bis hart an die Plankenumzäunung gerathen war, fiel sein Auge auf ein Gesichtchen, das ihm ermunternd zulächelte und mit gar wundersamem Lichte aus den dunkeln Schaaren hervorleuchtete. Ohne recht zu wissen, was er that, hatte er den Gegner mit einem plötzlichen Rucke angezogen und hielt ihn mit blitzschneller Wendung hoch über dem Kopfe empor. Ein weithinschallender Siegesruf ertönte aus den Reihen der Oberländer; aber die raschen Blicke ihres Vorkämpfers suchten vergeblich nach dem Gesichtchen, das ihm so freundlich zum letzten Triumphe genickt. Es war unter den drängenden Zuschauerschaaren verschwunden.

Am Abend erklangen vom goldenen Adler herab Geige und Klarinett in muntern Tanzweisen und zwischendrein das Jodeln und Jauchzen der Aelpler, für die heute keine

Sorge gewachsen war. Als Christen unter die Thüre trat, tanzte ihm zujauchzend ein Kamerad entgegen, der in seinen nervigen Armen eine schlanke Mädchengestalt im Kreise schwang. „Da probir's einmal mit der, Christen," rief der Bursche, „die kann's besser als ein Emmenthaler." — Die Beiden standen blöde und erröthend vor einander, als ob sie sich gegenseitig eine Schuld verbergen müßten. Ja, das war das frische Gesichtchen mit den hellen Augen und dem kleinen, feinen Munde, der heute Christen auf der Schanze so freundlich zugelächelt und den er den ganzen Nachmittag nicht hatte vergessen können. Zum Blödethun und Bewundern gab's indessen keine Zeit; die Geigen erklangen von Neuem und das Paar kreiselte mit den Andern den langen Saal hinunter.

Als der Tanz geendet, saßen sie Hand in Hand im hintersten Winkel in so eifrigem Gespräche, als hätten sie sich die wichtigsten Dinge von der Welt mitzutheilen. Und für die Beiden waren sie auch wichtig. Christen erzählte, daß er sich kaum noch erinnere, seine Eltern gekannt zu haben und schon lange her Sennknecht sei, an der weiten Welt keinen Antheil habe als seinen frohen Muth und seine gesunden starken Arme, mit denen er sich wohl getraue durch's Leben zu kommen.

Mädeli hatte all dem recht aufmerksam und andächtig zugehört und erzählte seinerseits, daß es ebenfalls aus dem Oberlande sei; seit einem Jahre in der Stadt die Kleidermacherei gelernt habe, nun aber in wenigen Tagen wieder heim zur Mutter gehen werde, die da droben zu hinterst im Haslethale ein kleines Heimwesen besitze.

So geschah es auch. Mädeli zog nach wenigen Tagen mit seiner erlernten Kunst heim zu seiner Mutter und seinem Schwesterchen, in das abseits gelegene Berghäuschen. Im Herbst, als die Sennten von den Alpen getrieben waren, zog Christen ebenfalls dahin, in seinem Sinne der glücklichste Mensch auf Gottes weiter Erde, da er nun einmal eine Heimath hatte und Mädeli sein Weib nennen konnte.

Soweit hatte Christen auf dem grünen Moose an der milden Frühlingssonne liegend über vergangene Dinge nachgedacht und geträumt, als er sich mit einem schmerzlichen Lächeln erhob und wie halb schlaftrunken mit der rauhen Hand über das Gesicht fuhr. Ach ja, sagte er vor sich hin, das ist nun schon lange vorbei; am besten ist's, ich fang' an zu arbeiten, damit ich an Andres nicht mehr denken muß.

Mit diesen Worten war er aufgestanden. Als er die Axt nochmals geprüft und sie zu jeglicher Arbeit untauglich gefunden, zog er ein krummgebogenes Messer hervor und begann an den niedrigen Tannen herum Besenreis zu schneiden.

Aber diese Arbeit war nicht geeignet, seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit zu beschäftigen und die Gedanken, denen er hatte entfliehen wollen, kamen mit neuer Gewalt über ihn. Er dachte an die ersten schönen Zeiten seiner neuen Heimath, da er glücklich war, wenn er Abends nach schwerer Arbeit in dem stillen Stübchen sitzen und stundenlang zuschauen konnte, wie flink die kleinen weißen Finger seiner Frau die Nadel regierten; da war ihm noch nie ein-

gefallen, daß die Mutter mit der kleinern Schwester nicht ebenso gut vom Ertrage seiner und Mädeli's Arbeit leben sollten, als sie Beide von der Milch der zwei Ziegen tranken, die draußen im Stalle blökten und von den Erdäpfeln aßen, welche Mutter und Schwester auf dem kleinen Acker pflanzten und ausgruben. Das wurde aber anders, als Mädeli zuerst ein Bübchen und später wieder ein Mädchen brachte. Mit den Kleinen kam wohl manche Freude, manches ungeahnte Glück im Geleite; aber auch das Ungemach und Leid blieb nicht aus. Mädeli kränkelte viel, konnte seinen Kunden nicht mehr so regelmäßig nachgehen und verlor deshalb die besten derselben. So blieb ein schöner Verdienst aus, dessen Verlust doppelt schwer auf Christen fiel, da die Sorge gewachsen war. Zudem war's ihm deutlich geworden, daß er nicht nur mehr für den Augenblick zu sorgen habe, sondern daß ihm auch die Zukunft seiner hülflosen Kinder anvertraut war. Er hatte schon früher mit Mädeli verabredet, daß die Schwester das Kleidermachen ebenfalls erlernen und so zum Verdienste beitragen solle; aber das Mädchen konnte das stille Sitzen nicht ertragen und wurde bleich und kränklich, so daß der Plan aufgegeben werden mußte.

Mit den einfachen Vergnügungen außer dem Hause, an denen Christen bisher noch hatte theilnehmen können, ging es zu Ende. In den ersten Jahren war er noch manchmal mit seiner jungen Frau an Sonntagen in's Thal hinunter gegangen und es hatte ihm in's innerste Herz wohlgethan, wenn die Bursche sie zum Tanze verlangten; sie könne es immer noch besser als jede andere und sei noch so schön und munter, als irgend Eine. Christen schlug das

hoch an und es war ihm, als arbeite er die Woche hindurch noch einmal so leicht. Gewiß war's, daß Mädeli ein Aehnliches empfand, wenn es hie und da, im Herbste oder Frühling, mit Christen zu einem kleinen Schwingen ging; da war er immer noch der Erste und Geehrte und sein Gesicht strahlte bei solchen Gelegenheiten von innerm Glücke, wie damals auf der Schanze in Bern, als er den mächtigen Emmenthaler über dem Kopfe schwang.

Diese Lichtblicke im Leben Christens waren vor der täglich wachsenden Noth, die manchmal kaum das spärliche Brod erübrigte, untergegangen und solcher Lichtblicke hat doch ein jedes Leben nöthig, wenn es nicht verkümmern soll, so gut wie Baum und Blüthe Sonnenschein. Es fing an zu nachten um die Seele des Mannes und er kam sich selbst manchmal vor, wie Einer, der im Finstern tappt, einen Ausweg suchen muß und ihn doch nicht finden kann.

Einmal an einem trüben Herbsttage war Christen in's Thal hinuntergegangen, um bei'm Sägemüller den Arbeitslohn für gefälltes Holz zu holen. Es war der Ertrag zweier Monate voll Schweiß und gefährlicher Mühe und doch konnte Christen die ganze Löhnung bequem in der geschlossenen Hand verbergen. Er ging trüben Sinnes den Weg am Mühlenbache heimwärts, daran denkend, daß die nächsten Tage mit Sturm und Schnee kommen und seiner Sorge ein neues Leben bringen werden, das heute noch unter dem Mutterherzen schlief. Wovon werden wir essen, wovon werden wir trinken und uns kleiden, sprach es in seinem Innern, während der leisertönende Trost, daß der, der die Lilien des Feldes schmücke, auch

seiner nicht vergessen werde, ihm wie bitterer Spott erschien.

Als er an das erste Haus des Dorfes gelangte und sein Blick auf den ausgehängten Schild „zum goldenen Adler" fiel, kam ein Gefühl wie von Zorn und tiefer Wehmuth zugleich über sein Herz. Ja, zum „goldenen Adler", sagte er vor sich hin, an den glücklichen Abend denkend, den er einst unter des Adlers Fittigen in Bern verlebt, und ohne zu wissen wie, war er in die Gaststube getreten. „Ei was Wunder," rief die Wirthin dem Ankömmling entgegen, „da muß ich schnell ein Kreuz an die Diele machen." — „Ja, ein Jahr wird's wohl sein, daß ich nicht da war," sagte Christen; „indessen gieb mir ein Halbbatzengläschen." — „Nicht lieber ein Schöpplein Neuen, Christen? Er ist heuer extra gut gerathen." — „Es thut's nicht," lautete die halbschüchterne Antwort.

Die Wirthin brachte das Verlangte und setzte sich wieder an ihre Arbeit, während Christen seinen Gedanken nachhing. Da stand noch Stuhl und Tisch unverrückt, an denen er vor Jahren so manche frohe Sonntagsstunde verlebt; dort unter der großen Uhr stak noch die Schraube in der Wand, an die er von Bern heimkehrend seinen Schwingerkranz aufgehängt, als das ganze Dorf an der Freude und Ehre, die einem Thalgenossen zugefallen, theilgenommen hatte. „Ich habe schon oft gedacht, wir müssen dich einmal erzürnt haben, Christen, daß du nie mehr vorbeigekommen bist," sagte die Wirthin. „Ach nein," meinte Christen, „aber wenn man bei dem geringen Verdienst für so viele Mäuler zu sorgen hat, so ist's mit dem Wirthshaus vorbei."

„Nun, so denken freilich nicht Alle," erwiderte die Wirthin; „aber sag, wie steht's auch mit deiner Frauen Schwester, dem Mareile, hat's die Näherei wirklich aufgegeben?" — „Ja, freilich hat's," stieß Christen ärgerlich heraus. „Das könnte nun aber wohl gut an einen Platz gehen," sagte die Frau aufblickend, „zu Hause verdient's doch Nichts."

Das hatte Christen auch schon gedacht, aber noch nie gewagt, den Vorschlag zu machen, da er wußte, wie die Mutter und seine Frau an dem Mädchen hingen und dessen Kränklichkeit wegen besorgt waren. Und er selbst konnte dem Kinde nicht gram sein, das still und bleich umherging, während es sich den letzten Bissen vom Munde brach, um ihn den Kleinen zuzuwenden. Aber doch kam es ihm jetzt wie eine Erleichterung vor, daß Jemand Fremdes ausgesprochen, was er selbst längst gedacht hatte. Er leerte sein Gläschen mit einem raschen Zuge und ließ sich's nochmals vollschenken.

Es war schon abendlich geworden, als Christen vor das Dorf hinausgekommen, den Bergweg nach seinem Häuschen einschlug. Der Wind hatte sich gewendet und trieb in scharfem Zuge die schweren Nebelmassen von den Höhen thalwärts. Noch sah er hinter den blätterlosen Vogelbeerbäumen kaum das Dach seines Häuschens, als ihm durch die Dämmerung der kleine Christeli entgegengesprungen kam. „Komm' weidli, Vater," rief das Kind von Weitem, „die Mutter ist krank geworden." Christen erschrak; er nahm mit einem schweren Seufzer den Kleinen auf den Arm und eilte dem Häuschen zu. Als der Mann hochathmend in die Stube trat, schaute ihn die Mutter scharf an

und sagte: „du kommst lange nicht, Christen.“ Er gab keine Antwort und beugte sich über das Bett, in dem die Wöchnerin todtbleich mit geschlossenen Augen da lag. „Wie ist dir's, Mädeli, was hat's gegeben?“ fragte er leise. Sie erhob langsam die feine, bleiche Hand und deutete auf einen Korb, der auf einem Stuhle an der Wand stand. Christen hob mit heftigem Zittern das weiße Tüchlein zurück. Da lag ein Kind mit feinem, weißen Gesichtchen und so durchsichtigen geschlossenen Augenlidern, daß man fast die Augen darunter schauen konnte. Aber es zuckte und regte sich nicht und die alte Mutter sagte über Christens Schulter herein: „Es ist todt.“

Christen ließ das Tüchlein auf die kleine Leiche fallen und unwillkürlich, er wußte selbst nicht wie, drang ein lautes „dem Himmel sei Dank“ über die Lippen.

Die Wöchnerin erhob bei diesen Worten ihr Gesicht und schaute Christen mit trübschwimmenden Augen an, mit einem bang bekümmerten Blicke, daß er sich abwenden und, seine heiße Stirn gegen die kalten Fensterscheiben drükkend, in die heranbrechende Nacht hinausschauen mußte.

Das waren trübe, unheimliche Stunden, so lange die kleine Leiche im Hause lag. Die Wöchnerin weinte still vor sich hin und gab auf jede Frage, wie es ihr gehe, blos die Bitte zurück, man möge sie ruhen lassen. Christen suchte am folgenden Morgen einige Bretter zusammen, um die Kosten für ein Särglein zu sparen und dem Kinde selbst sein letztes Bettlein herzurichten. Die alte Mutter schaute ihn über dieser Arbeit oft starr und groß an, als wollte sie fragen: kannst du das? — Christen empfand diese Blicke tief, aber

sie machten das durch die schwere Noth umhüllte Gemüth nur noch dunkler und er kam sich selbst immer mehr wie ein fremder Mensch vor, der um den Tod des kleinen Wesens nicht trauern könne.

Der Abend brach mit wildem Schneegestöber herein. Als es dunkel geworden, schritt der Vater im Geleite der Wehfrau durch Schnee und Sturm den Berg hinab dem Dorfe zu, unterm Arme das rohe Särglein tragend, das sein eigen Fleisch und Blut umschloß. Er wäre lieber selbst diesen Weg getragen worden.

Als Christen am folgenden Morgen schon vor das Häuschen getreten war, um trotz des Schneegestöbers noch einen Versuch zu machen, in's Gebirg zu gehen, kam ihm die Mutter nachgegangen. „Du hast mir das Geld vom Sägmüller noch nicht gegeben," sagte sie, „ich muß es haben." — „Pressirt's so?" entgegnete Christen, ohne sich umzukehren. „Ja," lautete die Antwort, „das Mareile kann bei diesem Wetter nicht in's Dorf hinunter; es muß andere Schuhe haben." Jetzt kehrte sich Christen um. „Hört, Mutter, ich will euch einmal meine Meinung sagen. Das Mareile kann in einen Platz gehen und sich seine Schuhe selbst verdienen. Wir sind hier noch Mäuler genug, die Nichts zu beißen und zu brechen haben."

Die sonst schon große Frau richtete sich empor, daß sie fast um Kopfeslänge höher schien; dabei heftete sie ihre dunkeln Augen so fest auf Christen, daß dieser, der sich mit so festem Entschlusse gewappnet glaubte, die seinigen unwillkürlich niederschlagen mußte. „So so, das ist deine Meinung," sagte sie endlich. Nun so höre auch die meinige:

So lange ich lebe, habe ich hier zu befehlen und wenn's dir nicht recht ist, so weißt selbst, wo du hergekommen bist. Lieber wollt' ich für deine eigenen Kinder betteln gehen, als eines der meinigen aus dem Hause stoßen wegen eines Mannes, der im Wirthshause sein Geld verthut, während seine Frau in Kindsnöthen liegt." Nach diesen Worten war die Mutter in's Häuschen zurückgetreten und hatte die Thüre zugeschlossen.

Christen stand lange regungslos vor sich hinstarrend. Dann plötzlich fuhr er auf und eilte der Thüre zu; er wollte seine Anklägerin zur Rechenschaft ziehen über den harten und ungerechten Vorwurf, mit dem sie ihn als pflichtvergessenen Mann und Vater gescholten. In der Entrüstung hierüber dachte er kaum daran, wie barsch seine andere Meinung abgewiesen worden war. Schon hatte er die Klinke erfaßt, um zornig in's Haus zu treten; aber nein, sagte er sich besinnend, Mädeli darf jetzt keinen Streit hören — das könnt' es in's Grab bringen — Gott helf' mir's tragen. Er kehrte um und schritt langsam durch das Schneegestöber aufwärts. Aber noch war er keine Viertelstunde weit gegangen, als ihm der Schnee schon bis an die Knie reichte und von der Höhe herab wirbelten undurchdringliche Flockenwolken. Da hinauf kann ich heute nicht, sagte der Mann stehen bleibend; aber umkehren und heimgehen? — Nein, stieß er nach einigem Besinnen dumpf und zornig hervor, wenn ich ein Lump sein soll, so will ich's auch sein. Er schlug mit der Hand auf die Hosentasche, als wollt er sich vergewissern, daß des Sägmüller's Geld noch da drinnen sei und eilte dann in satzweisen Sprüngen den

Berg abwärts mitten über die schneebedeckten Matten und Aecker dem Dorfe zu.

Als Christen aber drunten fast vor den ersten Häusern in den Weg eintrat, den er gestern Nacht mit dem todten Kinde gegangen, blieb er plötzlich hoch aufathmend stehen und sagte leise: nein, das geht doch nicht, was würden sie da drinnen sagen, wenn ich jetzt in's Wirthshaus säße! — Er kehrte sich um und schaute den Weg aufwärts nach dem Häuschen empor; es erschien ihm nur auf Augenblicke wie ein halbverhüllter Schatten, wenn ein schärferer Luftzug die dichte Flockenmasse etwas auseinander trieb. Das thust du nicht, sagte er entschlossen, nachdem er schon einen Fuß zum Rückweg angesetzt hatte, du gehst zum Brand-Micheli hinüber, da weiß Niemand woher und warum.

So ging der unglückliche Mann wieder raschen Schrittes vorwärts und schlug beim ersten Hause des Dorfes den Weg ein, der nach dem jenseitigen Bergpasse führte. Dort droben lag in verschwiegener Einsamkeit und fast übel beleumdet das Haus des Brand-Micheli. —

Die Nacht war längst angebrochen, als Christen aus schlimmer Gesellschaft und kaum noch seiner Sinne mächtig zu seinem trostlosen Weibe und den bangen Kindern heimkehrte. —

Dem schlimmen Anfange folgte ein erdrückender, qualvoller Winter, eine Zeit, wie sie auch gesunde Herzen zu unheilbarer Verstockung reift, wenn nicht ein gütiges Geschick noch zur rechten Zeit Erlösung bringt. Christen empfand zu gut, daß er durch eine einzige unglückselige That jede Habe verloren hatte, daran sein Leben fest anzufassen

und nach eigenem Willen zu lenken; mit dem ersten Gefühle der Reue und Scham verband sich daher alsbald dasjenige einer dumpfen Ergebung, die Alles geschehen ließ, wie es eben geschehen mochte, ohne Freude und Theilnahme, aber auch ohne Bangen und Klage. Das sind fürchterliche Zustände, und doch wie häufig kommen sie vor, in denen die Seele wie von einem modernden Schutte zugedeckt liegt, daß sie in bewußtloser Ohnmacht in ihrem dumpfen Kerker dahin brütet und nicht einmal mehr verlangt, aus der erstikkenden Haft herauszukommen. Das einzige Gefühl, das in Christen noch mit einiger Erregung fortlebte, war ein ungewisses Rachebedürfniß gegen die Mutter, der er Alles schuld gab und die ihn freilich auch knapper behandelte, je willenloser er sich anstellte. So folgte ein Tag dem andern in öder Wechselseitigkeit. Christen ging, sobald der Schnee festlag, beim ersten Morgengrauen mit seinem Holzschlitten in's Gebirge. Da sauste er den ganzen Tag auf der glatten Bahn mit schwindlichter Schnelligkeit thalwärts. Es verging keine Woche, daß bei dieser gefährlichen Winterthätigkeit der armen Bergleute nicht irgend ein Unglücksfall vorkam, zerquetschte oder gebrochene Glieder oder noch Schlimmeres; aber Christen dachte nicht daran, daß es ihn selbst treffen könnte, oder wenigstens war er gleichgültig gegen jede Gefahr. Er ließ sich mit der nämlichen sausenden Geschwindigkeit am gähnenden Abgrunde oder um die scharf vorspringende Felsenecke vorbeitreiben, mit der er drunten über die gefahrlose Fläche gegen das Dorf hinabfuhr. Wo sich der Muthigste nicht hinwagte, da ging er, als ob es sein täglicher Weg zwischen Tisch und Bette wäre; dabei

empfand er aber Nichts von dem stolzen Gefühle, das sonst einer kecken That folge und an dem er sich früher so oft das Herz erwärmt hatte. Er that's eben, wie er das Stück Brod brach, das er von Hause zum Mittagsmahl mitgenommen. Auch über die Kargheit des letztern ließ er keine Klage hören. Am Abend, wenn er heim kam, setzte er sich stumm in einen Winkel und nahm etwa ein Kind auf den Schooß; aber was die Kleinen plauderten und fragten, er gab freundlich zur Antwort: ich weiß es nicht, Christeli; oder wenn das Mädchen sagte: aber Väterle, warum singst du mir auch keines der schönen Lieder mehr? erwiderte er mit trübem Gesichte: ich hab' sie vergessen, Kind. So wartete er ruhig und ohne Nachfrage auf das Nachtessen. Da aß er die Erdäpfel, die Mädeli ihm schälte und vorlegte. Dann ging er zu Bette und wäre ohne Murren auch dahin gegangen, wenn er keine Erdäpfel bekommen hätte. Die Mutter selbst meinte oft, Christen sei wie umgekehrt; der Tod des Kindes und sein Wüstthun hernach sei ihm doch an's Herz gegangen; Mädeli jedoch empfand, daß noch etwas Anderes in seinem Manne lag. Aber auf jede leise Frage gab er zur Antwort: „Ach, laß mich doch in Ruhe, ich bin ja zufrieden.“ —

So ging der Winter seiner Neige zu. Eines Abends blieb Christen auf dem Heimwege vor dem Häuschen stehen und schaute aufmerksam nach dem Bergsattel hinüber. Zwischen den hohen Spitzen drängte sich röthliches Gewölk herab, das in unruhiger Bewegung längs den tiefen Abhängen hinzog. Als Christen in die Küche trat, die zugleich als Hausflur diente, prasselte das auf dem Heerde angezün-

dete Feuer knisternd durch einander, bald in spitzigen Flämmchen aufzuckend, bald wieder platt nach der Seite hinstreichend, wie von einem festen Drucke von oben niedergehalten. Beim Nachtessen sagte er plötzlich zwischen das Gerede der andern hinein: „Heut Nacht wird der Föhn kommen.“ Auf der Zunge und in Gedanken lag ihm noch weiter zu sagen: man solle deshalb die obere Dachluke sorgfältig schließen und auf das Feuer genau Acht geben; aber nach der wortkargen stummen Weise, die er seit Langem angenommen, schien ihm das bereits Gesagte schon zu viel und dabei dachte er, das sei Sache der Mutter, die könne selbst nachsehen und sorgen. Seine kaum angedeutete Mahnung wurde daher auch nicht beachtet und zur gewohnten Zeit lagen sämmtliche Bewohner des Häuschens im tiefsten Schlummer. —

Mitternacht mochte schon vorüber sein, als Christen durch einen heftigen Windstoß geweckt wurde, der krachend über das Häuschen weg zu Thal fuhr. Unter dem Dache pfiff und rumorte es, als ob das wilde Heer durchzöge und die Wände des Häuschens krachten, als müßten sie zusammenbrechen. Jetzt ist die Luke doch nicht geschlossen worden, dachte Christen und besann sich, ob er aufstehen und das Unterlassene selbst thun solle. War es bloße Sorglosigkeit oder Trotz, oder Beides zusammen; er blieb liegen und wollte die Augen eben wieder von Neuem schließen, als durch das kleine Schiebfensterchen, das von der Küche in die Stube führte, ein greller Feuerschein aufflackerte. Christen sprang auf und eilte mit einem unwillkürlichen Schreckensrufe der Thüre zu; als er in die Küche trat,

leckten die Flammen schon mit feurigen Zungen an dem Balkenwerke, das sich ohne Zwischenschirm über den Feuerheerd hinzog. Noch war keine Viertelstunde vergangen, als eine hohe vom Winde gepeitschte Feuersäule in's Thal hinableuchtete, in der das hölzerne Häuschen in rauchende Glut zusammensank, bevor die aus dem Schlafe geschreckten Dorfbewohner zur Hülfe herbeigeeilt waren. —

Christen hatte, nachdem er gerettet, was in der kurzen Frist zu retten war, das aufwirbelnde Feuer eine Weile mit dumpfer Gleichgültigkeit angestarrt; als aber Balken an Balken zusammensank und sich seine kaum bekleideten Angehörigen jammernd und wehklagend an ihn herandrängten, als könnten sie nur in seiner Nähe Schutz finden vor dem verzehrenden Elemente, da fing es plötzlich wieder an zu tagen in seinem Innern. Es war, als ob von der hellen Gluth ein erleuchtender Funke in seine Seele gefallen wäre. Er fühlte wieder, daß doch er allein Stütze, Stab und Haupt der Familie sei, daß sie nun von Allem entblößt sich nur auf seine Kraft, auf seinen Willen verlassen könne und müsse. Diese Gedanken, mit wie vieler Sorge und Mühe sie herankamen, erschreckten ihn keineswegs, im Gegentheil, er fühlte sich wie von einer dumpfen Last befreit. Was er nun erarbeitete und zu Stande brachte, das war sein Werk, war sein Eigen, an dem er nicht nur nach dem guten Willen Anderer Theil hatte. Er streckte bei diesem Gedanken beide Arme stramm vor sich hin, als wollte er prüfen, welche Lasten sie zu tragen vermöchten.

Alsbald zeigte es sich auch, daß Christen keineswegs so von aller Welt verlassen oder gar verachtet war, wie er ge-

meint hatte. Unter den ersten zu Hülfe Eilenden, die auf der Feuerstätte ankamen, befand sich der Adlerwirth. Als dieser sah, daß da jede rettende Thätigkeit unnütz war, nahm er Christen bei der Hand und sagte tröstend: „Nimm dir's nicht zu stark zu Herzen, Christen, am Ende war's doch nur eine alte baufällige Baracke. Einstweilen komm' nur mit den Deinigen mit mir heim und morgen wollen wir da drunten in unserm alten Hause ein Stüblein für euch einrichten.“ Es that Christen in der Seele wohl, daß dieser freundliche Vorschlag ihm selbst und nicht etwa der Mutter gemacht wurde. Er fühlte sich wie neugeboren, als die Männer von allen Seiten herankamen und ihm mit warmem Händedruck Hülfe und Beistand zusagten. Das Häuschen lag in knisternde Asche verwandelt, aber das Feuer hatte damit auch ein schweres Leid verzehrt. —

Den Häuslers Leuten war's seit Langem nie so gut geworden, wie nun jetzt nach der Unglücksnacht. Das Stüblein im alten Hause des Adlerwirthes unten am Berge war bald eingerichtet und von allen Seiten her brachten gefüllte Körbe, was zur Nothdurft des Leibes erforderlich war.

Als der Föhn den Schnee weggefegt hatte und Christen nun rasch Hand an den Bau eines neuen Heims legte, da zeigte sich's recht, wie viele freundlich gesinnte Menschen er hatte. Nicht nur aus dem Dorfe, selbst weit vom Thal herauf kamen Männer auf tagelange Hülfe, mit denen er sonst einen Hosenlupf gemacht und die nun im Mißgeschick der alten Freudentage nicht vergaßen. Unter Heiterkeit und fröhlichen Erinnerungen ging das Werk rasch vorwärts,

an dem Christen selbst wie ein Riese arbeitete — vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht, Nichts war ihm zu viel, keine Last zu schwer. Er freute sich an jedem Pfahle, der in den Boden geschlagen, an jedem Brette, das festgenagelt wurde; das wird mein Haus, dachte er und mußte selbst über sich lachen, wie er heute Zimmermann, morgen Maurer und am andern Tage Dachdecker war und ihm all' das so flink aus der Hand ging, als ob es sein Beruf wäre; aber mit fast ängstlicher Sorgfalt suchte er jede Mithülfe der Mutter fern zu halten. Das ist zu schwer für euch, pflegte er zu sagen, während ein ganz andres Gefühl als Sorgfalt und Schonung gegen die anerbotene Hülfe der stets noch starken und rüstigen Frau in seinem Herzen sprach.

Noch hatte der Herbst kein Läublein gefärbt, als Christen, auf dem fertigen Dachstuhle stehend, einen hellen Jodler in's Thal hinabtönen ließ und noch war nicht alles Laub von den Bäumen gesunken, als er mit den Seinigen schon in das theilweis ausgebaute Häuschen einziehen konnte. Mädeli umhalste den wackern Mann und sagte mit Thränen in den Augen: „ich habe den Sommer oft an die Worte gedacht, die du an jenem Abend im Adler in Bern zu mir sagtest, mit deinem frohen Muthe und den starken Armen werdest du wohl durch die Welt kommen. Das ist wahr, Christen.“ — „Ja, aber die will ich mir nun auch bewahren,“ antwortete dieser, „und nächste Ostern geh' ich wieder einmal zum Schwingen nach Bern hinunter. Darauf hab' ich mich nun lang gefreut und hab's auch den Burschen versprochen, die mir so wacker geholfen haben.“ — „Ver-

dient hast's," meinte Mädeli lächelnd, und ich habe Nichts dagegen." —

Mit dem einbrechenden Winter fing Christen wieder an Holz zu Thal zu schlitten; daneben verwendete er jede freie Stunde zum fertigen Ausbau seines Häuschens. In demselben aber wollte sich das Leben keineswegs so heiter anlassen, wie er gehofft hatte. Der Mutter, die in dem alten Hause so lange ihren gewohnten Schritt gegangen, kam nun in dem neuen Manches ungewohnt, das Ungewohnte aber sogleich als unzweckmäßig oder verfehlt vor. Christen empfand das doppelt bitter, da jeder ausgesprochene Tadel ja nicht nur dieser oder jener Einrichtung galt, sondern ihm selbst persönlich, der die Sache gemacht oder veranlaßt hatte. Manchmal war er hart daran, seinem Verdrusse freien Lauf zu lassen und schon stand ihm das Wort auf der Zunge: wenn es euch in meinem Hause nicht recht ist, so seht euch anderswo um; aber dann blickte ihn Mädeli so stillbittend an, daß ihm plötzlich die Erinnerung an den schrecklichen Tag nach dem Begräbnisse des Kindes durch die Seele fuhr, und er den Aerger wieder hinunter schluckte. Damit war's freilich nicht besser und konnte auch nicht besser werden dadurch, daß sich nun wieder mancherlei Nahrungsnoth einstellte. — Seit dem Einzuge in das neue Häuschen hatten Hülfe und Spenden andrer Menschen aufgehört, obwohl es nun erst jetzt wieder an so manchem Nothwendigen gebrach. Christen stand oft lange, vor sich hin auf einen Gegenstand schauend, den er doch nicht sah und sagte dann zu sich, mit der Hand über's Gesicht fahrend: „'s wird wieder mit mir wie voriges Jahr; 's ist

nicht zum Leben und nicht zum Sterben. Ich wollt' bald, es wär' zum letztern." — Einmal beim Nachtessen sagte die Mutter: „Die Bänk' da um den Tisch herum sind auch nichts nutz, die sind zu schmal; auf den alten konnt' man doch auch sitzen." — Christen entgegnete ärgerlich: „In euerm Haus war Alles recht, in meinem gar Nichts." Die Mutter hob ihr strenges, markiges Gesicht empor und sagte mit scharfer Stimme: „Was auf meinem Grund und Boden steht, ist mein, so lang ich lebe, wenn's schon nichts taugt und mir keine Freude macht." — Jetzt riß Christen die Geduld. Er wollte rasch aufstehen, um seine Meinung ebenfalls auszusprechen; aber eben so rasch trat ihm Mädeli unter dem Tisch weg auf den Fuß und über den Tisch weg reichte es dem Erzürnten eine Kartoffel entgegen. „Sieh, die ist schön aufgesprungen," sagte es. Christen würgte den Erdäpfel mühsam hinunter, als ob derselbe aus Harz geballt gewesen wäre; „aber," sagte er nachher zu Mädeli, „du wirst sehen — das giebt noch ein Unglück. Der Hund, der zu lange an der Kette liegt, beißt zuletzt den eigenen Meister." —

So verging der Winter und in Christen war's wieder recht trüb und dunkel geworden. Was ihn noch erheiterte und wie ein heller Sonnenblick in sein mißmuthiges Grübeln fiel, war der Gedanke an das Schwingerfest. Er meinte immer, das müßt' ihm eine Art Erlösung bringen. Wenn er einmal auf ein paar Tage die dumpfe Luft abschütteln konnte, die ihn umgab, wenn er wieder einmal seine ganze mannhafte Kraft vor aller Welt bewiesen hatte und dadurch geehrt heimkehrte, dann konnte und wollte er

auch da anders auftreten; das gab einen Anlaß zu sagen: „der bin ich noch immer und ich lasse mich nicht länger so wie ein Kind behandeln.“ Er erwartete überhaupt von dem Beisammensein mit andern frohen Menschen eine Stärkung, die er daheim in seiner Einsamkeit, zwischen Weib und Mutter stehend, nicht finden konnte. Und das Fest kam ja mit jedem Tage näher; bis dahin wollte er sich noch Alles gefallen lassen.

Am Sonntag kam der Wengern-Sepp, dessen Sorge es schon viele Jahre gewesen, die Schwinger im Thale zu sammeln und sie am Ostermontage nach Bern zu führen. Der sagte zu Christen: Er werde sich des Versprechens erinnern, das er ihm und andern im Sommer während dem Hausbau gegeben, und sich nun bereit halten über acht Tage mit ihnen nach Bern zu marschiren. Wenn er nicht selbst schwingen wollte, so werde man ihn zum Kampfrichter vorschlagen, es seien Alle damit einverstanden. Es war natürlich, daß Christen freudig zusagte, jedoch meinte, er wolle seine Knochen selbst auch noch einmal probiren. Als der Mann fort war, sagte Christen zuversichtlich: „aber jetzt muß ich mir auch ein Wamms machen lassen vorher — es wäre schon längst nöthig gewesen.“ — „Von was?“ fragte die Mutter kurz. — „Ei,“ erwiderte er, „der Weibel hat schon vor ein paar Tagen gesagt, man werde jetzt endlich das Geld von der Regierung für das alte Haus haben können; da wird mir wohl auch etwas für ein Wamms und ein paar Batzen Reisegeld übrig bleiben. Hab' ich doch ohne das Geld neu gebaut.“ — „Die Schulden abgerechnet“ gab die Mutter gleichgültig zu-

rück, sagte dann aber Nichts mehr und Christen war innerlich froh, daß sie noch so leicht ihre Zustimmung gegeben.

Nach dem Nachtessen schlich er sich davon und stieg rasch nach dem Dorfe hinunter. Besser ist's doch, ich stelle mich rechtzeitig, dachte er, seine Schritte nach dem Hause des Seckelmeisters lenkend. Da erfuhr er aber mit Zorn und Beschämung zugleich, daß schon vor zwei Tagen die Mutter das Geld geholt habe, der es natürlich auch als Eigenthümerin des verbrannten Häuschens zugeschrieben gewesen sei. Voll Ingrimmes trat Christen den Heimweg an, beständig vor sich hermurmelnd: „jetzt muß es biegen oder brechen." Daß man ihn vor andern so bloßgestellt, daß der Seckelmeister nun auch erfahren mußte, wie er als ein Kind behandelt werde, das meinte er nicht ertragen zu können. Als er in die Stube trat, war das Licht schon ausgelöscht und Mädeli saß dunkel im Ofenwinkel. „Bist du's, Christen?" fragte es mit zaghafter Stimme. — „Wer wollt's anders sein," gab der Gefragte trotzig zurück; „aber hast du gewußt, daß die Alte das Geld geholt hat?" — „Ach Gott nein," antwortete Mädeli weinend, „sie hat's uns erst gesagt, als du fort warst, und Mareile wäre dir noch nachgesprungen, wenn sie's zugegeben hätte. Ich habe in meinem Leben noch nie einen Zank mit der Mutter gehabt als vorhin; ich bitte dich Christen, sag' jetzt Nichts, sie ist schon im Zorn in's Bett gegangen."

Christen ballte beide Hände zusammen, als müßte er sich an den eigenen Fäusten festhalten. Er konnte sein un-

schuldiges Weib nicht weinen sehen und gab Ruhe; aber am Morgen, dachte er, will ich's einmal probiren.

Zorn und Aerger ließen den Mann lange nicht schlafen; dann kam ein seltsamer Traum über ihn. Er lag matt und müde am Rande eines jähen Abhanges, wie fest gebannt; der Tod gähnte ihm aus dem Abgrund entgegen; aber er vermochte kein Glied zu rühren. Da legte sich eine schwere Last auf seine Brust, die ihm den Athem zu erdrücken drohte. Als Christen aufschaute, war's die Mutter, die ihn höhnisch angrinsend ihre Knie gegen sein Herz stemmte. Der Beängstigte bog sich innerlich, seine ganze Muskelkraft anspannend, zusammen, um wie beim Ringen mit einem plötzlichen Rucke auszufahren. Es gelang; die Mutter rollte den Abhang hinunter, während aus der Tasche ihres aufflatternden Kleides ein breiter Streifen klingender und glänzender Thaler herausfiel.

Als Christen erwachte, begann bereits der Tag zu grauen; aber das seltsame Traumbild, das noch mit aller Lebhaftigkeit vor seinem wachen Blicke stand, war wenig geeignet, sein Gemüth zu besänftigen und er brachte es nicht über sich, den kurzen Morgengruß zu erwidern, als die Mutter in die Stube trat. Er rang mit sich nach innerer Ruhe und Entschlossenheit und um sich nicht durch das stillbittende Gesicht seines Weibes beirren zu lassen, machte er sich draußen vor dem Hause zu schaffen.

Nach dem Morgenessen, an dem man nur die unschuldigen Plaudereien der Kinder hörte, begann Christen mit gepreßter Stimme: „Warum habt ihr mir Nichts gesagt,

Mutter, daß ihr das Geld schon vom Seckelmeister geholt?"

„Ich hatte das nicht nöthig," lautete die entschlossene Antwort. Christen schob beide Hände in die Hosentaschen, als müßt' er sie in sichern Gewahrsam bringen. „Aber so Viel gebt ihr mir nun doch davon," fuhr er fort, „daß ich nach Bern gehen kann... Ihr wißt, ich hab's den Andern versprochen." Die Mutter erhob sich vom Tische und sagte hoch aufgerichtet: „Hör' Christen, du solltest dich in Grund's Boden hinein schämen, an's Lumpen zu denken, wo wir so genug zu sorgen haben. Uebrigens hab' ich von dem Geldchen den Schlosser und Hafner bezahlt und das da ist Alles, was übrig geblieben ist." Dabei zog sie ein zusammengenähtes Strumpfende hervor, das ein Beutelchen bildete, etwa von der Größe einer Kinderfaust. Christen schoß um die Tischecke herum und wollte sich des Schatzes bemächtigen; aber im nämlichen Augenblick erhielt er von der kräftigen Alten einen so ausgiebigen Stoß gegen die Brust, daß er zur Seite taumelte. „Mordelement," schrie er, sich wieder aufraffend, „gilt es so?" — und jetzt würde die alte Frau den Stoß wohl mit reichen Zinsen zurückerhalten haben, wenn sich nicht Mädeli dem wüthenden Manne entgegengeworfen hätte. „Christen, zuerst mußt du mich schlagen," sagte es mit bebender Stimme. Er wollte seinen Arm gewaltsam losmachen, aber als sein Blick auf das ängstliche Gesicht seines Weibes fiel, das mit geduldiger Ergebung dem drohenden Streiche entgegenstand, da sank seine Hand herab und langsam wandte er sich der Thüre zu. —

Das war an jenem Morgen geschehen, als Christen in's Gebirge hinaufsteigend den wunderlichen Bärenjäger angetroffen. Auf seinem Wege über die sonnige Halde hinan hatte sich seine Aufregung besänftigt und fast mußte er lächeln, als er an den Hosenlupf dachte, den er mit den Weibern zu beginnen im Begriff gewesen; aber als er in die schattige Einsamkeit der Felsen getreten, da wurde es auch in seinem Innern wieder dunkler und als ihn der Engländer gar an das bevorstehende Schwingerfest mahnte, kam wieder der ganze Dämon des Zornes über seine Seele. Und die Menschenseele ist ein wundersames Spiel, gleich der Wolke, die, ohne daß wir den Lufthauch gesehen, bald zu freundlichen, bald zu unheildrohenden Gestalten umgewandelt wird. Als Christen in den Abgrund hinunter schaute, der sich vor seinem gefällten Tannenstamme aufthat, stand plötzlich das Traumbild der vergangenen Nacht vor ihm und es war, als ob es laut in ihm rief: die Mutter ist doch dein Unglück, so lange sie lebt; wenn sie da verunglückte — dann wärst du dein eigener Meister — wer säh' es? — — Christen hörte nicht weiter. Aber das war's, warum er sich von einem innern Froste erfaßt, müde und erschöpft auf das Moos legte und dann endlich, um seinen Gedanken zu entfliehen, anfing, Besenreis zu schneiden. —

Als über dieser Arbeit endlich das Mittagsglöcklein vom Dorfe heraufklang, schaute er oft unruhig nach dem Wege hinüber, der an den Felsen hinaufführte. Bald erschien auch auf demselben die Mutter und hinter ihr Mädeli mit den Kindern und Mareile, das ein großes Milchgefäß

auf dem Kopfe trug. Christen wunderte sich über den großen Zug. Gewöhnlich brachte ihm an schönen Tagen die Großmutter das Mittagsbrod, manchmal kam auch Mareile oder Mädeli mit, um sogleich Reis und Kleinholz mit hinabzutragen. Christen war froh, daß die Mutter heute nicht einzig kam, wenn er sich's auch nicht denken konnte, warum gleich der ganze Schwarm mitzog.

Freilich ahnte ihm Etwas, als die Leutchen auf den Platz hereintraten und Mädeli und Mareile so heitere Gesichter mitbrachten; aber über diese aufdämmernde Heiterkeit schwebte alsbald das strenge, kalte Antlitz der Mutter wie eine Sonnenfinsterniß herauf.

Mareile stellte sein Milchgefäß auf den Boden, während die Kinder jauchzend auf den Vater zusprangen. „Wir haben gedacht, wir wollen Alle kommen," sagte Mädeli, „daß wir auch gleich Viel hinuntertragen könnten. Und jetzt essen wir auch gleich Alle miteinander; wir haben die Milch nur unterwegs im Sennhause mitgenommen." Damit fing es an, einen halben Laib Brod einzubrocken, den, es in ein Tüchlein gewickelt, unter'm Arm getragen hatte.

„Von wegen dem Heruntertragen," meinte Christen mürrisch, „hättet ihr nicht kommen brauchen; ich hab' heute die Axt gebrochen und konnte d'rum nur Besen schneiden." Die Mutter hob das Werkzeug auf, um den Schaden anzusehen. „Man sollt' meinen, du hättest Steine damit gespalten," sagte sie, etwas Erde aus dem kantigen Bruche reibend. — „Ja, freilich hab' ich auch nach etwas Hartem gehauen," entgegnete Christen scharf; aber wie

um seinem Munde eine andere Beschäftigung zu geben, als Red' und Antwort zu stehen, ergriff er rasch einen der mitgebrachten hölzernen Löffel und setzte sich zu der Milchschüssel auf das Moos hin. Die Andern ließen sich gleichfalls schweigend nieder; nur die Kinder sprangen und jubelten, daß sie da droben im Walde essen konnten.

Kaum jedoch hatte die Mutter von dem gewohnten „Aller Augen warten auf Dich, o Herr" das Amen gesprochen, als nahe hinter dem Gebüsche zur Rechten ein Schuß knallte, dessen Schall grollend an den stillen Felswänden dahin zog; aber noch war er nicht verhallt, als ein markerschütterndes Gebrüll erdröhnte, wie von einem wüthenden Stiere, den der Schlächter nicht zu Tode getroffen. Erschrocken sprangen Alle von ihrem Sitze empor und Mädeli wies mit der einen Hand schreckenbleich nach dem jenseitigen Abhange hinüber, während es mit der andern angstvoll nach den Kindern haschte. „Ein Bär?" riefen Christen und die Mutter, die mit den Blicken Mädeli's ausgestreckter Hand gefolgt waren, wie aus einem Munde.

„Bei Gott ein Bär," fuhr Christen allein fort, „wenn ich nur ein Gewehr da hätte." Aber kaum hatte er das Wort gesprochen, als hinter dem Gebüsche hervor noch ein Schuß knallte und das zottige Ungeheuer den Blicken entschwunden war. Einen Augenblick folgte Todtenstille; aber dann erscholl noch fürchterlicher das Gebrüll der Bestie von Neuem und dazwischen ein so jammernder Hülferuf einer

menschlichen Stimme, daß Leib und Seele erbebten. „Das ist das verirrte Bein, der gute Engländer," schrie da Christen, „dem muß ich zu Hülfe" — und ohne auf das hinter ihm sich erhebende Angstgeschrei zu achten, stürzte er, das Beil in der Hand, in das Gebüsch hinüber, woher der Angstruf ertönt hatte. Als er hart am Abgrunde hineilend eine neue Lichtung erreichte, bot sich ihm ein so sonderbarer Anblick dar, daß die unwillkürlich erregte Lachlust fast Mitleid und Schrecken überwältigt hätten. Ueber die Fläche heran kugelte mit wunderbarer Schnelligkeit der Engländer, bald in langen Sätzen springend, bald wieder die Rohrstiefel hoch in der Luft und den Kopf auf der Erde, ohne daß die windschnelle Bewegung einen Unterbruch erlitten hätte.

„Hülfe Mann, brav Mann," schrie er Christen erblikkend, „all' Gut und Geld dein ... brav Mann Hülfe!" — „Wo habt ihr das Gewehr?" rief Christen, dem Geängstigten entgegeneilend. „Verloren . . . Bergabgefallen," keuchte der Andere, an seinem hülfbereiten Retter vorüber kollernd, „nur todte schlagen, die Bestie, mit die Beil schlagen ... ich nicht kann ... Hülfe, Hülfe!"

Christen hatte keine Zeit, zu überlegen, ob er dem so weislich ertheilten Rath folgen wolle. Ihm gegenüber krachten und knackten die niedrigen Aeste und im Augenblicke stand kaum zehn Schritte vor ihm der Bär auf dem Platze, während von hinten her schon ferner das Geschrei des Flüchtigen fort ertönte.

Beim Anblick des Gegners, der festen Fußes stand,

stutzte die Bestie einige Augenblicke; dann aber, auf die Hinterfüße sich erhebend, stieß sie ein dröhnendes Gebrüll aus und war mit Blitzesschnelle hoch aufgerichtet zum Kampfe heranmarschirt.

Christen hatte sie mit hocherhobener Axt erwartet. Der Streich fiel mit dumpfem Schlage nieder; das Ungeheuer wankte und aus seinem mit glänzenden Zähnen bewaffneten Rachen quoll dunkles Blut hervor; aber im Nu stand das Thier wieder aufgerichtet und Christen erkannte mit Entsetzen, daß die stumpfe Axt nicht durch den zottigen Pelz zu dringen vermochte. Zu einem neuen Streiche war kein Raum mehr gegeben und schon hatte das Thier die mächtigen Vordertatzen um seine Lenden geschlagen, während sich der blutfletschende Rachen an seine Brust herandrängte. Es begann ein stummer, entsetzlicher Todeskampf, in dem kein Pardon gegeben werden konnte. Christen drängte seinen linken Ellenbogen in den Schlund des Gegners, während er ihm mit der Rechten den Hals zusammenschnürte, um ihm den Athem zu erdrücken; aber bald fühlte er, daß er in Nachtheil kam, da ihm unter der um seinen Leib geschlagenen Riesenzange der Tatzen der eigene Athem erstickte. Mit krampfhafter Anspannung seiner Muskeln suchte er das Thier rückwärts auf den Boden zu werfen. Es gelang; aber nun wälzten sich die beiden Kämpfer über einander rollend die abgleitende Fläche hinunter, ohne daß einer von seiner Eisenumarmung den leisesten Verzug gegeben hätte. Christen erkannte mit Entsetzen, daß sie immer rascher dem Abgrund zurollten, und doch war er nicht im

Stande, dem unvermeidlichen Todesgange Einhalt zu thun. Sein Athem stockte und die Lippen schnappten vergeblich nach einem erfrischenden Lufttrank. Er wollte um Hülfe rufen; aber die Stimme war in der zusammengepreßten Brust eingeklemmt und kaum seinem eigenen Ohre vernehmbar. Jetzt fuhr der Gedanke an die vergeltende Gerechtigkeit durch die Seele des Todgeweihten: Du wirst in demselben Abgrund zerschellen, in dem du heute der Mutter den Tod gewünscht. — Die letzten schützenden Zweige krachten; die Besinnung schwand und vor den flimmernden Augen flatterte es auf und nieder wie die verwehenden Schatten der Mutter, des Weibes und der armen Kinder. Die Schatten wurden dunkler und mit einem letzten erstickten Seufzer war die empfindungslose ewige Nacht gekommen. —

Christen hatte lange in dieser Nacht gelegen. Dann kam es wieder wie ein fernes Brausen an sein Ohr — war es das Rauschen des Gebirgsbaches, dem er in die Tiefe entgegenrollte? aber durch die geschlossenen Augen drang ein mattes Flimmern und an seinem Ohre rief es jetzt herzdurchschneidend Christen, Christen! — Die Augen öffneten sich, verworren umherschauend. Da erkannte er sein Weib, das sich händeringend über ihn hereinbeugte, an seinen Knien klammerten sich lautschreiend die Kinder und nebenan stand die Mutter mit rothem Blute bedeckt. „Der Traum!“ — stöhnte Christen, die dunkle Gestalt anstarrend, und seine Augen fielen von Neuem zu.

Aber das Ohr war offen geblieben und das Leben

hatte wieder Wurzeln geschlagen. „Er stirbt, er stirbt!" rief Mädeli's Jammerstimme. „Nein, er regt sich ... Gott sei gelobt," antwortete die Mutter. Christen hob die schwere Hand empor, als wollte er die dunkeln Traumbilder von der Stirne wischen, aber die Hand sank zurück und aus der Brust hervor keuchte es kaum vernehmlich: „trinken ... ein Wenig trinken."

„Da trinken, da trinken, brav Mann," ertönte es hell, und vor Christen tauchte schattenhaft die zappelnde Gestalt des Engländers empor; — wahre Lebensgeist trinken ... hurra, wieder leben, brav Mann, gut Mann." Der Halbohnmächtige fühlte eine Flüssigkeit über seine Zunge rinnen, die sich wie ein warmer Strom durch seine starren Glieder ergoß. „So, dank ... ich habe genug," sagte er, die Augen aufschlagend und sich mit der Hand emporstützend, „es wird mir wieder wohl ... ich bin nicht da hinabgestürzt." — „Nein, nein," rief jetzt Mädeli, jubelnd den Mann umhalsend, „du bist bei uns ... mit Gottes Hülfe ist dir die Mutter beigestanden." — —

Und so war es auch. Als der Engländer auf seiner Flucht zu den erschrockenen Frauen und Kindern herangekollert kam und ihnen mit beiden Händen telegraphirend und kauderwelschend sein Abenteuer mittheilen wollte, hatte die Mutter augenblicklich die Gefahr erkannt und ihren Entschluß gefaßt. Ohne lange zu fragen, darf ich? riß sie dem „verirrten Beine" das breitschneidige Waidmesser von der Seite und stürzte das Gebüsch hinauf, Christen nach. Als sie auf die Lichtung gelangte, waren

Mann und Bär schon hart an den Abgrund gerollt. Mit einem lauten Aufschrei stürzte sie dazwischen und stieß dem Thiere ihre Klinge in den Leib, während sie Christen's herabsinkenden Arm erfaßte, um ihn von dem tödtlichen Rande zurückzuziehen. Mit erschütterndem Gebrülle ließ die Bestie ihren bisherigen Gegner fahren, um sich auf den neuen zu werfen; aber ihre Kraft war gebrochen und sie stürzte mit dumpfem Poltern den Abhang hinunter. —

Nach einer Stunde schon war Christen im Stande, am Arme der Mutter den Heimweg anzutreten. Bei'm ersten Wiesenzaune begegnete ihnen eine jubelnde Schaar Männer, das „verirrte Bein" an der Spitze, die hinaufzogen, um das Wild aus der Schlucht hervor zu holen. — —

Acht Tage später fuhr ein großer, mit Reisern geschmückter und von vier kräftigen Rossen gezogener Wagen auf der Oberländerstraße nach Bern herein. Vorauf saß neben Christen der Engländer, der den Landleuten, die dem von Kuhreigen und Jodlern erklingenden Wagen nachschauten, reichliche Geldspenden entgegenwarf. „Lustig, lustig," rief er seinen frohen Begleitern immer zu, „das ist ein Hochzeit, noch lustiger als ein Hochzeit." Hinter dem Wagen der Schwinger fuhr ein Zweispänner, in dem Alle saßen, die vor acht Tagen um den Milchtopf im Gebirge versammelt gewesen waren. Auf der Schanze schwang Christen, obwohl ihn der linke Arm, der im Rachen des Bären gelegen, noch immer schmerzte, mit einem stämmigen

Emmenthaler, und als er ihn im Aufschwunge über den Kopf hob, rief er lachend: „Oh, oh, bei dir daheim wachsen keine Bären."

Am Abend, als im Adler wieder Geige und Klarinett erklangen, war Christen der Erste, der mit Mädeli den Saal herabwalzte, während der Engländer seine dünnen Beine mit der Geschwindigkeit eines Rehes um Mareile herumschwang. Daneben erzählte er, wie stets seit acht Tagen, Jedem, der ihn hören mochte, von seiner kühnen Bärenjagd. „Nicht wahr," schloß er jedesmal triumphirend, „ich haben Recht gehabt; wo Berg sein, müssen auch Bär sein." —

Christen ist noch heut zu Tage auf den Schwingfesten wohlbekannt. Aber auf dem Pachthofe, den ihm das „verirrte Bein" gegeben, ohne jemals einen Zins annehmen zu wollen und der ihm nach dem Tode des wunderlichen Bärenjägers eigenthümlich zugefallen, ist er bald zu fett und schwer zum Schwingen geworden. Er sitzt daher gewöhnlich im Kampfgerichte, wo er mit unparteiischer Kennerschaft sein Urtheil spricht. Wenn der Mann von seinem Bärenabenteuer erzählt, was er oft und gerne thut, pflegt er gewöhnlich mit einer Betrachtung zu schließen. „Ich habe lange," sagt er, „mit mir selbst und der Noth des Lebens gekämpft, ohne einem von beiden Etwas abzugewinnen; aber wunderbar, der Kampf mit einem wilden Thiere hat mir über Beide den Sieg gegeben. Darum pflegte die Mutter — es war eine brave Frau, Gott

habe sie selig — mit Recht zu sagen: Das Menschenleben ist ein Gewebe von Kreuzwegen. Du gehst nach einer Seite hin und kommst unversehens auf der andern heraus; aber jeder Weg führt zum rechten Ziele, wenn du genügsam, reinen Sinns und mit Gottvertrauen auf demselben einhergehst.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.